

Frankfurter Allgemeine

ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Dienstag, 17. September 2024 · Nr. 217/38 E1

HERAUSGEGEBEN VON GERALD BRAUNBERGER, JÜRGEN KAUBE, CARSTEN KNOP, BERTHOLD KOHLER

3,70 € F.A.Z. im Internet: faz.net

Wüst für Merz als Kandidat

reb. DÜSSELDORF. Der Landesvorstand der nordrhein-westfälischen CDU hat sich am Montag für den CDU-Bundesvorsitzenden Friedrich Merz als Unionskanzlerkandidat ausgesprochen. „Ein klares Signal für die Geschlossenheit der deutschen Christdemokratie geht heute aus von der CDU in Nordrhein-Westfalen“, sagte der Landesvorsitzende und NRW-Ministerpräsident Hendrik Wüst nach der Sitzung. Der aus dem Sauerland stammende Merz könne sich auf die Unterstützung seines Heimatlandes verlassen. „Ich würde mich sehr freuen, wenn auch die CSU Friedrich Merz als gemeinsamen Kandidaten unterstützt“, sagte Wüst, der neben dem CSU-Vorsitzenden und bayerischen Ministerpräsidenten Markus Söder ebenfalls als möglicher Anwärter auf die Kandidatur galt. Die Bundestagswahl 2021 habe gezeigt, dass die Grundvoraussetzung für den Wahlerfolg die Geschlossenheit der Union sei. Er selbst stehe „aktuell und unter den gegebenen Umständen“ für die Kanzlerkandidatur 2025 nicht zur Verfügung. Als Vorsitzender des größten Landesverbands der CDU sei es seine Pflicht, die Geschlossenheit zu fördern. „Nur mit einer starken und einigen Union im Bund wird auch die Ablösung der Ampelregierung gelingen.“

Das Ende oder ein Anfang?



Bundespolizisten im Einsatz – Lange hatte Nancy Faeser sich dagegen gewehrt, die Grenzkontrollen auszuweiten. Dann kam Solingen, und die Bundesinnenministerin änderte ihre Haltung. Seit Montag werden alle Grenzen kontrolliert, vorerst für sechs Monate. Es gab Lob dafür, aber

auch Kritik. Die Kontrollen kämen zu spät, sie seien ein Alleingang in Europa, eine Gefahr für den Schengenraum. Oder auch: Sie weckten bei der Bekämpfung der irregulären Migration Erwartungen, die sie nicht erfüllen könnten. Nun hat die Stunde der Wahrheit begonnen. **Seite 4**

Foto EPA

Zielscheibe Trump

Von Majid Sattar

Nach dem zweiten Attentatsversuch auf Donald Trump innerhalb von zwei Monaten sind noch viele Fragen zu Täter, Tathergang und Motiv offen. Fest steht aber, dass die Sicherheitsbehörden ihre Gefahreinschätzung überprüfen und den Personenschutz für den Präsidentschaftskandidaten verstärken müssen. Einen hundertprozentigen Schutz kann es nicht geben. Doch Amerika ist – auch wenn die meisten Amerikaner gegen Gewalt in der Politik und für Besonnenheit sind – so stark polarisiert, dass Präsidentschaftskandidaten von Secret Service in ähnlichem Umfang geschützt werden müssen wie Präsidenten selbst.

Der mutmaßliche Täter hat sich im Netz so über die Wahl und Trump geäußert, wie man das von Demokraten kennt: dass die Demokratie auf dem Spiel stehe. Ob das ausschlaggebend für sein Vorgehen war, weiß man nicht. Aber es zeigt nicht zum ersten Mal, dass politische Rhetorik potentiell gefährlich sein kann. Zur Wahrheit gehört freilich auch, dass Trump für die Polarisierung selbst Verantwortung trägt. Angst und Diffamierung sind sein Treibstoff. Ein solches Klima stachelt Verwirrte und Extremisten an. Der Personenschutz dürfte daher auch den Schutz für Vizepräsidentin Kamala Harris überprüfen. Sie nimmt die Warnungen des Secret Service ernst: Anders als Trump hat die demokratische Kandidatur auf Kundgebungen unter freiem Himmel verzichtet.

Trump hatte sich nach den Schüssen im Juli in Pennsylvania zunächst verantwortlich verhalten. Anders als einige seiner Verbündeten verbreitete er keine Verschwörungserzählungen. Zuletzt war er aber im Wahlkampf so in die Defensive geraten, dass auch er zu diesem Mittel griff: In der Fernsehdebatte mit Harris sagte er, nicht er, sondern die Demokraten seien eine Gefahr für die Demokratie. Diese düstere Rhetorik ist geeignet, die Erzählung vom „tiefen Staat“ fortzuspinnen und das Vertrauen in die staatlichen Institutionen weiter zu untergraben. So wird an der Eskalationsspirale gedreht. Die Demokraten sollten dieses böse Spiel nicht mitspielen.

Europas absurde Asylpolitik

Von Nikolas Busse

Es ist rhetorische Schönfärberei, wenn die Bundesinnenministerin sagt, dass Deutschland die neuen Grenzkontrollen in enger Abstimmung mit seinen Nachbarn vornimmt. Die Reaktionen aus Polen und Österreich waren eindeutig. Die Bundesregierung hat den Rest der EU überrumpelt. Nicht nur in Warschau und Wien wird man genau beobachten, was es für das eigene Land bedeutet, wenn Deutschland nun „die irreguläre Migration weiter zurückdrängen“ will, wie Nancy Faeser angekündigt hat. Auch wenn die Ampel unter der „Zurückweisung“ von Asylbewerbern nur Schnellverfahren versteht, könnte die neue Praxis dazu führen, dass mehr Migranten sich dazu entschließen, es mit einem Antrag in einem anderen EU-Land zu versuchen. Das dürfte keiner davon betroffenen Regierung gefallen.

Deutsche Alleingänge sind die anderen EU-Staaten in der Asylpolitik seit Langem gewohnt. Deutschland ist nicht verantwortlich für die vielen Krisen in aller Welt, welche die Leute nach Europa treiben. Aber die „Willkommenskultur“, die von Merkel bis zur Ampel die Haltung des Landes bestimmt hat, machte es unmöglich, sich in Brüssel auf eine restriktivere Asylpolitik zu verständigen, die sich viele Mitgliedstaaten seit Jahren wünschen. Wer nicht offenen Rechtsbruch begehen wollte wie Ungarn, dem blieb nur, sich unattraktiv für Asylbewerber zu machen, wie das in Skandinavien geschehen ist.

All das hat gravierende Folgen für Europa, die in der humanitär geprägten Debatte in Deutschland immer wieder übersehen werden. Die Reisefreiheit des Schengenraums galt einmal zu Recht als eine der größten Errungenschaften des Friedensprojekts EU, weil sie nicht nur der Wirtschaft dienete, sondern auch den Völkern Europas den Austausch erleichterte. Mit dem neuen deutschen Kurs ist ihre Zukunft ungewiss.

Die Bundesregierung glaubt, dass die Asylreform, auf die sich die EU vor ein paar Monaten verständigt hat, die Lösung bringt. Das ist unwahrscheinlich, denn sie zielt im Wesentlichen darauf ab, die Asylbewerber, die so gut wie keine Aussicht auf Anerkennung haben, an den Außengrenzen aufzuhalten und schnell abzuschieben. Wenn das überhaupt klappt, betrafe es etwa ein Viertel der Antragsteller. Das wäre eine Entlastung, aber Syrer und Afghanen, die in Deutschland die größte Zahl der Asylbewerber stellen, wären gar nicht betroffen. Außerdem soll es Übernahmen aus den Erstaufnahmeländern geben. Dass sich dem der größte Mitgliedsstaat entziehen kann, ist nicht zu erwarten.

Im Kern betreibt Europa eine absurde Politik. Es hat ein (großzügiges) Asylrecht geschaffen, versucht nun aber immer mehr, die Leute davon abzuhalten, es in Anspruch zu nehmen: mit Grenzkontrollen, Grenzzäunen, weniger Sozialleistungen, Lagern in Drittstaaten und vielem mehr. Schweden will Migranten sage und schreibe 30.000 Euro für die Rückkehr zahlen. All das sind Zeichen, dass es mit Reparaturen am jetzigen System nicht getan ist. Der CDU-Abgeordnete Thorsten Frei hat vorgeschlagen, das individuelle Asylrecht abzuschaffen und durch jährliche Kontingente zu ersetzen, die in der EU verteilt werden. Das ist eine Debatte wert. Damit könnte man den wirklich Schutzbedürftigen helfen, allen anderen die gefährliche Reise nach Europa ersparen und sich an den realistischen Möglichkeiten des Kontinents orientieren. Wenn sich nun auch Deutschland bewegt, dann wären in Europa Mehrheiten für einen grundlegenden Kurswechsel vorstellbar. Die EU sollte nicht inhuman werden, aber sie muss die Migration endlich unter Kontrolle bekommen.

Die unkontrollierte Migration schadet der EU immer mehr. Es wird Zeit für einen Kurswechsel.

75 Jahre Frankfurter Allgemeine

Heute mit Beilage: **Technologie & Innovation**

KI – Ende der Illusionen

Computer können immer mehr. Doch sie haben klare Grenzen.

Die Gen-Ingenieure

Länger leben und schlimme Krankheiten endlich besiegen.

Mathe lernen kann jeder

Rechnen ist die Grundlage der Informatik. Ein neuer Zugang.

Ein Kino unter der Erde

Im Stollensystem des früheren KZs Langenstein-Zwieberge soll ein Bunker entstehen. Wie kann das sein? **Feuilleton, Seite 9**

Hopfen unterm Dach

In der bayerischen Hallertau probiert ein Bauer, durch ein Sonnendach für Hopfen viele Bedürfnisse zu erfüllen. **Wirtschaft, Seite 16**

Mangelnde Digitalisierung

Die Entwicklung der hessischen Städte zu Smart Citys verläuft schleppend. München, Köln und Hamburg sind weiter. **Rhein-Main-Zeitung, Seite 1**

Briefe an die Herausgeber, Seite 25

Annen soll für Nachfolge Grandis nominiert werden

F.A.Z. FRANKFURT. Der SPD-Politiker Niels Annen soll nach dem Willen der Bundesregierung Hoher Flüchtlingskommissar der Vereinten Nationen werden. Das Bundeskabinett will Annen in seiner Sitzung am Mittwoch für den Posten nominieren, wie die Nachrichtenagentur AFP am Montag aus Regierungskreisen erfuhr. Annen ist Parlamentarischer Staatssekretär im Entwicklungsministerium. Über die Personalie hatte zuerst das Portal „Table.Briefings“ berichtet. Derzeit ist der Italiener Filippo Grandi Hoher Flüchtlingskommissar. Ende 2025 soll der Posten neu besetzt werden.

Trump beschuldigt Biden und Harris nach Anschlagversuch

Angreifer „hat der Rhetorik geglaubt“ / Verdächtiger dem Haftrichter vorgeführt

WASHINGTON. Nach einem zweiten Attentatsversuch auf ihn hat der republikanische Präsidentschaftskandidat Donald Trump die Rhetorik von Präsident Joe Biden und Vizepräsidentin Kamala Harris, seiner Gegenkandidatin, für die Tat verantwortlich gemacht. Der Angreifer habe „der Rhetorik von Biden und Harris geglaubt und danach gehandelt“, sagte er dem Sender Fox News. Deren Anschuldigungen führten dazu, dass auf ihn geschossen werde.

Biden und Harris hatten am Sonntagabend bestürzt auf den Vorfall reagiert. Der Präsident teilte mit, er sei erleichtert, dass der frühere Präsident unverletzt sei. Gewalt habe nichts in der Politik zu suchen. Auch die Präsidentschaftskandidatin der Demokraten rief zu Besonnenheit

auf: „Ich verurteile politische Gewalt. Wir alle müssen unseren Teil dazu beitragen, dass dieser Vorfall nicht zu weiterer Gewalt führt.“

Nach Angaben des örtlichen Sheriffs Ric Bradshaw spielte Trump am Sonntag auf dem Platz in der Nähe seines Anwesens Mar-a-Lago Golf, als Personenschützer des Secret Service in wenigen Hundert Meter Entfernung einen aus einem Zaun ragenden Gewehrlauf entdeckten. Nach Schüssen der Beamten flüchtete der Verdächtige zunächst in einem schwarzen Wagen. Mithilfe eines Zeugen, der sich das Kennzeichen notiert hatte, konnten Polizeibeamte ihn kurze Zeit später aufspüren und festnehmen.

Bei dem Verdächtigen handelt es sich um einen 58 Jahre alten Mann, der ein

Unterstützer der Ukraine im Krieg gegen Russland ist und ein Gegner Trumps. Vor einigen Monaten schrieb er auf der Plattform X in Anspielung auf Trumps Losung „Make America great again“, Bidens Kampagne müsse unter dem Slogan stehen, er solle dafür sorgen, dass Amerika demokratisch und freiheitlich bleibe. Die Demokratie stehe auf dem Spiel. Letzteres hatte Biden selbst häufiger so formuliert. Der Tatverdächtige wurde am Montag dem Haftrichter vorgeführt. Um ihn weiter in Untersuchungshaft zu halten, wurden ihm bislang nur zwei Verstöße gegen das Waffenrecht vorgeworfen. Die Ermittlungen gehen weiter. Mit weiteren Anklagepunkten wird gerechnet. (Siehe Seite 2 sowie Deutschland und die Welt und Feuilleton, Seite 13.)

EU-Kommissar Breton zurückgetreten

Spannungen mit von der Leyen / Macron schlägt Außenminister als Kandidaten vor

PARIS/BRÜSSEL. Der französische Präsident Emmanuel Macron hat am Montag den geschäftsführenden Außenminister Stéphane Séjourné als seinen Kandidaten für die EU-Kommission benannt. Kurz zuvor hatte der amtierende EU-Kommissar Thierry Breton, den Macron im Juli offiziell nominiert hatte, seinen sofortigen Rücktritt erklärt. Er begründete dies mit einem Vertrauensbruch der Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen ihm gegenüber.

Gegen Breton hatte es Vorbehalte bei den Christdemokraten im Parlament und bei einigen Mitgliedstaaten gegeben, vor allem Deutschland. Zugleich unterhielt er ein spannungsreiches Verhältnis zu von der Leyen. Die hatte nach F.A.Z.-Informationen seit längerem bei Macron auf

einen anderen Kandidaten gedungen, wozu der sich vor einer Woche intern bereit erklärte. Breton erfuhr davon erst in letzter Minute. Er hielt von der Leyen „persönliche Gründe“ vor, über die sie bei keiner Gelegenheit mit ihm gesprochen habe. In seinem Umfeld wurde die Vermutung geäußert, von der Leyen räche sich so dafür, dass Breton im Frühjahr den von ihr ausgewählten CDU-Abgeordneten Markus Pieper als EU-Mittelstandsbeauftragten blockiert hatte.

Breton spricht in seinem Rücktrittsschreiben zudem von einem „politischen Gegengeschäft“: Von der Leyen habe Paris mit der Aussicht auf ein angeblich einflussreicheres Portfolio umgestimmt. Eine Sprecherin der EU-Kommission kommentierte dies zunächst nicht. Von

der Leyen halte an ihrer Absicht fest, an diesem Dienstag ihre neue Kommission in Straßburg vorzustellen, sagte sie. Breton hatte sich selbst Hoffnung gemacht, als Vizepräsident für Industriepolitik eine Schlüsselrolle zu übernehmen.

Der 39 Jahre alte Séjourné solle in Brüssel für die „Souveränität der Industrie und die europäische Wettbewerbsfähigkeit“ einstehen, teilte der Elysée-Palast mit. Séjourné sei wegen seines „europäischen Engagements“ bestens qualifiziert. Die Entscheidung sei auch im Sinne eines neuen deutsch-französischen Gleichgewichts gefallen. Die Tage des Außenministers in Paris waren seit dem Rücktritt der Regierung Mitte Juli ohnehin gezählt. (Siehe Seite 5 sowie Wirtschaft, Seite 15.)

Mutmaßliche Kuriere der Mafia angeklagt

FRANKFURT. Die Staatsanwaltschaft Düsseldorf hat im Rahmen des weltweiten Anti-Mafia-Verfahrens „Eureka“ Anklage gegen eine Gruppe mutmaßlicher Drogenkuriere erhoben. Nach Informationen von MDR und F.A.Z. werden den acht Männern und Frauen aus Nordrhein-Westfalen unter anderem die Bildung einer kriminellen Vereinigung sowie Rauschgifthandel vorgeworfen. Im Auftrag der kalabrischen Mafia sollen sie über Jahre hinweg Kokain durch Europa transportiert haben. Das Landgericht Wuppertal muss nun über die Zulassung der Anklage entscheiden. (Siehe Seite 3.)

Intel verschiebt Aufbau von Werken in Magdeburg

NEW YORK. Intel stoppt seine Pläne für zwei Chipwerke in Magdeburg. Der amerikanische Halbleiterkonzern teilte am Montagabend mit, er wolle das Projekt in Deutschland „um ungefähr zwei Jahre“ aufschieben. Intel hat die Fabriken in Magdeburg 2022 angekündigt, ursprünglich sollte die Produktion 2027 anlaufen. Nach bisherigen Planungen sollten rund 30 Milliarden Euro in die Fertigungsstätten investiert werden, ein Drittel davon sollte von deutschen Steuerzahlern kommen. Auch der Aufbau eines neuen Werks in Polen soll sich um zwei Jahre verschieben.

Hochwasser von Polen bis Österreich

WIEN. Bei den verheerenden Regenfällen sind in Rumänien, Polen, der Tschechischen Republik und Österreich mindestens 18 Menschen ums Leben gekommen. In weiten Teilen des riesigen Katastrophengebietes war auch am Montag noch Land unter. Entspannung gab es nur vorübergehend, als der Regen mancherorts kurz nachließ. Die Meteorologen sagten weitere Niederschläge voraus. Auch in Deutschland mussten sich die Menschen an Oder und Elbe auf die Wassermassen aus Zuflüssen in angrenzenden Ländern einstellen. (Siehe Deutschland und die Welt; Kommentar Seite 8.)



Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH; Kundenservice: (069) 75 91 - 10 00, Telefax: (069) 75 91 - 21 80 oder www.faz.net/meinabo. Briefe an die Herausgeber: leserbriefe@faz.de Belgien, Frankreich, Italien, Luxemburg, Österreich, Niederlande, Portugal (Cont.), Spanien 4,50 € / Kanaren, Balearen 4,70 € / Schweiz 5,50 sfrs

Zwei Attentate in zwei Monaten

Nach einem weiteren versuchten Anschlag auf Donald Trump ist die Debatte über einen besseren Schutz des früheren Präsidenten neu entbrannt.

Von Sofia Dreisbach und Majid Sattar, Washington

Die erste Nachricht kam von Donald Trumps Wahlkampfteam selbst. Der frühere Präsident sei in Sicherheit, nachdem Schüsse in seiner Nähe abgefeuert worden seien, hieß es in einer zweizeiligen Stellungnahme am Sonntag um kurz vor halb drei Ortszeit. „Keine weiteren Details zu diesem Zeitpunkt.“ Es gab zunächst widersprüchliche Medienberichte, ob es sich um einen Angriff auf Trump oder einen nicht mit ihm in Verbindung stehenden Vorfall handelte. Dann folgte eine Mitteilung des FBI: Man ermittle wegen eines versuchten Attentats auf den republikanischen Präsidentschaftskandidaten. Neun Wochen nachdem Trump einen Mordanschlag bei einer Wahlkampfveranstaltung in Pennsylvania überlebt hat.

Diesmal ereignete sich der Angriff im Trump International Golf Club in Palm Beach West in Florida. Trump war gerade auf dem Weg von Loch fünf zu Loch sechs, als der anwesende Secret-Service-Beamte einen Gewehrlauf in einem Gebüsch bemerkte und auf den Angreifer schoss, der daraufhin floh. So beschrieben es Beamte der Polizei von Palm Beach County, des Secret Service und des FBI später in einer Pressekonferenz. Um halb zwei Ortszeit sei ein Anruf vom Secret Service eingegangen, dass Schüsse abgefeuert worden seien. Die Entfernung des Täters zu Trump: rund 250 bis 450 Meter. In Büschen auf dem Gelände des Golfplatzes fanden sich laut den Sicherheitsbeamten später eine Waffe „im Stil einer AK 47“ mit einem Zielfernrohr, zwei Rucksäcke, ein Handy und eine Go-Pro-Kamera.

Zur schnellen Festnahme des mutmaßlichen Täters trug ein Augenzeuge bei. Dieser habe sich gemeldet und angegeben, er habe einen Mann aus den Büschen kommen und in einen schwarzen Nissan steigen sehen, sagte Ric Bradshaw, Sheriff von Palm Beach County. Der Zeuge habe außerdem ein Foto des Autos und des Kennzeichens gemacht. Daraufhin sei das Fahrzeug zur Fahndung ausgeschrieben und wenig später angehalten worden.

Beim mutmaßlichen Täter handelt sich um einen 58 Jahre alten früheren Dachdecker aus Greensboro in North Carolina, der zuletzt in Hawaii gelebt hat. Er wurde dem Haftrichter am Montag vorgeführt und zunächst nur wegen zwei Verstöße gegen das Waffenrecht angeklagt, um ihn in Untersuchungshaft zu halten, während die Ermittlungen andauern. Telefonatdaten, die im Zuge der Anklage öffentlich



Am Tatort: Sicherheitsbeamte suchen am Sonntag das Gelände des Golfplatzes von Donald Trump in West Palm Beach ab.

Foto AFP

wurden, legen nahe, dass der Mann sich knapp zwölf Stunden in der Umgebung aufhielt, in der er später entdeckt wurde.

Wie amerikanische Medien berichten, ist er ein radikaler Unterstützer der Ukraine. So schrieb er in einem Post auf der Plattform X im Jahr 2022 etwa, er sei bereit, „an die Grenze der Ukraine zu gehen, um mich freiwillig zu melden, zu kämpfen und zu sterben“. Zu einem anderen Zeitpunkt äußerte er, viele Konflikte seien „grau“, im Ukraine-Konflikt gebe es jedoch nur Schwarz und Weiß. „Hier geht es um das Gute gegen das Böse.“ Trump hat mehrmals gesagt, unter ihm wäre es nie zu einem Krieg gekommen. Außerdem werde er den Konflikt mit einem Deal beilegen, sobald er gewählt sei. Die Frage des Moderators im Fernsehduell gegen Kamala Harris, ob Trump einen Sieg der Ukraine wolle, umging der Republikaner jüngst.

Die „New York Times“ interviewte den mutmaßlichen Täter im vergangenen Jahr für eine Geschichte über Amerikaner, die in die Ukraine ziehen wollen. Damals gab der Mann an, er sei nach der russischen Invasion in die Ukraine gereist und habe Hunderte afghanische Soldaten rekrutieren wollen, um dort zu kämpfen. Er sprach davon, korrupte Beamte zu bestechen und Pässe zu fälschen.

Bevor die Plattform X sein Konto am Sonntag sperrte, hatte er Beiträge gepostet, die darauf hindeuteten, dass er 2016 ein Trump-Anhänger war, bevor er sich 2020 gegen den ehemaligen Präsidenten wandte. In diesem Jahr verlinkte der Mann den Account Präsident Joe Bidens auf X und schrieb, dessen Wiederwahlkampagne müsse dafür stehen, dass Ame-

rika „demokratisch und freiheitlich“ bleibe. Trumps Kampagne hingegen solle „MASA“ genannt werden, ein englisches Akronym für „Meister, der die Amerika wieder zu Sklaven macht“. Die Demokratie stehe zur Wahl, „und wir dürfen nicht verlieren“.

Laut amerikanischen Medien wurde der mutmaßliche Täter im Jahr 2002 in Greensboro schon einmal verhaftet, nachdem er sich einer Verkehrskontrolle entzogen und mit einer vollautomatischen Waffe in einem Gebäude verbarrikiert hatte. Er wurde wegen des versteckten Tragens einer Waffe und Besitzes eines Maschinengewehrs angeklagt. Wie die Zeitschrift „Wired“ unter Berufung auf lokale Beamte berichtet, sei der Mann für bewaffnete Auseinandersetzungen mit der Polizei bekannt gewesen. Sein Sohn beschrieb ihn am Sonntag als „fürsorglichen Vater“, die Polizei berichtete, er sei bei der Festnahme „ruhig“ gewesen.

Trump machte am Montag die Rhetorik Joe Bidens und Kamala Harris für den Angriff verantwortlich. Der Täter habe ihn geglaubt „und danach gehandelt“. Dabei seien es die beiden, „die das Land zerstören“. Kurz nach dem Anschlag hatte Trump eine E-Mail an seine Unterstützer geschrieben: Er werde sich „niemals ergeben“. Präsident Biden und Vizepräsidentin Harris sprachen dem Republikaner kurz nach dem Vorfall ihr Mitgefühl aus. Man sei erleichtert, ihn in Sicherheit zu wissen. Gewalt habe in Amerika nichts zu suchen, schrieb die Präsidentschaftskandidatin der Demokraten außerdem auf X.

Biden wiederum lobte den Secret Service für seine „Wachsamkeit“. Er habe sein Team angewiesen, weiterhin alle nötigen

Ressourcen zur Verfügung zu stellen, „um die Sicherheit des ehemaligen Präsidenten zu gewährleisten“. Auch Justizminister Merrick Garland versprach am Montag, es würde „jede verfügbare Ressource“ für die Ermittlungen verwendet. Nach dem zweiten Attentatsversuch auf Trump innerhalb von zwei Monaten ist die Debatte über den Schutz des republikanischen Präsidentschaftskandidaten neu entbrannt.

Sheriff Bradshaw lobte in der Pressekonferenz am Sonntag zwar die schnelle Ergreifung des mutmaßlichen Täters durch die Sicherheitskräfte. Er sagte aber auch, Trump sei nicht der amtierende Präsident. „Wenn er es wäre, wäre der gesamte Golfplatz gesichert worden.“ So sei die Sicherheit beschränkt auf Bereiche, die der Personenschutz des Secret Service als mögliche Gefahrenzonen einstufte. Weiter sagte Bradshaw, er gehe davon aus, dass beim nächsten Mal, wenn Trump auf dem Golfplatz erscheine, „ein paar mehr Leute“ im Umkreis seien. Der Golfplatz befindet sich in West Palm Beach, acht Kilometer entfernt von Trumps Anwesen Mar-a-Lago in Florida. Mit Blick auf Fehler des Personenschutzes beim Attentat im Juli in Butler, die im August zum Rücktritt der Direktorin des Secret Service führten, ergänzte der Sheriff: Der Secret Service habe genau das getan, was von ihm verlangt werde.

Präsidenten werden durch den Personenschutz vom Secret Service geschützt ebenso wie ehemalige Präsidenten und Präsidentschaftskandidaten – aber nicht im selben Umfang. Trump ist ein Sonderfall, da er nicht nur ein ehemaliger Präsident ist, sondern auch der Kandidat seiner Partei für die Wahl im November.

Nach dem Attentat von Butler wurde die Personenschutzgruppe für Trump vergrößert. Da der republikanische Präsidentschaftskandidat nicht auf Kundgebungen vor freiem Himmel verzichten wollte, sichert der Secret Service Trump bei Wahlkampfauftritten seither mit einer schusssicheren Glasscheibe und anderen technischen Vorrichtungen, die die Behörde nicht näher erläutern will.

Nach dem Attentat von Butler dankte Trump zunächst dem Secret Service für dessen schnelles Handeln, auch wenn Fehler gemacht worden seien. Der Schütze, der später von den Sicherheitskräften erschossen wurde, hatte von einem Dach außerhalb des Kundgebungsgeländes schießen können. Trump wurde dabei nur am Ohr verletzt. In der vergangenen Woche äußerte Trumps Frau Melania allerdings Zweifel, ob der wahre Hintergrund der Tat bekannt sei: Sie frage sich, warum die Sicherheitsbehörden den Schützen nicht vor Beginn der Rede ihres Mannes verhaftet hätten, sagte sie in einem Video. „Es steckt sicher noch mehr dahinter. Wir müssen die Wahrheit offenlegen.“ Die Äußerung stieß in linksliberalen Medien auf Kritik. Melania Trump nähre Verschwörungstheorien.

Trump selbst rief am Sonntag in Wahlkampfnachrichten zu „Frieden“ und „Einigkeit“ auf. Mehrere Republikaner nahmen das abermalige Attentat jedoch zum Anlass, die politische Stimmung weiter anzuhetzen. So schrieb etwa der Abgeordnete Brian Mast aus Florida, die Rhetorik der Demokraten sei „mehr als nur böse“. Die Abgeordnete Marjorie Taylor-Greene postete auf X, „sie“ versuchten, Trump zu töten. „Sie werden alles tun, um ihn vom Sieg abzuhalten.“

Immer heißer

Sorge vor Eskalation an Israels Nordgrenze

Von Christoph Ehrhardt, Beirut

Das libanesischen Grenzort Wazzani wurde am Sonntag von Flugblättern überrascht, die nichts Gutes verhießen. Sie trugen das Logo der israelischen Streitkräfte und forderten Einwohner auf, die Gegend zu verlassen. „Kommt nicht zurück, bis der Krieg vorbei ist“, lautete die Warnung. Der Krieg blieb erst einmal aus, und später kamen aus Israel Berichte, laut denen die Abwurfaktion nur auf einen einzelnen Kommandeur zurückging. Aber die Episode fügt sich in ein Bild zunehmender Spannungen. Der Abnutzungskrieg zwischen Israel und der Hizbullah hat in den vergangenen Tagen merklich an Intensität zugenommen, wie es auch aus der UN-Friedenstruppe UNIFIL heißt, die im umkämpften Grenzgebiet stationiert ist. Die israelische Luftwaffe flog intensive Angriffe nicht nur im Süden Libanons, sondern auch in der Bekaa-Ebene im Osten des Landes, weit jenseits der üblichen Kampfzone. Die Hizbullah schoss täglich Dutzende Raketen auf Israel ab, und laut Berichten in der dortigen Presse hat sie die attackierten Regionen ausgeweitet. Die von Iran gelenkte Schützenorganisation hatte am 8. Oktober eine weitere Front an Israels Nordgrenze eröffnet, um die Hamas im Gazastreifen zu entlasten. Zehntausende sind auf beiden Seiten der Grenze durch die Gewalt vertrieben worden.

Die Konfliktparteien haben zuletzt auch die Rhetorik wieder verschärft. Naim Qassem, die Nummer zwei der Hizbullah, drohte vor einigen Tagen, es würden im Falle eines voll entfalteten Krieges weitere Hunderttausende Israelis vertrieben werden. Auf der anderen Seite drohte der israelische Ministerpräsident Benjamin Netanyahu, Israel werde tun, „was auch immer notwendig ist“, um den Menschen aus dem Norden eine sichere Rückkehr in ihre Häuser zu ermöglichen. Er kündigte außerdem an, für eine „Veränderung des Kräftegleichgewichts an unserer Nordgrenze“ einzutreten. Im Armeedirektorat wurde gemeldet, die Streitkräfte seien bereit, einen Streifen libanesischen Territoriums entlang der Grenze zu besetzen. Verteidigungsminister Yoav Gallant sagte dem amerikanischen Verteidigungsminister Lloyd Austin am Telefon, aus israelischer Sicht verstreiche die Zeit, in der eine Einigung im Grenzkonflikt möglich sei. Die Richtung, sagte Gallant, sei klar. Auch andere westliche Partner Israels, so heißt es von Diplomaten, wurden drüber in Kenntnis gesetzt, das man entschlossen sei, etwas an der Nordgrenze zu unternehmen. Tatsächlich scheint ein Grenz-Deal derzeit in weiter Ferne, weil die Hizbullah ihre Verhandlungsbereitschaft an ein Ende des Krieges im Gazastreifen knüpft.

Angesichts der Spannungen reiste nun auch Amos Hochstein, Sondergesandter des amerikanischen Präsidenten Joe Biden, wieder nach Israel, um die Lage zu deeskalisieren. Aus Diplomatenkreisen heißt es außerdem, Washington arbeite daran, Israel im Fall einer größer angelegten Militäroffensive davon abzubringen, den Flughafen von Beirut zu attackieren, was etwaige Evakuierungen enorm erschweren würde. Zuletzt war der amerikanische General Michael Kurilla, Chef des Zentralkommandos, in Israel und ließ sich laut Medienberichten über die israelischen Operationspläne unterrichten.

Es wäre allerdings nicht das erste Mal, dass aus Washington Warnungen kommen, laut denen ein israelischer Großangriff auf Libanon nur noch eine Frage von Wochen oder Monaten sei – und dann ausbleibt. Die Konfrontation hat immer wieder Phasen der Eskalation erlebt, nach denen sich die Lage wieder etwas beruhigte. In Libanon herrscht unter Beobachtern nach wie vor die Lesart vor, dass die Hizbullah einen großen Krieg mit Israel vermeiden will. Und auch in Israel gibt es Kräfte in der Führung, die davon – zumindest zum jetzigen Zeitpunkt – abraten.

Was Trumps Falschbehauptung in Springfield anrichtet

Der frühere Präsident setzte in die Welt, dass Migranten die Haustiere der Einwohner äßen – seither kommt die Stadt nicht mehr zur Ruhe

fia. WASHINGTON. Einer der jüngsten Instagrambeiträge Donald Trumps ist ein mithilfe von Künstlicher Intelligenz erzeugtes Foto des republikanischen Präsidentschaftskandidaten. Darauf trägt er den üblichen dunkelblauen Anzug, goldene Manschettenknöpfe und beugt sich in eine Umarmung mit einer Katze und einer weißen Ente. Die Hände sind schützend um die Ente gelegt, eine Wange an den Kopf der Katze geschmiegt, die Sackkoarmel hängen im Wasser. Eine Bildunterschrift gibt es nicht.

Doch jeder Amerikaner dürfte inzwischen wissen, worauf das Bild anspielt. In der Fernsehdebatte gegen Kamala Harris hat Trump in der vergangenen Woche im Zuge seiner Hetze gegen Migranten behauptet, in der Stadt Springfield in Ohio würden die Haustiere der Einwohner aufgefressen. Sie äßen die Hunde und Katzen, „das ist es, was in unserem Land passiert“, behauptete Trump. „Und das ist

eine Schande.“ Doch auch wenn diese Aussage noch während der Debatte vom Moderator und seither von Offiziellen in Springfield und Ohio Dutzende Male als falsch benannt wurde – Trump und sein Vizepräsidentenkandidat J. D. Vance bedienen diese rassistische Lesart weiter. Bisweilen mit Auswüchsen wie den drei Tierfotografen ähnlicher Machart bei Instagram, unter die selbst einige Trump-Fans schreiben, das sei nun ein wenig schräg.

Springfield kommt seit Trumps Aussage nicht mehr zur Ruhe. Allein in der vergangenen Woche gab es in der Stadt mehrere Bombendrohungen gegen Schulen und öffentliche Gebäude, Drohungen gegen lokale Politiker und Besuche von Republikanern, die „eigenhändig“ etwas gegen die angeblich außer Kontrolle geratene Lage unternehmen wollten. Der Bürgermeister der Stadt mit etwa 58.000 Einwohnern, Rob Rue, äußerte sich gegenüber dem Nachrichtenmagazin

„Politico“ erbot. Jeder Politiker auf nationaler Bühne müsse verstehen, „welche Folgen seine Aussagen für Städte wie unsere haben“. Springfield sei in einem „politischen Strudel“ gefangen, der außer Kontrolle geraten sei. Dabei sei es eine wunderbare Stadt – „und im Übrigen sind Haustiere in Springfield auch sicher“, fügte Rue halb im Scherz an. Der Gouverneur von Ohio hatte die Vorwürfe in den vergangenen Tagen mehrmals als „Müll“ bezeichnet.

Trump's Wahlkampfteam hat dessen Aussagen über die Haustiere denn auch nicht wiederholt. Jüngst hieß es lediglich, der frühere Präsident kämpfe gegen die „sehr realen Probleme“ der Menschen in Springfield, wie zu hohe Mieten und ein überlastetes Schul- und Gesundheitssystem. Trump wiederum behauptete am Samstag, Springfield sei „von Migranten übernommen“ worden. Auch Vance sprach sich am Sonntag dagegen aus, das

Thema Springfield ruhen zu lassen. Er werde weiter darüber sprechen, was die Migranten und Kamala Harris' „offene Grenzen“ in Springfield „angerichtet“ hätten. Er höre „schreckliche Dinge“ über die Lage in der Stadt.

Derweil hat eine Frau aus Springfield, deren Facebook-Beitrag Ursache der Haustier-Aussage gewesen sein könnte, gegenüber mehreren Medien geäußert, sie habe nie falsche Gerüchte streuen wollen. Sie hatte auf der Plattform geschrieben, die Katze eines Nachbarn sei verschwunden, und hinzugefügt, dieser glaube, die Katze könne Opfer eines Angriffs durch Haitianer gewesen sein. Diese machen einen Großteil der etwa 20.000 Migranten in der Stadt aus. Gegenüber NBC News äußerte die Frau am Freitag, die Sache sei „explodiert“ und habe unbeabsichtigte Ausmaße angenommen. Sie hat den Beitrag inzwischen gelöscht. Anders als etwa von

Vance behauptet, halten sich die meisten Haitianer in Springfield laut lokalen Behörden legal in den Vereinigten Staaten auf. Die Stadt ist wegen der niedrigen Lebenshaltungskosten und der vielen Arbeitsplätze beliebt und hat in den vergangenen Jahren einen großen Zuzug erfahren, der den wirtschaftlichen Niedergang des Ortes gestoppt hat, die Ressourcen der Stadt jedoch auch an ihre Grenzen gebracht hat.

Haitianern wird aufgrund der Lage in ihrem Heimatland bis Februar 2026 ein spezieller Schutzstatus in den Vereinigten Staaten zuerkannt. Jeden Monat dürfen in diesem Rahmen insgesamt 30.000 Asylbewerber aus Haiti, Kuba, Nicaragua und Venezuela ins Land einreisen. Der republikanische Gouverneur Ohios, Mike DeWine, hob jüngst mehrmals hervor, die Unternehmen in Springfield seien auf die Arbeitskräfte angewiesen.

STIMMEN DER ANDEREN

Nährboden für Gewalt

Die italienische Zeitung „Corriere della Sera“ (Rom) beschäftigt sich mit dem mutmaßlich versuchten Attentat auf Donald Trump:

„Die meisten progressiven Medien haben sich einen ‚Widerstands-Journalismus‘ zu eigen gemacht, bei dem der Zweck die Mittel heiligt. Wie die Titelseiten einflussreicher Zeitschriften, auf denen Trump als Adolf Hitler oder Benito Mussolini dargestellt wurde, uns daran erinnern, ist der Übergang vom verbalen und politischen Widerstand zum bewaffneten Widerstand nicht für jeden unüberwindbar. Wenn man predigt, dass der Mann eine Gefahr für die Demokratie und die Freiheit ist, könnte dann der, dem es gelingt, ihn zu töten, auf die Dankbarkeit künftiger Genera-

tionen hoffen? Es gibt einen Nährboden für Gewalt, der auch durch ideologische Exzesse erzeugt wird: Zerbrechliche Gemüter, gestörte Individuen können davon träumen, als Helden in die Geschichte einzugehen und uns von einem Monster zu befreien.“

Ukraine braucht Langstreckenwaffen

Die niederländische Zeitung „de Volkskrant“ (Amsterdam) kommentiert die Debatten um den Einsatz westlicher Langstreckenwaffen durch die Ukraine: „Es scheint mittlerweile ein Ritual zu sein. Der Westen erwägt, die Ukraine mit neuem Kriegsgeschütz zu versorgen, fürchtet aber eine Eskalation im Konflikt mit Russland. Er zögert, ist gespalten und entschließt sich letztlich doch dazu. Währenddessen geht kostbare Zeit

verloren, und der Westen läuft der Entwicklung hinterher. So war es bei den Leopard-Panzern und auch bei den F-16-Kampfflugzeugen. Wird es nun genauso sein bei der Lieferung von Langstreckenraketen, die es der Ukraine ermöglichen, Russland tief in seinem Hinterland zu treffen? (...) Der Krieg befindet sich in einer entscheidenden Phase. Die Ukraine steht unter großem Druck. Ukrainische Städte werden beschossen. Mit Beginn des Winters droht das Land durch ständige russische Angriffe auf seine Energieinfrastruktur unbewohnbar zu werden. Die Ukraine muss in der Lage sein, sich gegen diese Angriffe zu verteidigen, von denen viele von Stützpunkten in Russland ausgehen. Westliche Marschflugkörper sind vielleicht kein Allheilmittel, aber in ihrer Notlage könnte die Ukraine sie gut gebrauchen.“

Moskaus nukleare Drohung hat sich abgenutzt

Zur Sorge, dass Russland Nuklearwaffen einsetzen könnte, heißt es in der „Neuen Zürcher Zeitung“: „Die Schwelle für Russland, nukleare Waffen einzusetzen, liegt erheblich höher, als das Weiße Haus in Washington und das Kanzleramt in Berlin angenommen oder befürchtet hatten. (...) Der Zweck der nuklearen Drohungen aus Moskau war, den Westen – insbesondere Washington und Berlin – davon abzubringen, die Ukraine militärisch stärker zu unterstützen. Biden und Scholz hatten sich mehr als deutlich öffentlich zu ihren Ängsten bekannt, was der Kreml offenbar als Einladung verstanden hat, mit den Atomkriegsängsten des Westens zu spielen, sie einzusetzen, um die Überlegenheit auf dem Schlachtfeld zu erhalten. Damit war Russ-

land nur begrenzt erfolgreich. Das hat im Wesentlichen drei Gründe: Die öffentliche Unterstützung für die Selbstverteidigung der Ukraine ist im Westen erheblich; die Ukraine hat es geschafft, die roten Linien zu überwinden; und die nukleare Drohung aus Moskau hat sich durch inflationären Gebrauch abgenutzt. (...) Auf dem Gefechtsfeld selbst nützen Nuklearwaffen kaum, weil es keine Zusammenballungen der feindlichen Truppen gibt – stattdessen nur eine enorm lange Frontlinie. Zudem ist es kaum möglich, gezielt nur den Feind zu treffen. Es würde auch zahlreiche russische Opfer geben. Mit einem nuklearen Angriff auf zivile Ziele in der Ukraine würde Russland zum Paria werden – gerade im Globalen Süden, den Moskau auf seine Seite zu bringen versucht.“

Salvatore G. kümmerte sich rühlig um die beiden Frauen, die mit ihrem Audi auf einer Autobahnraststätte bei Lamezia Terme liegen geblieben waren, mitten in Kalabrien. Es war kurz vor Weihnachten. Was G. nicht wusste: Die Polizei überwachte ihn seit Wochen. Kameras filmten sein Haus, sein Telefon wurde abgehört, und in seinem Fiat Panda steckten Wanzen, Peilsender, das volle Programm. Schließlich hielten die Ermittler ihn für einen der wichtigsten Drogenhändler der kalabrischen Mafia. Und so zeichneten sie auf, wie er und seine Männer am Abend des 22. Dezembers 2019 plötzlich hektisch herumtelefonierten, um einen Abschleppwagen und eine Werkstatt für den kaputten Q7 zu organisieren.

Am nächsten Morgen stieg Salvatore G. in seinen Fiat. Er fuhr 150 Kilometer nach San Luca, einem Dorf am Fuß des Aspromonte-Gebirges, um selbst noch einmal mit dem Mechaniker zu sprechen. Der Audi hatte offenbar Probleme mit dem Anlasser. G. fragte nach einem Reisebüro. Später stiegen die beiden Frauen zu ihm ins Auto. Sie kamen aus Deutschland. Italienisch konnten sie nicht. Trotzdem bemühte sich G. Er erzählte ihnen von einer „Gelateria“, die ihm gehöre, in „Germania“. Und während sich die Frauen auf Deutsch unterhielten, lachte der mutmaßliche Mafioso.

Die italienischen Ermittler ließen das Gespräch der beiden übersetzen. Es sei darin um regelmäßige „Geschäftsreisen“ der Frauen gegangen, notierten sie in den Akten. Und um ihren Auftraggeber: einen gewissen Kalle oder Karl.

„Operation Eureka“ hatten die Ermittler ihr Verfahren genannt. Im Mittelpunkt standen Familienclans aus San Luca, das als Hochburg der 'ndrangheta gilt. Die Ermittlungen aber wurden weltweit geführt. Schließlich ist auch das Hauptgeschäft der kalabrischen Mafia ein globalisiertes: Kokain.

Schon seit Jahren rauschen immer neue Rekordmengen des weißen Pulvers aus Südamerika nach Europa. Eine Koks-Lawine, sagen Ermittler. In Deutschland ist die beschlagnahmte Menge innerhalb eines Jahrzehnts um mehr als 3000 Prozent gestiegen. Wie weit die Ausläufer dieser Lawine schon reichen, das zeigt die Spur zu Kalle. Sie führt tief in die Provinz. Bis an den Angelteich.

Salvatore G. nahm die Frauen noch mit zum Abendessen in eine Pizzeria. Dann brachte er sie zurück zu ihrer Pension. Als sie ausstiegen, gab er ihnen etwas mit: „Qua c'è un pensierino!“, sagte er, eine kleine Aufmerksamkeit. „500 Euro. Das ist nur fair! Ihr reist ja ständig hin und her.“ Wegen des Audi, sagte er, sollten sie sich keine Gedanken machen. „Nach Weihnachten ... regeln wir alles.“

Die Ermittler hakten in dem Reisebüro nach und fanden heraus, dass Salvatore G. dort zwei Tickets gekauft hatte: Flug AZ01162, von Lamezia Terme nach Düsseldorf, 6.20 Uhr am Heiligabend. Die Passagierinnen hießen Nina K. und Corinna T. Sie hatten bei der Buchung ihre Handynummern angegeben. So konnten die Ermittler auswerten, mit wem sie nach ihrer Panne telefoniert hatten.

Die Italiener wandten sich an ihre deutschen Kollegen. Und die hatten Kalle schnell gefunden: Karl-Heinz E., Jahrgang 60, verheiratet, ein Haus am Stadtrand von Hattingen, NRW, weiße Gardinen und „nicht eine Owi“, wie ein Ermittler sagt, nicht eine Ordnungswidrigkeit. Mit seinem jüngeren Bruder gehörte ihm eine Immobilienfirma. Er war an einem italienischen Feinkostladen beteiligt. Und am Angelparadies Steinbachtal: ein Dutzend Teiche, so tief im Wald, dass selbst die Navis Schwierigkeiten hatten, hinzufinden, besetzt mit Regenbogen- und Goldforellen, Karpfen, Stören, Welsen und was sich Angler eben sonst so an den Haken wünschen.

Für die organisierte Kriminalität in Europa ist Kokain zum wichtigsten Treibstoff geworden. In einer aktuellen Auswertung kommt Europol zu dem Schluss, dass 113 der gefährlichsten kriminellen Netzwerke hauptsächlich mit Kokain handeln. Innenministerin Nancy Faeser warnt: „Das Milliardengeschäft der Drogenkartelle führt zu einer unfaßbaren Gewaltspirale, die wir auch in Teilen Europas sehen.“

Das „Eureka“-Team ermittelte in mehr als einem Dutzend Ländern, mehr als vier Jahre lang. Aus den vertraulichen Akten der Operation, von denen MDR und F.A.Z. Tausende Seiten einsehen konnten, lässt sich so ein großes Mosaik zusammensetzen. Es ist das Bild einer globalen Branche, die den Entwicklungen der legalen Wirtschaft in nichts nachsteht: Entlang der Lieferketten kooperieren unterschiedlichste Gruppen miteinander, hochgradig arbeitsteilig. „Eureka“ zeigt, wie all diese großen und kleinen Rädchen ineinandergreifen, wie alles zusammenhängt – von Mailand oder Rom, wo das Pulver milligrammweise geschneift wird, über das Bergdorf San Luca, die Angelteiche im Steinbachtal, bis in die Produktions- und Lieferländer wie Ecuador, wo das Kokain die Drogenbanden so stark gemacht hat, dass sie dem Staat den Krieg erklären.

Von Kalle fanden die Ermittler doch noch Spuren in ihren Datenbanken: Im Februar 2012 hatte die niederländische Polizei drei Albaner kontrolliert, unter ihnen Denis M. Sie fuhren einen BMW mit deutschem Kennzeichen. Als die Polizisten das Auto durchsuchten, fanden sie ein Handy. Die letzten Anrufe waren an den Fahrzeughalter und dessen Bruder gegangen: Karl-Heinz E.

Im Angelteich wäre Denis M. einer der großen Fische, ein Hecht vielleicht. Laut albanischen Zeitungen wird er im Zusammenhang mit tödlichen Schüssen in Tirana



Beschaulich: Im Ennepe-Ruhr-Kreis in NRW liegen die Angelteiche der mutmaßlichen Kokainschmuggler. Foto Picture Alliance

Der Transporter

Europa wird von Kokain überrollt. Eine Lawine, sagen Ermittler. Wie weit deren Ausläufer schon reichen, zeigt der Fall von Karl-Heinz E. Er führt tief in die deutsche Provinz – bis an den Angelteich.

Von David Klaubert

gesucht. Die belgische und die deutsche Polizei hatten ihn nach großen Kokainfunden in den Blick genommen. Und die italienischen Ermittler beobachteten schon seit Jahren Kontakte zu wichtigen Mafiosi. Im Sommer 2015 registrierten sie, wie sich Denis M. auf einem Campingplatz in Kalabrien mit einem kolumbianischen Narco und mehreren 'ndrangheta-Vertretern traf. Mit dabei war auch seine Freundin: Miss Albanien 2005. Auf Instagram und in albanischen Klatschblättern gab sie Einblicke in ihr glamouröses Leben. Sie präsentierte sich mit ihrer kleinen Tochter, beide mit Silberkrönchen. Nur ihr Mann tauchte fast nie auf. Als bekannt wurde, dass sie Denis M. geheiratet hatte, löschte sie ihre öffentlichen Profile. Das Paar zog nach Dubai.

Karl-Heinz E. hat eine Ausbildung zum Bauschlosser gemacht. In den Neunzigerjahren versuchte er es immer wieder mit eigenen Cafés und Restaurants. Ein paar Jahre arbeitete er als Koch an der Nordsee und auch mal als Getränkefahrer. Er gründete ein Unternehmen, das im Auftrag von Grundstückseigentümern Gebühren von Falschparkern einforderte. Und mit seiner Frau ein Inkassobüro, das unter anderem Mitgliedsbeiträge für die Partei „Die Republikaner“ eintreiben sollte. „Er war offen für alle Ideen“, sagt ein ehemaliger Ge-

schaftspartner. „Ein ganz ruhiger Typ. Und herzensgut.“

Die Ermittler beschlossen, Undercover-Polizisten auf Kalle anzusetzen. Und die setzten sich erst einmal aufs Mountainbike. Sie radelten auf den Waldwegen rund ums Angelparadies, um so Vertrauen zu dem Ehepaar aufzubauen, das den Betrieb im Auftrag von Karl-Heinz E. führte. Als es nach ein paar Monaten so weit war, erzählte einer der Undercover-Polizisten, Deckname „Simon“, dass er in der Schweiz ziemlich viel Bargeld habe. Vielleicht könne er das ins Angelparadies investieren. Er müsse es halt irgendwie über die Grenze schaffen. Kein Problem, sagte laut den Ermittlungsakten der Betreiber, schließlich sei Kalle auch als Dienstleister im Transportwesen tätig. Wie Jason Statham im Film „The Transporter“.

Für alle, die den Klassiker von 2002 nicht kennen, schrieben die Ermittler einen anderthalbseitigen Vermerk, eine nüchterne Zusammenfassung des Actionpektakels, in dem der ehemalige Elitesoldat Frank Martin ein Transportgeschäft für sinistre Kunden betreibt, bis einer von ihnen sein Auto in die Luft jagt und dann: eine Stunde Geböll, Geballer, quiet-schende Reifen und die hämmernden Fäuste des Helden.

Als sich der verdeckte Ermittler mit Karl-Heinz E. persönlich traf, sah der weniger aus wie Jason Statham, eher wie der Weihnachtsmann in Zivil. Aber er prahlte, so steht es in den Akten, dass er schon seit zwanzig Jahren im Geschäft sei. Und zwar für „die Größten“.

Um die Kokaideals in Lateinamerika einzufädeln, wandten sich die Clans aus San Luca an Broker, die dort entsprechende Kontakte hatten. Manche waren selbst Mafiosi, manche Mitglieder anderer Organisationen oder Freelancer. Die lateinamerikanischen Lieferanten kümmerten sich darum, dass die Ware bis auf die Containerschiffe kam. Oder sie engagierten professionelle Taucher, die das Kokain von außen an den Frachtern anbrachten. Den Transfer des Geldes zur Bezahlung übernahmen chinesische Untergrundbanker. Die Männer aus San Luca lieferten Bargeld in Millionentranchen bei ihnen ab. In den großen europäischen Häfen wie Antwerpen oder Rotterdam arbeiteten sie mit albanischen Netzwerken, die die „Tür machten“, also Hafentarbeiter oder Zöllner bestachen, Lastwagenfahrer anheuerteten oder „Extraktions-Teams“, die das Kokain herauszuschmuggelten. Ermittler sprechen von „crime as a service“: die Unterwelt auf dem Weg in die Dienstleistungsgesell-

schaft. Mit dem Weitertransport beauftragten die Albaner laut den Akten Kalle – als Subunternehmer der Mafia.

Wann und wie Karl-Heinz E. mit dem Netzwerk um Denis M. in Kontakt gekommen ist, wissen die Ermittler nicht. Sie vermuten, dass er die Albaner irgendwann in der Rocker- und Gastro-Szene in NRW kennengelernt hat. Im Gespräch mit Undercover-Polizist „Simon“ erzählte E., dass er zuerst selbst gefahren sei. Dann wurde ihm das offenbar zu heiß. Er heuerte Mitarbeiter an. Eine ganze Truppe, so unauffällig wie die Karpfen im Teich:

Das Ehepaar Jens und Karina S. führte das Angelparadies als Familienbetrieb. Er fachsimpelte gern mit den Kunden: über Ruten, Rollen, Haken, Köder und über die Budgetverhandlungen mit der Ehefrau, was die eigene Ausrüstung betraf. Auch die Kinder der beiden waren oft mit an den Teichen. Bei Anglern war die Anlage beliebt. 50 bis 60, schätzte einer, seien jeden Tag ins Steinbachtal gekommen. Jens S. erzählte laut den Akten seinem neuen Freund „Simon“ von „The Transporter“. Und sagte: „Genau das machen wir!“ Die Ermittler vermuten, dass er die rechte Hand von Karl-Heinz E. war. Ihm gehörte der Audi Q7, der in Kalabrien liegen geblieben war. Seine Frau fuhr selbst auffällig oft nach Italien.

Auch Jacqueline K. arbeitete im Angelparadies. Sie feierte sogar ihre Hochzeit dort, im weißen Kleid zwischen den Teichen. Mike R. war zwar kein Angler, aber Insektenjäger, das schrieb er unter ein Foto von seinem Motorrad, dem er bei Facebook Liebeserklärungen machte („feeling in love“). Angestellt war er bei einer Firma für Garten- und Landschaftsbau. Dazu die beiden Frauen, die im Q7 nur bis Lamezia Terme gekommen waren: Nina K., Mutter und Doggen-Liebhäberin, arbeitete mal in einem Callcenter, mal in einem Nagelstudio. Corinna T. chauffierte für einen Fahrdienstleister Kinder mit Behinderung. Und im Nebenjob, so die Ermittler, Kokain.

Julian D. war, um bei Jason Statham zu bleiben: The Mechanic. Allerdings nicht in Louisiana, sondern in Castrop-Rauxel. In seiner Werkstatt, so der Vorwurf, kümmerte er sich um die Kurierfahrzeuge: Reifenwechsel, Reparaturen, TÜV. Er soll sie regelmäßig nach Überwachungsgerät abgesehen haben. Nicht sehr erfolgreich, wie die Ermittlungen zeigen sollten.

Doris E., die Frau des mutmaßlichen Chefs, war laut den Ermittlern in die Geschäfte ihres Mannes eingeweiht. Sie war an mehreren Firmen beteiligt. 2019 gründete sie gemeinsam mit einem Karnevalsprinzen aus Velbert eine GmbH zum Betrieb eines Foodtrucks. Sie liebten einen Wohnwagen aus Kalifornien einschiffen, glänzendes Aluminium, sechs Meter lang, und zur fahrenden Küche ausbauen. Die Ermittler gehen davon aus, dass Karl-Heinz E. mehrere Hunderttausend Euro investierte. Eine der Mitarbeiterinnen, die dann auf Festivals, Stadtfesten und Firmenfeiern kochten, war die mutmaßliche Kurierin Nina K.

Insgesamt richtete sich das Verfahren gegen rund zwanzig Beschuldigte. Immer wieder staunten die Ermittler über deren unbedarfte Kalkülhaftigkeit – als zum Beispiel eine der Kurierinnen mit rund 40 Kilo Kokain im Auto zu Aldi fuhr. Erst einmal einkaufen.

Fünf Kurierfahrzeuge zählten die Ermittler im Lauf der Operation: drei Audis, einen VW Touareg und einen Porsche Cayenne. Karl-Heinz E. hatte sie offenbar in Spanien umbauen lassen – wo es auch dafür spezialisierte Dienstleister gibt. Die Drogenverstecke waren unter der Rückbank oder in der Verkleidung neben Fahrer und Beifahrersitz. Sie waren von außen nicht zu sehen und ließen sich von Hand nicht öffnen. Die Verschlüsse waren mit der Elektronik der Autos verbunden. Im VW Touareg etwa musste erst die Heckscheibenheizung angestellt werden; dann musste man den Kofferraum öffnen, die Abdeckung darüber zurückschieben und einen Magneten an die Schiene der Abdeckung halten. Nur so ließ sich die Hydraulik aktivieren.

Als Nina K. im neuen Jahr den reparierten Q7 aus Kalabrien zurückholte, schafften es die Ermittler an der Grenze zur Schweiz, Abhörgerät darin zu verstecken. Später verwanzten sie noch den Audi A6. Sie observierten die Verdächtigen und hörten Telefone ab. Weil in Italien Verbindungsdaten lange gespeichert werden, konnten sie die Funkzellen auswerten, in denen die Handys der mutmaßlichen Kurier eingeloggt waren. So konnten sie im Nachhinein Dutzende Fahrten nachvollziehen, nicht nur nach Kalabrien, sondern auch nach Rom, Mailand, in die Toskana, das Piemont, Umbrien. Den Ermittlern offenbarten sich die Strukturen eines prosperierenden Logistikunternehmens.

Seine Aufträge erhielt Karl-Heinz E. offenbar über Kryptohandys. Je nach Verfügbarkeit schickte er dann einen Kurier in Richtung Niederlande oder Belgien. Die genaue Zieladresse kam meist „just in time“: eine Autowerkstatt, eine Garage, irgendein blickgeschützter Ort, an dem die Fracht übergeben und verladen werden konnte. Das Kokain war in Folie eingewickelt oder eingeschweißt, sodass auch Rauschgiftthunde es nicht riechen konnten. Dann ging es zurück nach NRW, Zwischenstopp in Hattingen, Wuppertal, je nachdem, wessen Auto im Einsatz war.

Die Weiterfahrt nach Italien übernahmen zwei Kurier. So konnten sie selbst die gut 2000 Kilometer bis Kalabrien am Stück durchziehen. Für den Fall einer Kontrolle legten sie sich jedes Mal eine Legende zurecht: ein Shoppingtrip nach Mailand, Mädelsurlaub, was auch immer. Unterwegs zahlten sie nur bar. Und um das Risiko zu minimieren, stieg der Beifahrer vor der Übergabe aus und wartete. Der

Fahrer bekam wieder die Adresse einer Werkstatt, einer Garage. Ausladen. Und dann zusammen zurück nach NRW.

Mindestens 1250 Euro erhielten die Kurier laut den Erkenntnissen pro Lieferung. Karl-Heinz E. soll von seinen Auftraggebern nach Menge bezahlt worden sein. Die Ermittler gehen von Summen um die 2500 Euro pro Kilo Kokain aus. Abzüglich all seiner Kosten, sagte er den Undercover-Polizisten, lohne sich für ihn eine Fahrt erst ab 15 Kilogramm.

Im November 2020 wurde Denis M., der Albaner, in Dubai festgenommen. Nach jahrelangen Ermittlungen hatten die italienischen Strafverfolger die „Kompania Bello“ zerschlagen, eines der größten albanischen Kartelle. Seinen Namen hatte es vom Schriftzug „Bello“, der oft in die geschmuggelten Blöcke eingegrät war. Koks der Eigenmarke. In abgelaufenen Nachrichten schwärmte ein Mitglied von der Zusammenarbeit mit Denis M. Der vollbringe Außergewöhnliches.

Boss der „Kompania Bello“ war Dritan R. Er führte sein internationales Netzwerk aus einem Gefängnis in Ecuador. Sogar zwei Morde soll er von dort aus in Auftrag gegeben haben. Trotz aller Vorwürfe wurde er schließlich entlassen. Aus gesundheitlichen Gründen, wie eine ecuadorianische Richterin urteilte. Der Politiker Fernando Villavicencio warf ihr und den verantwortlichen Ärzten daraufhin Korruption vor. Wenig später trat er als Präsidentschaftskandidat an. Er warnte, dass Ecuador immer mehr zum Narco-Staat verkomme, und versprach, den Kampf gegen die Drogenbanden aufzunehmen. Als Villavicencio wenige Tage vor der Wahl eine Veranstaltung in einer Schule verließ, schoss ihm ein Auftragskiller in den Kopf und tötete ihn.

Denis M. wurde trotz des internationalen Haftbefehls nicht von Dubai nach Italien ausgeliefert. Als die Polizei in NRW eine Bande von Albanern abhörte, die dort Cannabisplantagen betrieben, erzählte einer, dass der Onkel von M. extra aus Köln nach Dubai geflogen sei, um sich um seinen Neffen zu kümmern. Im Rahmen von „Eureka“ stießen die Ermittler auf passende Chatnachrichten: „Er ist schon draußen“, schrieb ein Albaner. „Er hat vier Millionen gezahlt, um nicht ausgeliefert zu werden.“ Europäische Ermittler gehen davon aus, dass er bis heute in Dubai lebt.

Im November 2022 war Jacqueline K. plötzlich verschwunden. Ihr Mann jedenfalls schrieb bei Facebook, dass er sie nicht erreichen könne, nicht wisse, wo sie sei. Was sich dann aber schnell aufklärte: Zusammen mit Nina K. war sie in dem A6 losgefahren, den die Ermittler abhörten. An der Maustelle hinterm Brenner simulierten die Carabinieri eine Verkehrskontrolle. Sie bemängelten, dass sich die Vertiefung für das Reserverad nicht öffnen ließe, und holten einen Mechaniker mit Brecheisen dazu. Sie fanden 38 Päckchen, eingewickelt in schwarze Folie, je ein Kilogramm schwer. Und wie die Analyse im Labor zeigen sollte: Kokain mit einem Wirkstoffgehalt von 66,6 Prozent, eher Durchschnitt.

Dass in dem Audi Wanzen steckten, dass das „Eureka“-Team die Frauen längst im Blick hatte, verschwiegen die Ermittler. Bei den vielen Koordinierungstreffen bei Europol in Den Haag war vereinbart worden, dass der große internationale Zugriff erst im Frühjahr 2023 erfolgen sollte.

Am 3. Mai war es dann so weit. Nachts um vier schlugen die Polizisten zu, mehr als 2700 insgesamt, in zehn Ländern auf drei Kontinenten. In Hattingen brach ein Spezialeinsatzkommando die Haustür von Doris und Karl-Heinz E. auf.

Salvatore G. wurde in Italien festgenommen. Er ist inzwischen angeklagt, als Boss einer kriminellen Bande mit Rauschgift gehandelt zu haben. Insgesamt müssen sich in Kalabrien 115 Angeklagte in zwei „Eureka“-Prozessen verantworten.

Die Staatsanwaltschaft Düsseldorf hat Anklage in zwei Verfahrenskomplexen erhoben: Die beiden Inhaber und ein Angestellter der Gelateria in Siegen, von der Salvatore G. in seinem Fiat den gestrandeten Kurierinnen erzählt hatte, stehen schon vor Gericht. Sie sollen im Netzwerk der San-Luca-Clans als Geldwäscher gearbeitet haben. Außerdem soll das „Eiscafé Al Teatro“ ein logistischer Stützpunkt der 'ndrangheta gewesen sein.

Die zweite Anklageschrift richtet sich nach Informationen von MDR und F.A.Z. nun gegen Karl-Heinz E. und sieben seiner mutmaßlichen Komplizen. Drei von ihnen haben schon Geständnisse abgelegt – wohl auch wegen der hohen Strafen, die ihnen drohen: Da es um Dutzende Fahrten mit jeweils Dutzenden Kilogramm Kokain geht, könnten sie im Fall einer Verurteilung bei bis zu zehn Jahren Gefängnis liegen, teils auch darüber.

Besonders hart könnte es Nina K. treffen. Zusammen mit Jacqueline K. ist sie in Italien schon zu gut zehn Jahren verurteilt worden, für die 38 Kilo, mit denen sie über den Brenner gefahren waren. Da die deutschen Ermittler davon ausgehen, dass es für Jacqueline K. die erste Kurierfahrt war, ist sie nun nicht mehr angeklagt. Nina K. aber soll eine der aktiveren Fahrerinnen gewesen sein. Bei ihr käme eine mögliche Strafe aus dem deutschen Verfahren noch obendrauf.

Die Anwälte der Beschuldigten wollten sich auf Anfrage von MDR und F.A.Z. zunächst nicht zu den Vorwürfen äußern. Das Angelparadies im Steinbachtal, das laut den Ermittlern auch zur Geldwäsche gedient haben soll, haben die Behörden beschlagnahmt. Mitarbeiter des Veterinäramts kommen regelmäßig vorbei, um nach den verbliebenen Fischen zu schauen. Viele sind es nicht mehr.



Beschlagnahmt: Der VW Touareg mit Geheimfach unter der Rückbank – und 38 Kilo Kokain. Fotos dpa/Carabinieri



Geschlossen: Das Angelparadies im Steinbachtal gehört dem mutmaßlichen Chef der Kokainkurier, mehrere mutmaßliche Mitglieder des Netzwerks arbeiteten dort. Foto David Klaubert



Wo Deutschland aufhört und die Niederlande anfangen, lässt sich im Kreisverkehr vor dem Eurode Business Center nicht leicht ergründen. Irgendwo in seiner Mitte wird die Linie verlaufen. Seit Inkrafttreten des Schengener Abkommens vor 29 Jahren schert sich in Herzogenrath und Kerkrade niemand mehr um die Grenze. Das ist auch an Tag eins der von Bundesinnenministerin Nancy Faeser (SPD) für zunächst sechs Monate angeordneten Kontrollen an allen deutschen Landgrenzen nicht anders. Nirgendwo ist in Herzogenrath am Montagmorgen ein Bundespolizist zu sehen. Kontrollen wären auch ein absurdes Unterfangen: Am Kreisverkehr dem halb auf holländischem, halb auf

Von Reiner Burger,
Marlene Grunert und
Mona Jaeger

deutschem Territorium errichteten Businesscenter passieren die unablässig heranrollenden Autos und Lastwagen je nach Richtung zwei- oder gar dreimal die deutsch-niederländische Grenze.

Zwischen Herzogenrath, das zur Städteregion Aachen gehört, und dem südlingsburgischen Kerkrade geht vieles ineinander über. Auf dem Wiener Kongress wurde die Region Anfang des 19. Jahrhunderts höchst artifiziiert geteilt, die Grenze verläuft seither mitten durch die Neustraße (Nieuwstraat). Bis in die Neunzigerjahre war sie auf beiden Seiten zweispurig ausgebaut. Dann räumten die Leute das ärgerliche, zwei Kilometer lange kniehohe Grenzmauerchen einfach weg. Weil man in Herzogenrath und Kerkrade ziemlich pragmatisch ist, gibt es heute nur noch zwei Fahrstreifen – einen auf deutscher, den anderen auf niederländischer Seite. Die Verkehrsschilder sind auf beiden Seiten niederländische, weil sie billiger sind als deutsche. Eine ältere Dame, die auf dem deutschen Trottoir unterwegs ist, kann sich noch an die Zeit erinnern, als die Grenze sogar noch mit einem Zaun gesichert war. „Das ist gottlob schon so lange Vergangenheit.“ Sie sei eine erfahrene Grenzgängerin, sagt die Dame lächelnd. Vor mehr als 60 Jahren verliebte sie sich in einen Niederländer. Als sie heiratete, nahm sie die holländische Staatsbürgerschaft an. Die offenen Grenzen seien so wichtig für die vielen Berufspendler und die Wirtschaft, sagt die Dame. „Aber trotzdem habe ich nichts gegen etwas mehr Kontrollen, es gibt so viele Einbrecherbanden und Drogenkuriere, die umgehend hin- und herwechseln. Es kommen auch zu viele Ausländer.“

Vom Büro von Herzogenraths Bürgermeister Benjamin Fadavian (SPD) gibt es eine kleine Gedenkecke mit historischen Fotos von der Grenze. Auf dem Boden steht ein kleines Stück des alten Grenzmauerchens, je zur Hälfte in den deutschen und den niederländischen Nationalfarben gestrichen. Fadavian ist 34 Jahre alt und ein Kind des Europas ohne Schlagbäume, wie er sagt. Die Ankündigung seiner Parteifreundin, der Bundesinnenministerin Nancy Faeser, hat ihn kalt erwischt und schon deshalb beunruhigt, weil in der Region Tausende Arbeitsplätze an den offenen Grenzen hängen. „Viele Menschen, die in der Region arbeiten, leben in Belgien oder in den Niederlanden oder eben hier auf deutscher Seite. Nicht nur für sie ist der reibungslose Grenzübertritt Tag für Tag erforderlich.“ Täglich passieren allein die insgesamt 567 Kilometer lange deutsch-niederländische Grenze 100.000 Lastwagen. Nach Angaben der



In der Grenzregion: Auch die A 30 in der Nähe von Enschede ist seit Montag im Fokus der Behörden.

Foto AFP

Neue alte Grenzen

Alle deutschen Landgrenzen werden nun kontrolliert. Verändert das Vorgehen den Charakter von Übergangsregionen im eigentlich offenen Schengenraum?

deutsch-niederländischen Handelskammer schlägt jede Stunde Wartezeit mit 100 Euro Extrakosten je Fahrzeug zu Buche.

Kontrollen seien im Kampf etwa gegen aus Holland agierende Geldautomatensprengerbanden wichtig, sagt Bürgermeister Fadavian. „Wir waren immer für ein vernünftiges Maß. Was wir nicht wollen, ist, dass Grenzmauern und Grenzhäuschen reaktiviert werden, auch nicht in den Köpfen.“ Zumal die illegale Migration über ganz andere Routen in Europa stattfindet. Smarte Kontrollen seien in Ordnung. „Aber bitte nicht mehr.“ Tatsächlich sollen die Maßnahmen nach Angaben der Bundespolizei „stichpunktartig, punktuell wechselnd und temporär“ stattfinden. Stationäre Anlagen sind nicht geplant, sondern ein mobiles und damit für illegale Flüchtlinge und Kriminelle unvorhersehbares Konzept mit Kontrollen bis zu 30 Kilometer entfernt von der Grenze.

Am Montag gab es im Raum Aachen lediglich einen temporären Kontrollpunkt auf dem Rastplatz Königsberg an der Autobahn 44 hinter der belgisch-deutschen Grenze. Doch auch noch in der Mittagszeit wurden Fahrzeuge dort nur sporadisch herausgewartet. Vollkontrollen des Personen- und Warenverkehrs sind nicht

vorgesehen. Der Fokus dürfte wie zuletzt bei den Kontrollen während der Fußball-europameisterschaft auf den deutsch-niederländischen Grenzübergängen auf der A4, auf der Bundesstraße im Selfkant, dem deutsch-belgischen auf der A44 und im Aachener Hauptbahnhof liegen.

Die niederländische Regierung äußerte sich positiv über Faesers Entscheidung. Positive Signale habe man auch aus Österreich, wo derzeit Wahlkampf ist, empfangen, hieß es. In anderen europäischen Nachbarländern riefen die Kontrollen Verwunderung bis Verärgerung hervor. Denn die Bundesregierung hatte sie zunächst verkündet und erst anschließend in bilateralen Gesprächen erklärt. Anders herum sei es nicht praktikabel gewesen, heißt es aus Regierungskreisen. Seit dem Wochenende telefoniert Bundeskanzler Olaf Scholz (SPD) deswegen viel.

Der größte Unmut kam aus Polen. Ministerpräsident Donald Tusk äußerte, um illegale Einwanderung zu stoppen, müssten die EU-Außengrenzen kontrolliert werden, nicht die Binnengrenzen. Die Franzosen hätten sich still mit der deutschen Linie arrangiert, hieß es.

Die Union hatte schon im August gefordert, die umfassenden Grenzkontrollen, die es während der Fußball-europameisterschaft in Deutschland und der Olympischen Spiele in Paris gab, fortzuführen. Faeser lehnte fortdauernde Kontrollen dagegen noch Anfang August ab. Sie verwies auf die Belastung für Pendler, Reisende und die Wirtschaft. Jetzt heißt es, man habe während der Sportgroßereignisse festgestellt, dass die Einschränkungen so stark nicht wären. Die Bundesregierung erwartet insofern keine allzu großen Behinderungen.

Ihre Position zu Grenzkontrollen änderte Faeser Ende August, nachdem es in Solingen zu einem islamistischen Anschlag gekommen war. Damals kündigte sie Kontrollen an allen deutschen Grenzen an, um die irreguläre Migration ein-

zudämmen und die innere Sicherheit vor islamistischem Terrorismus und grenzüberschreitender Kriminalität zu schützen. Vergangenen Montag meldete Faeser das deutsche Vorhaben für die Dauer von zunächst einem halben Jahr bei der EU-Kommission an.

Neu sind die nun angemeldeten Grenzkontrollen nur an den Übergängen zu Dänemark, den Niederlanden, Belgien, Luxemburg und Frankreich. An der Grenze zu Österreich wird schon seit Herbst 2015 kontrolliert, an den Grenzen zur Schweiz, zu Polen und zur Tschechischen Republik seit vergangem Oktober.

Dass sich Grenzkontrollen auf irreguläre Migration auswirken, belegten zuletzt einige Zahlen. Der Antwort auf eine Kleine Anfrage der Linken-Abgeordneten Clara Bünger war zu entnehmen, dass die Zahl der unerlaubten Einreisen bis zur Einführung der Grenzkontrollen über Polen und die Tschechische Republik stark gestiegen war und danach sank. Auch an der Grenze zur Schweiz führten die Kontrollen dazu, dass mehr Personen aufgegriffen wurden, die unerlaubt einreisen wollten. Laut Bundespolizei wurden im zweiten Quartal des Jahres 2023 knapp 3000 Menschen aufgegriffen, im vierten Quartal knapp 6500. Die Zahl der Zurückweisungen verdoppelte sich. Auch mehr Schleuser wurden festgenommen. Die Bundespolizei erklärte allerdings auch, dass Fahndungserfolge nicht dauerhaft anhielten. Die höhere Polizeipräsenz führe vielmehr dazu, dass Menschen andere Fluchtrouten wählten.

In Herzogenrath mahnt Bürgermeister Fadavian, die Kontrollen dürften den Charakter seiner Region nicht verändern. „Schengen darf nicht schleichend abgewickelt werden.“ Nötig sei eine effektive Kontrolle der europäischen Außengrenzen. „Binnengrenzen braucht kein Mensch. Wir dürfen unser Europa nicht aufgeben, das uns neben Frieden auch ganz viel Wohlstand gebracht hat.“

ben Termin der Ostbeauftragte der Bundesregierung, Carsten Schneider (SPD). Er erinnerte daran, dass die Repräsentation kein Selbstzweck sei, sondern ostdeutsche Erfahrungen, Sichtweisen und Fähigkeiten für Gruppen nützlich seien. Vielfalt mache Teams nachweislich erfolgreicher. Schneider berichtete von einem Auftritt bei einem Handelsverband, vor rund fünfzig Führungskräften, denen er die Ergebnisse der Wahlen in Thüringen und Sachsen erklären sollte. Auf seine Frage, wer von den Teilnehmern aus dem Osten komme, habe sich niemand gemeldet. Das habe die Absenden selbst verblüfft.

Öl und Fachkräfte für Deutschland

Kanzler Scholz sucht in Zentralasien ungewöhnliche Partner/Von Mona Jaeger, Samarkand/Astana

22 Jahre lang war kein deutscher Bundeskanzler mehr in Usbekistan. Doch dieser Tage ist das Land, Zentralasien insgesamt, interessant geworden für deutsche Politiker. In Samarkand, wo Olaf Scholz am Sonntagabend mit dem usbekischen Präsidenten Schawkat Mirsijow zusammenkam, treffen sich die drängenden Themen der deutschen Innenpolitik: Abschiebungen, Fachkräfteeinwanderung, Energieversorgung und die Zukunft des Ukrainekriegs.

Wichtigster Anlass für die Reise, die Scholz am Montag weiter nach Kasachstan führte, ist die Unterzeichnung eines Migrationsabkommens mit Usbekistan. Beide Länder treten selbstbewusster auf als noch vor einigen Jahren. Sie befinden sich in einer Sandwichlage, wie man im Kanzleramt sagt. Als ehemalige Sowjetrepubliken haben sie noch enge Verbindungen zu Russland. Gleichzeitig bemühen sie sich um eine engere Zusammenarbeit mit dem Westen.

Deutschland ist dazu bereit, veranstaltete am Montag etwa ein deutsch-kasachisches Wirtschaftsforum in der kasachischen Hauptstadt Astana. Am selben Tag teilte ein Regierungssprecher mit, dass sich Kasachstan dazu bereit erklärt habe, der PCK-Raffinerie in Brandenburg über das Jahr 2024 hinaus Öl zu liefern. Deutschland braucht das kasachische Öl, seitdem es keines mehr aus Russland bezieht. Allerdings kommt das Öl aus Zentralasien aus einer Pipeline, die über russisches Territorium verläuft. Deswegen soll die Ölleitung zwischen Rostock und Schwedt stärker ausgelastet werden. Doch für den Moment ist Deutschland dankbar über das kasachische Öl. Usbekistan verfügt wiederum über große Erzkorkommen. Auch die sind für Deutschland interessant.

„Usbekistan ist ein ganz wichtiger Partner für die nächste Zeit“, sagte Scholz am Sonntagabend in einem Statement. Die mindestens schwierige Menschenrechtslage in beiden Ländern findet keine Erwähnung. Stattdessen, dass das Migrationsabkommen keine gravierenden Veränderungen bringen werde, was die Abschiebezahlen insgesamt angehe, aber es bestätige das Muster, nach dem Deutschland vorgehe: Eine Zukunft in Deutschland haben die Föhigen, keine Zukunft viele andere.

Das betrifft nicht nur Usbeken, sondern auch Afghanen. Deutschland will schwere Straftäter mit afghanischer Staatsbürgerschaft wieder in ihre Heimat abschieben – lehnt aber direkte Verhandlungen mit den Taliban ab. Usbekistan, direkter Nachbar Afghanistans, ist schon länger als Helfer im Gespräch. Offiziell bestätigt wird das von der Bundesregierung nicht; das heißt es, man spreche mit verschiedenen Nachbarstaaten. Usbekistan hat jedoch recht enge Kontakte zu den Taliban, weswegen sich das Land anbietet. Außerdem gibt es im gerade geschlossenen Abkommen eine Regelung, die genau für diesen Fall Vorkkehrungen trifft. Es wurde vereinbart, dass Usbekistan sich zur „Durchförderer“ von Personen bereit erklärt – also theoretisch auch von Afghanen und von Straftätern. Der bisher einzige Abschiebeflug nach Afghanistan, an Bord waren 28 Straftäter, war auf Vermittlung von Qatar zustande gekommen.

Das nun unterzeichnete Abkommen mit Usbekistan ist nicht unmittelbar Ergebnis der aktuellen innenpolitischen Diskussion. Aber es traf sich gut. Gut ein Jahr lang wurde der Vertrag verhandelt. Federführend war dabei Joachim Stamp (FDP), der Sonderbevollmächtigte der Bundesregierung für Migrationsabkommen. Eine Handvoll Abkommen hat Stamp schon auf den Weg gebracht, am Freitag erst eines mit Kenia.

Stamps Vision ist es, Deutschland in ein Geflecht solcher Abkommen einzubetten. Der Deal sieht immer ähnlich aus: Dringend benötigte Fachkräfte sollen leichter nach Deutschland kommen, im Gegenzug verpflichtet sich das jeweilige Land, Staatsbürger zurückzunehmen, die kein Aufenthaltsrecht in Deutschland haben. Nicht mit allen Migrationspartnern funktioniert das gleich gut.

Die Positivbeispiele sind Georgien und Moldau. Nach entsprechenden Vereinbarungen ist die Zahl der Asylanträge aus diesen Ländern im Fall von Georgien um 70 Prozent gesunken, bei Moldau um 50 Prozent. Das funktioniert, weil die beiden Länder in die EU wollen.

Der Migrationsbeauftragte Stamp legt Wert auf die Feststellung, dass Migrationsabkommen nicht das Instrument sind, mit dem sich die Flüchtlingskrise lösen lässt. Die Zahlen für Usbekistan belegen das: In Deutschland leben 13.700 Usbeken, etwa 200 von ihnen sind ausreisepflichtig. Also eine sehr kleine Zahl im Vergleich zu den knapp 227.000 Personen, die insgesamt ausreisepflichtig sind, aber weiterhin in Deutschland leben. Überhaupt, heißt es in Regierungskreisen, sei Usbekistan schon bisher unkompliziert gewesen bei Abschiebungen.

Nun wird zusätzlich eine gemeinsame Arbeitsgruppe für Migration und Rückkehrfragen eingesetzt. Vertraglich ist festgelegt, dass etwa abgelaufene Pässe kein Grund mehr sein dürfen, eine Person nicht nach Usbekistan abzuschicken. Stellt Deutschland ein Rücknahmeersuchen, wie Abschiebungen im Beamtendeutsch heißen, soll das künftig innerhalb von 21 Tagen von usbekischer Seite beantwortet werden. Keine Antwort gilt als Zustimmung. Die Abschiebung erfolgt dann über Linien- oder Charterflug. Würde das doch mit anderen Ländern auch so reibungslos laufen, mag man im Bundesinnenministerium denken.

Was dieses Abkommen bringen wird, ist aber unklar. Werden die 200 Usbeken Deutschland verlassen? Wie viele Fachkräfte sollen wann kommen? Das kann niemand in der Regierung sagen. Wenigstens hat man ein recht klares Bild davon, was das für Leute sind, die mal nach Deutschland kommen könnten. Usbekistan hat eine recht junge Bevölkerung. Für viele junge Männer und Frauen gibt es aber keine Arbeit.

Eine erfolgreiche Zusammenarbeit mit Südkorea gibt es schon, jetzt soll Deutschland dran sein. Vor allem Krankenschwestern und anderes Personal aus dem Pflegesektor könnten den schwächelnden deutschen Arbeitsmarkt unterstützen. Um die Interessierten möglichst gut vorzubereiten, will Deutschland Informationszentren in Usbekistan eröffnen, vermutlich auch mehr Sprachkurse anbieten.

Weniger handfest werden die Gespräche sein, die Scholz in Usbekistan und Kasachstan über den russischen Angriffskrieg führen wird. Seine Gesprächspartner können Einblick in die Stimmung und Verfasstheit der russischen Gesellschaft bieten, die aus Deutschland nur schwer zu bekommen sind. Am Dienstag dürfte es dann verstärkt um die Frage gehen, wie Russland Sanktionen des Westens umgeht. Dann nämlich kommt der Kanzler mit den fünf bedeutendsten zentralasiatischen Staaten für den 5+1-Gipfel zusammen. Scholz hatte sich kürzlich für eine weitere Friedenskonferenz ausgesprochen, diesmal mit Russland. Dafür sei nun der richtige Zeitpunkt.

Der kasachische Präsident Kassym-Schomart Tokajew sagte während des Besuchs von Kanzler Scholz am Montag: „Es ist Fakt, dass Russland in militärischer Hinsicht unbesiegt ist.“ Er rief zu schnellen Friedensverhandlungen auf. (Kommentar Seite 8.)



Ostdeutscher Blick auf die eigene Benachteiligung

Führungskräfte aus West und Ost bewerten die Zusammensetzung von Eliten unterschiedlich

fhau. BERLIN. Ostdeutsche und Westdeutsche bewerten die Unterrepräsentation Ostdeutscher in den Eliten des Landes unterschiedlich. Das ergibt der „Elitenurvey 2023“, der am Montag im Bundeskanzleramt vorgestellt wurde. Im Rahmen der Befragung, die von Wissenschaftlern mehrerer ostdeutscher Hochschulen durchgeführt und ausgewertet wurde, beantworteten 685 Inhaber von höchsten Führungspositionen in Politik, Wirtschaft, Justiz, Sicherheit, Kultur und anderen Organisationen Fragen. Ostdeutsche sind demnach nur zu 11,2 Prozent in Elitenpositionen vertreten, während sie 19 Prozent der Bevölkerung aus-

machen. Nach den Ursachen dazu befragt, sehen sowohl ost- als auch westdeutsche Eliten den Elitenantrieb von Westen in den Osten nach der Wiedervereinigung als bedeutendsten Faktor.

Dass danach aber immer wieder Westdeutsche nachrückten, wird von 81 Prozent der Ostdeutschen als Faktor gesehen, aber nur von 65,8 Prozent der Westdeutschen. Fast doppelt so viele Ostdeutsche wie Westdeutsche, nämlich 42,6 Prozent, sehen auch habituelle Unterschiede als Grund. Ebenso viele Ostdeutsche sehen Ostdeutsche wegen ihrer Herkunft benachteiligt. Das sehen nur 25,2 Prozent der Westdeutschen so.

Auch die Frage, ob die Unterrepräsentation überhaupt ein Problem sei, wird unterschiedlich beantwortet. 44,6 Prozent der Befragten aus dem Westen finden sie ungerecht, aber 64,2 Prozent aus dem Osten. Der Meinung, dass Ostdeutsche ihre eigenen Interessen besser vertreten könnten, sind 54 Prozent der Westeliten, aber 85,2 Prozent derjenigen aus dem Osten.

Etwas verbessert hat sich die Repräsentation Ostdeutscher in Führungspositionen der Bundesverwaltung. Da stieg ihr Anteil – inklusive Berlinern – von 13,9 Prozent im Jahr 2022 auf nun 15 Prozent. Dies berichtete auf demsel-

Frankfurter Allgemeine

Frankfurter Zeitung

Gründungsherausgeber Erich Welter †

VERANTWORTLICHE REDAKTEURE: für Innenpolitik: Dr. Jasper von Altenbockum; für Außenpolitik: Dr. Nikolas Busse; für Nachrichten und Politik Online: Andreas Ross, Dr. Kim Björn Becker (stv.), Philipp Eppelsheim (stv.), Tatjana Heid (stv.); für „Zeitgeschehen“: Dr. Reinhard Müller; für „Die Gegenwart“: Dr. Daniel Deckers; für Deutschland und die Welt: Dr. Alfons Kaiser; für Wirtschaftspolitik: Heike Göbel; für Wirtschaftsberichterstattung: Johannes Pennekamp; für Unternehmen: Sven Astheimer; für Finanzen: Inken Schönauer; für Wirtschaft und Finanzen Online: Alexander Armbruster; für Sport: Anno Hecker, Peter Penders (stv.); für Sport Online: Tobias Rabe, Sönke Sievers (stv.); für Feuilleton: Sandra Kegel, Dr. Matthias Alexander (stv.), Jakob Strobel y Serra (stv.); für Literatur und literarisches Leben: Andreas Platthaus; für Feuilleton Online: Michael Hanfeld; für Rhein-Main: Manfred Köhler und Jacqueline Vogt (verantwortlich), Marie Lisa Kehler (stv.).

FÜR REGELMÄSSIG ERSCHEINENDE BEILAGEN UND SONDERSEITEN: Beruf und Chance: Britta Beeger; Bildungswelten: Dr. h.c. Heike Schmolz; Der Betriebswirt: Mark Fehr; Der Volkskurier: Dr. Tillmann Neuscheler; Die Lounge: Patrick Welter; Die Ordnung der Wirtschaft: Heike Göbel; D: Economy: Alexander Armbruster; Forschung und Lehre: Thomas Thiel; Geisteswissenschaften: Patrick Bahners; Immobilien: Jan Hauser; Jugend schreibt: Dr. Ursula Kals; Jugend und Wirtschaft: Lisa Becker; Kunst-

markt: Ursula Scheer; Medien: Michael Hanfeld; Menschen und Wirtschaft: Philipp Krohn; Natur und Wissenschaft: Dr. Pia Heinemann und Joachim Müller-Jung; Neue Sachbücher: Helmut Mayer; Politische Bücher: Dr. Peter Sturm; Recht und Steuern: Corinna Budras; Reiseblatt: Jakob Strobel y Serra; Staat und Recht: Dr. Reinhard Müller; Technik und Motor: Holger Appel.

BILDREDAKTION: Henner Flohr; **Chefin vom Dienst:** Dr. Elena Geus; **Grafische Gestaltung:** Holger Windfuhr (Art Director), Benjamin Boch (stv.).

ARCHIV: Olivera Kipic.

DIGITALE PRODUKTE: Cai Tore Philippsen (verantwortlicher Redakteur), Dr. Holger Schmidt (verantwortlicher Redakteur Newsletter und Verticals), Ina Lockhart (Social Media), Robert Wenkemann (Art Director), Nina Hewelt (Stv./Kordinatorin Informationsgrafik), Andreas Krobok (Audio/Video), Felix Hooß (Paywall).

GESCHÄFTSFÜHRUNG: Thomas Lindner (Vorsitzender), Dr. Volker Bredt.

DIGITALE PRODUKTION UND VERTRIEB: Stefan Buhr, Nico Wilfer.

ANZEIGEN: Ingo Müller (verantwortlich) und Jürgen Mauken, REPUBLIC Marketing & Media Solutions GmbH, Mittelstraße 2–4, 10117 Berlin, www.republic.de.

HERSTELLER: Andreas Gierth.

MONATSBESPREIS: Inland: Abonnement Frankfurter Allgemeine Zeitung 77,90 €; einschließlich Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung 85,90 €. Abonnenten der ge-

druckten Zeitung lesen für einen Aufpreis von 11,00 € die digitalen Ausgaben der F.A.Z. und Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung. Darin enthalten ist außerdem der vollständige Zugang zur Website FAZ.NET (FAZ+). Mehr Informationen zu allen Angeboten und Preisen (z. B. für junge Leser, Geschäftskunden, Digital- und Auslandsabonnements) im Internet unter abofaz.net. Ihre Daten werden zum Zweck der Zeitungszustellung an Zustellpartner und an die Medienservice GmbH & Co. KG, Pariser Straße 1, 60486 Frankfurt am Main, übermittelt. Gerichtsstand ist Frankfurt am Main.

NACHDRUCKE: Eine Verwertung der urheberrechtlich geschützten Zeitung oder der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar, soweit sich aus dem Urhebergesetz nicht anderes ergibt. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Zeitungsinhalten in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieser Zeitung nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH online erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01. Für die Übernahme von Artikeln in Ihren internen elektronischen Pressespiegel erhalten Sie die erforderlichen Rechte unter www.presse-monitor.de oder telefonisch unter (0 30) 28 49 30, PMG Presse-Monitor GmbH.

© FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG GMBH, FRANKFURT AM MAIN

Die Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH behält sich eine Nutzung ihrer Inhalte für kommerzielles Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor. Für den Erwerb einer entsprechenden Nutzungslizenz wenden Sie sich bitte an nutzungsrechte@faz.de.

DRUCK: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH & Co. KG, Kurhessenstraße 4–6, 64546 Mörfelden-Walldorf; **Presse- und Druckerei:** Druckerei Potsdam GmbH, Friedrich-Engels-Straße 24, 14473 Potsdam; **Süddeutscher Verlag:** Zeitungsdruck GmbH, Zamdorfer Straße 40, 81677 München.

Anteiliges Publikationsorgan der Börse Berlin, Rheinisch-Westfälischen Börse zu Düsseldorf, Frankfurter Wertpapierbörse, Hanseatischen Wertpapierbörse Hamburg, Niedersächsischen Börse zu Hannover, Börse München, Baden-Württembergischen Wertpapierbörse zu Stuttgart

ANSCHRIFT FÜR VERLAG UND REDAKTION: Postadresse: 60267 Frankfurt am Main, Hausanschrift: Pariser Straße 1, 60486 Frankfurt am Main; zugleich auch ladungsfähige Anschrift für alle im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten.

ZENTRALE: (0 69) 75 91-0.

KUNDENSERVICE: aboservice@faz.de, Telefon: (0 69) 75 91-10 00 oder unter www.faz.net/meinabo.

ANZEIGENSERVICE: anzeigenannahme@m-s-medien-service.de oder Telefon: (0 69) 75 91-33 44.

BRIEFE AN DIE HERAUSGEBER: leserbriefe@faz.de

Unentdeckte Unterstützer

Reichsbürger wollten das System schwächen

rs. STUTTGART. Im Staatschutzverfahren gegen den „militärischen Arm“ der sogenannten Reichsbürger-Gruppierung vor dem Stuttgarter Oberlandesgericht versuchen die Richter drei wesentliche Fragen zu klären: Wie aktionsfähig war der „militärische Arm“ der kriminellen Gruppierung? Waren tatsächlich alle Beschuldigten Mitglieder einer terroristischen Vereinigung? Und: Welche Rolle spielte Markus L. aus Reutlingen?

Der Industriemechaniker war am 22. März 2023 nach einem heftigen Schusswechsel von einem Spezial-Einsatzkommando (SEK) in Reutlingen festgenommen worden. Am Montag erläuterte ein Ermittler des Bundeskriminalamtes vor Gericht, wie man auf den Verdächtigen aufmerksam wurde: Der 1976 in Reutlingen geborene L. hatte – wie viele andere Mitglieder der Gruppierung – eine „Verschwiegenheitsklärung“ unterzeichnet. Solche Erklärungen waren bei einer Durchsichtung entdeckt worden, was mit zu den Ermittlungen der Bundesanwaltschaft geführt hatte. Während der Ermittlungen stellte sich heraus, dass L. für 21 Waffen und für Sprengstoffe eine Besitzerglaubnis hatte. Der Vorsitzende Richter fragte den BKA-Beamten, ob diese Ermittlungen ungewöhnlich gewesen seien und ob er gedacht habe, „so einen Scheiß habe ich noch nie ermittelt“. Mit der zugespitzten Frage wollte er klären, ob die Ermittler den Verdacht auf Mitgliedschaft in einer terroristischen Vereinigung damals vielleicht als abwegig empfunden haben könnten. Der Zeuge gab darauf aber keine klare Antwort: Er könne sich nicht mehr erinnern, was er damals gedacht habe, sagte er.

Bezüglich der Aktionsfähigkeit des „militärischen Armes“ kann nach derzeitigem Stand des Staatschutzverfahrens – zumindest für Baden-Württemberg – von einem hohen Organisationsgrad der sogenannten „Heimatschutzkompanie“ ausgegangen werden: Die Teilorganisation, die einen Umsturz vorbereiten und in einem solchen Fall die Kommandogewalt an sich ziehen wollte, veranstaltete konspirative Treffen zur Begutachtung von Waffen. Außerdem müssen ihr mehr als 20 Personen als aktive Unterstützer zugerechnet werden. So wird gegen weitere, mutmaßliche Unterstützer immer noch ermittelt. Erst Anfang Juni hatte die Eliteneinheit GSG-9 in Althengstett im Landkreis Calw die Liegenschaften eines Ehepaares durchsucht, das den früheren Oberstleutnant Rüdiger von Pescatore materiell und ideell unterstützt haben soll. Pescatore steht als mutmaßlicher Rädelführer der rechts-extremen Gruppierung in Frankfurt vor Gericht. In Stuttgart könnte in der nächsten Woche Ralf S. aussagen, der frühere Handwerker soll die „Heimatschutzkompanie“ in Tübingen aufgebaut haben.

Warum Thierry Breton gehen musste

Frankreich schlägt einen neuen EU-Kommissar vor – und beugt sich damit dem Willen der Kommissionspräsidentin.

Von Thomas Gutschker, Brüssel, und Michaela Wiegel, Paris

Thierry Breton ist ein stolzer Mann, der nicht von Selbstzweifeln geplagt wird. Niemand in der EU-Kommission redete bei Pressekonferenzen so gerne und so viel wie der 69 Jahre alte EU-Kommissar aus Frankreich. Es schien fast kein Thema zu geben, zu dem er noch kein Buch geschrieben hatte. Nun aber wurde er kalt erwischt – von einem Skript, an dem er nicht mitgewirkt hatte. Am Montagmorgen, 8 Uhr und 23 Minuten, warf er das Handtuch: Der mächtige Kommissar für Binnenmarkt, Industrie, Rüstung und Raumfahrt veröffentlichte sein Rücktrittsschreiben an die Präsidentin Ursula von der Leyen auf der von ihm viel gescholtenen Plattform X. Das Schreiben dokumentiert nicht nur seinen verletzten Stolz, sondern auch, was hinter seinem Rücken geschehen war. „Vor einigen Tagen haben Sie Frankreich gebeten, meinen Namen zurückzuziehen – aus persönlichen Gründen, die Sie überhaupt nicht vorher mit mir direkt besprochen haben“, hieß es. Von der Leyen habe Frankreich ein „politisches Gegengeschäft“ angeboten, nämlich ein „angeblich einflussreicheres Portfolio in der Kommission“. Angesichts dieser Entwicklungen, die „ein weiterer Ausdruck einer fragwürdigen Amtsführung sind“, könne er seinen Aufgaben nicht mehr nachkommen.

Als Nachfolger schlug der französische Präsident Emmanuel Macron knapp zwei Stunden später seinen treuen politischen Weggefährten Stéphane Séjourné vor. Der 39 Jahre alte Politiker soll nach einem kurzen Gastspiel im französischen Außenministerium Frankreichs „europäische Souveränitätsagenda“ verteidigen, wie es in Paris hieß. Séjourné gilt als gewiefter politischer Manager und hat die liberale Renew-Fraktion im EU-Parlament geführt. Er steht offiziell noch Macrons Präsidentenpartei als Generalsekretär vor. Von Januar an leitete er den traditionsreichen Quai d'Orsay, das Außenministerium, war aber aufgrund mangelhafter Englischkenntnisse und fehlender Eloquenz in seiner Muttersprache wiederholt als Leichtgewicht kritisiert worden. Auf den Rücktritt der Regierung und damit des Außenministers reagierten viele erfahrene Diplomaten deshalb mit Erleichterung. Es ist nicht bekannt, dass Séjourné durch ökonomische Expertise aufgefallen ist, auch wenn er fortan „ein Schlüsselresort“ mit Verantwortung für die „industrielle und technologische Souveränität“ Europas leiten soll.

Es mangelte am Montag in Paris nicht an Reaktionen, die den Wechsel in Brüssel als Beweis des französischen Einflussverlustes werteten. Präsident Macron hatte die Entmachtung Bretons und die Personalie Séjourné in persönlichen Gesprä-



Als EU-Kommissar umstritten: Thierry Breton im März in Brüssel Foto: EPA

chen mit von der Leyen vorangetrieben. Im Élysée stellte man die Neubesetzung als Teil eines neuen „deutsch-französischen Gleichgewichts“ dar. Für den größeren Teil Brüssels kam das völlig überraschend. Von der Leyen wollte am Dienstag ihre neue Kommission präsentieren, so viel war bekannt. Die öffentliche Diskussion hatte sich auf andere Namen konzentriert: Raffaele Fitto, den Parteifreund von Giorgia Meloni aus Italien, und zuletzt auf Marta Kos, deren Nominierung einen innenpolitischen Konflikt in Slowenien verursachte. Gegenüber Breton waren zwar ebenfalls Vorbehalte geäußert worden, doch eher hinter vorgehaltener Hand. Vor allem schien er aber die Rückendeckung seines Präsidenten zu haben. Macron hatte Breton schon Ende Juni für eine weitere Amtszeit in der Kommission vorgeschlagen und dies am 25. Juli, mehr als zwei Wochen nach der vorgezogenen Parlamentswahl, schriftlich bestätigt.

Jene, die am Montag nicht überrascht wurden, wussten Folgendes zu berichten: Von der Leyen habe schon seit Längerem bei Macron auf einen neuen Kandidaten gedrungen, idealerweise eine Frau. Die Geschlechterbalance soll aber nicht das entscheidende Argument gewesen sein. Sie habe auf Stärken und Schwächen Bretons abgestellt. Auch Vorbehalte aus Berlin und dem Europäischen Parlament sollen eine Rolle gespielt haben. Dass von der Leyen selbst ein gespanntes Verhältnis zu Breton hatte, war in Brüssel ein offenes Geheimnis. Vor einer Woche habe Macron sich dann bereit gezeigt, ihn gegen Séjourné auszutauschen. Zuletzt hatte Breton durch einen Konflikt mit dem Besitzer der Plattform X, Elon Musk, auf sich aufmerksam gemacht. Er nahm seine Rolle besonders ernst, auf die Einhaltung des Gesetzes für digitale Dienste (Digital Services Act) zu pochen. Das Gesetz schreibt Onlineplattformen vor, Falschinformationen schneller zu löschen. Breton verwarnte Musk Mitte August, weil dieser dem US-Präsidenten Donald Trump Falschinformationen verbreitete. Donald Trump Falschinformationen verbreitete, Musk reagierte mit einem beleidigenden Post. Von der Leyen stärkte Breton nicht den Rücken, sondern ließ mitteilen,

das Vorgehen sei in der Kommission nicht abgesprochen. Es hieß, wer den möglichen nächsten amerikanischen Präsidenten gegen sich aufbringe, müsse zumindest konzentriert vorgehen.

In der neuen Kommission war Breton als einer der exekutiven Vizepräsidenten vorgesehen. Er sollte für den „Industrial Deal“ zuständig sein, die neue Wachstumsstrategie, und das Thema Sicherheit koordinieren, einschließlich Rüstung. Das hätte formal einen Aufstieg bedeutet, faktisch aber hätte Breton den Zugriff auf zwei Ministerien verloren, die in Brüssel Generaldirektionen heißen: jenes für digitale Wirtschaft und jenes für Rüstung. Geblieben wäre ihm nur die direkte Zuständigkeit für Binnenmarkt und Industrie. Eine Generaldirektion pro Kommissar – das war die organisatorische Vorgabe von der Leyens für das neue Team.

In Berlin gab es gleichwohl eine Menge Vorbehalte gegen den Franzosen. Er habe vor allem französische Interessen durchgesetzt, hieß es intern. Die Liste der Themen, die Breton nicht einmal koordinieren sollte, war lang: Handel stand darauf, Kohäsion, Digitales und Rüstung. Auch die

Europäische Volkspartei (EVP) wachte als stärkste Kraft im Europäischen Parlament darüber, dass Breton nicht zu mächtig wurde. Schließlich sind die Liberalen, denen er sich zurechnet, die schwächste der drei Parteien, die von der Leyen tragen. Innenpolitisch kam hinzu, dass Breton nicht Macrons Präsidentenpartei beigetreten war. Mit Séjourné hat Macron nun den Kandidaten ausgewählt, der in der liberalen Fraktion am besten vernetzt ist. Zu ihm hat von der Leyen auch ein deutlich besseres Verhältnis. Zwischen Breton und ihr hatte es schon länger Spannungen gegeben, die bis ins Persönliche gingen. Anfang des Jahres hatte der Franzose von der Leyens Ernennung des CDU-Politikers Markus Pieper zum neuen Mittelstandsbeauftragten der Kommission hintertrieben. Breton äußerte Zweifel an dessen Kompetenz und dem Ernennungsverfahren. Mitte April gab Pieper dann entnervt auf.

Als von der Leyen Anfang März von der EVP zur Spitzenkandidatin gewählt wurde, hielt Breton ihr in einem Post auf X vor, dass sie von ihrer eigenen Partei „überstimmt“ worden sei. Zwar hatten seinerzeit nur 400 von 801 Delegierten für sie gestimmt, doch waren rund 300 schon vorher abgereist und gar nicht wahlberechtigt. „Ist es möglich, die Leitung Europas für weitere fünf Jahre der EVP anzuvertrauen, also 25 Jahre in Folge?“, schrieb er. Die Generalsekretärin der EU-Kommission erinnerte daraufhin alle Kommissare schriftlich daran, dass sie sich parteipolitische Äußerungen enthalten sollten. Auch Präsident Macron soll über Bretons Auftreten nicht amüsiert gewesen sein.

Im Élysée-Palast wurde am Montag die Vorstellung zurückgewiesen, dass Frankreichs Einfluss in Brüssel durch den überraschenden Wechsel abnehme. Vielmehr habe nach der Nominierung des Republikaners Michel Barnier zum Premierminister das politische Gleichgewicht neu justiert werden müssen. Barnier gehört der EVP an, die auch im EU-Parlament seit der Europawahl an Gewicht gewonnen hat. Deshalb sei es der Wunsch Macrons gewesen, das europäische Gewicht seiner Partei zu stärken. In der Nationalversammlung fraktion des Rassemblement National wurde der Wechsel heftig kritisiert. Der Abgeordnete Laurent Jacobelli äußerte: „Die Kumpels werden in Brüssel abgefunden.“

Schweizer Büro in Kabul

„Keine Legitimierung der Taliban“

boe. ANKARA. Als erstes westliches Land wird die Schweiz im Herbst das Büro ihrer staatlichen Entwicklungshilfeorganisation in Afghanistan wiedereröffnen. Das Büro der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) war nach der Machtergreifung der Taliban im August 2021 geschlossen worden. Vier Mitarbeiter des Schweizerischen Korps für humanitäre Hilfe sollen ab Herbst gemeinsam mit zehn afghanischen Mitarbeitern in Kabul humanitäre Projekte durchführen. Das bestätigte ein Sprecher des Außenministeriums in Bern am Montag der F.A.Z. Zuvor hatte die „Neue Zürcher Zeitung“ über die Pläne berichtet.

„Die physische Präsenz der Schweiz in Kabul ist keineswegs eine Legitimierung der Taliban“, sagte der Sprecher Pierre-Alain Eltschinger. Man habe das Außenministerium in Kabul über die Absicht zur Rückkehr informiert. Die Kontakte der DEZA zu den Taliban würden sich „in erster Linie auf logistische Prozesse beschränken“. Im Unterschied dazu hat die deutsche Bundesregierung entschieden, dass die Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit ihre Arbeit in Afghanistan bis Jahresende vollständig einstellen soll. Auf der Website des deutschen Entwicklungsministeriums (BMZ) heißt es, man arbeite in keiner Weise mit der Taliban-Regierung zusammen.

Auf die Frage, ob die Schweiz über die Modalitäten für die Eröffnung des Büros mit den Taliban verhandelt habe, sagte Eltschinger, das Außenministerium in Kabul habe die Entscheidung zur Rückkehr der DEZA „zur Kenntnis genommen“. Der Taliban-Sprecher Zabihullah Mudschahid sagte dem Sender „Radio Killid“, dies sei „ein bedeutender Erfolg für das Islamische Emirat bei der Stärkung politischer und wirtschaftlicher Beziehungen Afghanistans mit Ländern in der Region und weltweit“. Man rufe andere Länder auf, dem Beispiel zu folgen.

Schwierige Regierungsbildung in Paris

Michel Barnier sucht sozialdemokratische Minister / Von Michaela Wiegel, Paris

Das olympische Sommermärchen in Paris ist endgültig vorbei. Premierminister Michel Barnier hat zwar dazu aufgefordert, den „olympischen Geist“ zu bewahren und die politischen Gräben zu überwinden. Doch die Regierungsbildung gestaltet sich schwieriger als gedacht, und die Ankündigung der Kabinettsliste wurde am Montag vom Wochenende ans „Ende der Woche“ verschoben. Der Rücktritt des EU-Kommissars Thierry Breton hat die Gerüchte in Paris befeuert. Barnier könnte seinem früheren Kabinettskollegen die Leitung des Finanz- und Wirtschaftsministeriums übertragen. Barnier und Breton gehörten 2005 unter Premierminister Jean-Pierre Raffarin der Regierung an. Die beiden Männer „kennen sich sehr gut und schätzen sich“, hieß es aus der Entourage Barniers.

Der Vorsitzende des Rassemblement National (RN), Jordan Bardella, hat am Montag mit einem Sturz der Regierung gedroht, sollte sie die Politik Präsident Macrons der vergangenen sieben Jahre fortsetzen. Er glaube nicht, „dass die Regierung sehr lange durchhalten kann“, sagte Bardella im Radiosender RTL. Der RN lehne es ab, dass Premierminister Barnier Politiker aus dem Macron-Lager „recycle“ und mit Ministerämtern betraue. Aufgrund der komplizierten Mehrheitsverhältnisse in der Nationalversammlung ist der Regierungschef auf eine stille Duldung durch Marine Le Pens Fraktion angewiesen. Im Parlament stehen sich seit den vorgezogenen Neuwahlen am 7. Juli drei unversöhnliche Blöcke gegenüber.

Bislang ist nur eine lange Liste von Politikern bekannt, die Barniers Offerten für ein Ministeramt ausgeschlagen haben. Dazu zählen insbesondere Persönlichkeiten von der gemäßigten Linken wie der aktuelle Präsident des Rechnungshofes,

Pierre Moscovici, der ehemalige Premierminister Bernard Cazeneuve und der ehemalige Präsident François Hollande. Für Barnier ist das bitter, hat er doch von Präsident Emmanuel Macron den ausdrücklichen Auftrag, eine „Sammlungsregierung“ zu bilden, die das gesamte gemäßigte Parteienspektrum von links bis rechts einschließt.

„Wenn sich die Politiker und das Land auf allen Ebenen des öffentlichen Handelns und über die politischen Gräben hinweg vereinen, ist nichts unmöglich“, schrieb der Premierminister auf der Plattform X. Er forderte die Politiker auf, ihre „Empfindlichkeiten beiseitezulassen und nur an das Geheimwohl zu denken“. Doch daran hapert es weiterhin. Die zweitgrößte Volkswirtschaft der Eurozone verharrt weiterhin im politischen Stillstand. Barniers Entourage hat wissen lassen, dass die Haushaltsvorstellung erst am 8. Oktober geplant sei und damit eine Woche später als eigentlich vorgeschrieben. Noch eine weitere Frist wird Barnier nicht einhalten. Eigentlich hätte die Regierung bis zum 20. September der EU-Kommission in Brüssel erklären sollen, wie Frankreich seinen Staatshaushalt zu konsolidieren gedenkt und seine Schulden abbauen will.

In der Innenpolitik spielt der Schuldenberg ohnehin keine Rolle. Marine Le Pens Fraktion hat einen Gesetzentwurf vorbereitet, um Macrons Rentenreform abzuschaffen. Die Anhebung des Renteneintrittsalters von 62 auf 64 Jahre soll damit rückgängig gemacht werden. Auch das Linksbündnis ist bestrebt, die Rentenreform abzuschaffen. Aber noch ist unklar, ob sich die Linksparteien mit dem RN zusammenschließen, um über die Rentenreform die Regierung zu Fall zu bringen. Der Vorsitzende der Kommunistischen Partei, Fabien Roussel, sagte am Montag dem Sen-

der France Inter, dass die kommunistischen Abgeordneten „alles tun werden, damit die Rentenreform aufgehoben wird“. Er habe „nur wenig Hoffnung“, dass die Regierung Barnier lange bestehen werde, meinte Roussel. „Ein Misstrauensantrag liegt auf dem Tisch“, sagte er. Der ehemalige sozialistische Präsident Hollande, der als Abgeordneter in die Nationalversammlung zurückgekehrt ist, übte heftige Kritik an der Linkspartei LFI. Die Sozialisten sind weiterhin mit LFI verbündet. Die Linkspartei erlebe ein „sektierisches, brutales Abdriften“, kritisierte Hollande. Er deutete an, dass die Zukunft der Sozialisten nicht im Bündnis mit LFI liegen könne.

Premierminister Barnier suchte unterdessen Rat im rechtsbürgerlichen Lager. Er traf am Montag mit Senatspräsident Gérard Larcher (LR) und dem LR-Fraktionsvorsitzenden Laurent Wauquiez zusammen. Auch mit Bruno Retailleau, der im Senat die LR-Fraktion leitet, sprach er sich ab. Beobachter werteten das als Signal, dass Barniers Kabinett deutlich konservativer besetzt sein könnte als zunächst geplant. Aus der Entourage Barniers verlautete, er wolle eine Regierung „à la Raymond Barre“ ernennen. Barre leitete zwischen 1976 und 1981 die Regierungsgeschäfte. Gemeint ist, dass er die wichtigsten Ministerien mit erfahrenen Persönlichkeiten besetzen wolle und für die übrigen Posten neue Gesichter sucht. Wauquiez erhebt Anspruch auf das Innenministerium, soll aber bislang von Präsident Macron blockiert werden. Für das Finanz- und Wirtschaftsministerium ist die erfolglose Präsidentschaftskandidatin Valérie Pécresse (LR) im Gespräch, die derzeit die Hauptstadtregion Île-de-France leitet. Es heißt in Paris, der derzeitige Verteidigungsminister Sébastien Lecornu könne im Amt bleiben.



F.A.Z.-Vorteilswelt
Exklusiv für Abonnenten

Herbst- und Winterzeit auf Gut Panker an der Ostsee

Wir verlosen einen Aufenthalt im Hotel & Restaurant Ole Liese für zwei Personen mit drei Übernachtungen.

In den Herbst- und Wintermonaten entfaltet die Ostsee ihren ganz eigenen Reiz. Urlauber genießen in dieser Jahreszeit die wunderschöne Natur bei ausgedehnten Spaziergängen am Strand, die kulturellen Sehenswürdigkeiten der Region und die Ruhe. Als Rückzugsort und idealer Ausgangspunkt für kleinere und größere Entdeckungstouren dient das Hotel & Restaurant Ole Liese. Hier können Erholungssuchende den kleinen Wellnessbereich mit Sauna genießen. Das kleine Landhotel liegt zwischen den Weiden des idyllischen Gut Panker unweit der Ostsee und inmitten der Holsteinischen Schweiz mit ihren Hügeln, Stränden, Seen und hübschen Städtchen.

Gleich im Onlineservice anmelden und Angebot sichern*:
vorteilswelt.faz.net

In Kooperation mit: HOTEL & RESTAURANT OLE LIESE



*Sie sind noch nicht registriert? Unter [faz.net/online-service](https://www.vorteilswelt.faz.net) erhalten Sie alle Informationen, die Sie für Ihre Erstanmeldung benötigen. Teilnahmeschluss des Gewinnspiels ist der 22. September 2024. Die Teilnahme ist ausschließlich über die F.A.Z.-Vorteilswelt unter [vorteilswelt.faz.net](https://www.vorteilswelt.faz.net) möglich. Mitarbeiter der Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH und der beteiligten Kooperationspartner sowie deren Angehörige sind teilnahme-, aber nicht gewinnberechtigt. Keine Barabgeltung. Eigene An- und Abreise. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Lissabons Kampf gegen Airbnb

In Portugal wächst die Verzweiflung über die Wohnungsnot / Von Hans-Christian Rößler, Madrid

Ein Touristenrekord folgt in Portugal auf den nächsten. Doch immer mehr Einwohner in der portugiesischen Hauptstadt haben genug von der Besucherflut, die Lissabon in einen Themenpark verwandelt, in dem kein Platz mehr für sie ist. Das soll eine Volksabstimmung ändern. 5000 Unterschriften waren nötig, fast doppelt so viele Unterschriften hat die Initiative „Referendo pela Habitação“ schon gesammelt. Damit erfüllt sie die Voraussetzung, um den Stadtrat dazu zu veranlassen, ein „Referendum für Wohnraum“ auf den Weg zu bringen.

Die Aktivisten wollen Airbnb und andere Plattformen aus der portugiesischen Hauptstadt vertreiben: Die Bürger sollen nach ihren Vorstellungen die Stadtverwaltung dazu verpflichten, Ferienwohnungen in Wohngebäuden zu verbieten und die bestehenden Lizenzen zu kündigen. Die Initiatoren berufen sich auf ein Urteil des Obersten Gerichtshofs. Nach Ansicht der Richter ist die Vermietung von Ferienwohnungen eine kommerzielle Tätigkeit, die in Wohnhäusern illegal ist. Unbeeindruckt davon will die neue konservative Regierung jedoch mit Blick auf Airbnb-Apartments die Möglichkeiten der Eigentümernergemeinschaften einschränken, Widerspruch gegen Ferienwohnungen einzulegen. Lizenzen sollen zudem wieder übertragbar sein.

Noch werben die Organisatoren des Volksentscheids um Verbündete im Kommunalparlament. Wann es wirklich zur Abstimmung kommt, ist noch nicht klar. Aber ihr Vorstoß illustriert die wachsende Verzweiflung über fehlende bezahlbare Wohnungen, die in Porto und an der Algarve nicht weniger groß ist. Die konservative Minderheitsregierung, die seit Frühjahr im Amt ist, hat angekündigt, mit einem radikalen Kurswechsel für Erleichterung zu sorgen. Doch die Skepsis ist groß.

Die Immobilienpreise in Lissabon und Porto sind inzwischen höher als in Madrid im Nachbarland Spanien. Der durchschnittliche Quadratmeterpreis in der portugiesischen Hauptstadt hat 5600 Euro überschritten, während er in der spanischen Hauptstadt bei etwa 3500 Euro liegt. Wohnen wird für immer mehr Einheimische zu einem unbezahlbaren Luxus. Der Mindestlohn stieg in Portugal in diesem Jahr auf 820 Euro – in Spanien liegt er bei über 1100 Euro. Im Vergleich dazu: Die Miete einer Einraumwohnung in Lissabon kostet laut Maklern derzeit etwa 1300 Euro pro Monat. Beim Bruttoinlandsprodukt pro Kopf steht Portugal auf dem fünften Platz der zehn ärmsten Länder in der EU – hinter der Tschechischen Republik und Polen. Mit wohlhabenderen Europäern und Amerikanern können die Portugiesen nicht konkurrieren.

Die „goldenen Visa“ für reiche ausländische Immobilienkäufer, die nicht aus der EU stammen, hatte noch die sozialistische Vorgängerregierung abgeschafft.

Aber Portugal wirbt weiter um zahlungskraftige Digitalnomaden, mit deren finanziellen Möglichkeiten die Einheimischen nicht konkurrieren können.

Im historischen Zentrum von Lissabon sind die Einheimischen schon eine Minderheit. Im Stadtteil Santa Maria Maior, wo das Castelo de São Jorge und das bei Touristen besonders beliebte Alfama-Viertel liegen, werden inzwischen mehr als 60 Prozent der Wohnungen als Ferienapartments verwendet. In der Hauptstadt sind die Mieten seit 2015 laut dem Portal „Confidencial Imobiliário“ um 94 Prozent gestiegen, die Immobilienpreise schossen um 186 Prozent in die Höhe. Der Tourismusboom hatte 2015 eingesetzt. Überall entstanden Ferienwohnungen und Hotels. Der Boom spielte eine wichtige Rolle bei der Erholung von der verheerenden Finanzkrise vor gut 15 Jahren. Mit privatem Geld sanierte man die zerfallenden Altstädte. Trotz Wirtschaftsaufschwung wurde der soziale Wohnungsbau aber vernachlässigt.

Mieten und Immobilienpreise werden unbezahlbar. „Das betrifft nicht mehr nur Lissabon und Porto, sondern auch die ländlichen Gebiete im Landesinneren.“ Die Krise hat sich geographisch im ganzen Land ausgebreitet, sagt Luis Mendes, der an der Universität Lissabon Stadtgeographie lehrt. Inzwischen sei längst die Mittelschicht betroffen und besonders die jungen Portugiesen: „Viele emigrieren auf der Suche nach Wohnraum und Arbeit, zum Beispiel ins Vereinigte Königreich und die Niederlande.“ Die neue Regierung will mit ihrem Programm „Construir Portugal“ besonders den privaten Wohnungsbau fördern. Junge Portugiesen können nun Bürgerschaften für die Finanzierung ihrer ersten Wohnung beantragen; auch mit anderen Steuererleichterungen will man sie zum Bleiben bewegen. Mendes glaubt nicht, dass das die Wende bringt. Der Schwerpunkt sei eine Politik, die darauf setze, „den Immobilienmarkt mit Vorteilen für Bauherren und Immobilienentwickler anzukurbeln. Das hat bisher nur die Spekulation angeheizt und die Krise verschärft“, sagt der Fachmann.

Viele Portugiesen haben das Vertrauen in die Politiker verloren. Für das letzte Septemberwochenende wurde wieder zu Demonstrationen im ganzen Land aufgerufen – wie zuletzt Anfang 2024 und im Frühjahr 2023 gegen die damalige sozialistische Regierung. Deren Programm „Mehr Wohnraum“ hat die konservative Regierung sofort gestoppt. Der Protestbewegung „Casa Para Viver“ (Ein Haus zum Wohnen) haben sich mehr als hundert Organisationen angeschlossen. Zehntausende brachten sie schon auf die Straßen, nach dem Regierungswechsel könnten es noch mehr werden. In ihrem Aufruf steht: „Die Wohnsituation der Menschen war schlecht, jetzt ist sie noch viel schlimmer.“

Wichtiges in Kürze

Autos von Brandenburgs Innenminister beschmiert

Nach einem mutmaßlich links-extremistischen Angriff auf zwei Privatautos von Brandenburgs Innenminister Michael Stübgen hat der Staatschutz die Ermittlungen übernommen. Ersten Erkenntnissen zufolge könnten die Fahrzeuge auf dem Grundstück des CDU-Politikers in Finsterwalde mit Bitumen beschmiert worden sein, wie eine Sprecherin der Polizei mitteilte. Bitumen ist ein Erdölprodukt, das etwa für den Straßenbau verwendet wird. Die Polizei sprach außerdem von einem Bekennerschreiben, das auf einen links-extremistischen Hintergrund hindeute. Stübgen sagte, er wolle sich von dem Angriff nicht einschüchtern lassen. „Seit Jahren erlebe ich linke Stimmungsmache gegen meinen Kurs in der Migrations- und Sicherheitspolitik“, sagte er laut einer Mitteilung. Dass sich ein paar „Steinzeitkommunisten am privaten Eigentum meiner Familie vergreifen, ist eine klare Grenzüberschreitung und hat in einer Demokratie nichts zu suchen“. Der Angriff auf die Autos des Innenministers hatte sich nach aktuellen Kenntnissen der Polizei am Samstag ereignet. dpa

Asylbewerberzahl in EU leicht zurückgegangen

Die Zahl der Asylbewerber in der EU sowie in Norwegen und der Schweiz ist im ersten Halbjahr leicht zurückgegangen, liegt aber weiterhin bei mehr als einer halben Million. Von Januar bis Ende Juni zählte die Asylagentur der Europäischen Union insgesamt 513.000 neue Anträge, wie die Behörde am Montag mitteilte. Im Vergleich zum ersten Halbjahr 2023 sind das 6000 weniger. Die meisten Anträge aller 29 Staaten wurden wieder in

Deutschland registriert: 124.000, aber es sind etwa 30.000 weniger als im Vorjahreszeitraum. dpa

Schweden will Stützpunkt der NATO in Finnland leiten

Schweden will die Führung eines neuen NATO-Stützpunkts in Finnland übernehmen. Das gaben die Verteidigungsminister Finnlands und Schwedens, Antti Häkkinen und Pål Jonson, am Montag in Stockholm bekannt. Im finnischen Lappland soll demnach von 2026 an ein multinationaler NATO-Kampferverband einsatzbereit sein, den Schweden anführen will. Anders als in den baltischen Staaten sollen die ausländischen Soldaten nicht dauerhaft stationiert sein. Im Fall von Spannungen unterhalb von Artikel 5 des NATO-Vertrags könnten Übungen und die Präsenz der alliierten Truppen zunehmen, sagte Häkkinen. Finnland und Schweden sind militärisch aufs Engste verwoben, so haben sie etwa eine gemeinsame Verteidigungsplanung. jib

Spanien weist Vorwürfe aus Venezuela zurück

Die spanische Regierung hat Vorwürfe aus Venezuela über die angebliche Beteiligung Madrids an einem Anschlagplan auf Staatspräsident Nicolás Maduro zurückgewiesen. „Spanien setzt sich für eine demokratische und friedliche Lösung der Situation in Venezuela ein“, zitierte der staatliche Fernsehsender RTVE einen Sprecher des spanischen Außenministeriums. Venezuela hatte am Samstag die Festnahme von sechs ausländischen Staatsbürgern gemeldet, denen vorgeworfen wird, ein Attentat auf Maduro geplant zu haben. Bei den Festgenommenen handelt es sich um zwei Spanier, drei US-Amerikaner und einen Tschechen. dpa

Verteidiger der Demokratie

Ein leidenschaftliches Plädoyer gegen „ostdeutsch-tümelnde“ Nostalgiker und die nicht enden wollenden Opfernarrative in der ehemaligen DDR.

Ilko-Sascha Kowalczuk ist der Punk unter den deutschen Historikern, akademischer Rebell und intellektueller Nonkonformist. Doch hängt er keinen destruktiven No-Future-Parolen an. Vielmehr zeigt er sich mit seiner zynischen Analyse und Anklage changierenden „anderen Geschichte Ostdeutschlands“ als Verteidiger von Demokratie und Freiheit. Diesen Zweiklang schreit Kowalczuk heraus. Im Wissen um die Vergeblichkeit seines Tuns hämmert er seine Warnung vor Feinden der Demokratie in hartem Rhythmus gegen die Wand von Opportunisten und Gleichgültigen.

Demokratie und Freiheit sind seine Leidenschaft. Anders als andere Ostdeutsche hat Kowalczuk 1989/90 keinen „Freiheitsschock“ erlitten, sondern die gewonnene Handlungsfreiheit genutzt – auch um den Preis des persönlichen Scheiterns. Ein freies Ich zieht er einem starken Staat vor. Bis zu seinem 22. Lebensjahr war ihm existenzielle Freiheit

verwehrt – eine Erfahrung, die Kowalczuk zum libertären Radikalen werden ließ: Im Alter von 15 Jahren hatte er seine Entscheidung für eine Offizierslaufbahn bei der Nationalen Volksarmee der DDR revidiert. Jeder hätte merken können, schreibt er, dass es bei ihm „mit Gehorchen und Befehlen ... nicht so richtig klappen würde“ – was im Übrigen auch dieser zum Teil wild durch die Themen tanzende Text bestätigt. Nachdem der Teenager damals seine Zusage für die Truppe widerrufen hatte, trafen ihn elterliche Enttäuschung, gesellschaftliche Achtung und die staatsoffizielle Vorhersage, er werde in den Verwahranstalten des sozialistischen Vaterlandes enden. Seinem Vater habe er ins Gesicht gesagt, Revolutionen scheiterten meist daran, dass die Söhne nicht bereit seien, ihre Väter zu erschießen – er aber wolle eine siegreiche Revolution. „Zu gern würde ich diesen Satz zurücknehmen. Allein: Er war in der Welt und bestimmte fortan mein Denken.“ Eine andere Prägung – weniger lutherisch – verdankt Kowalczuk seinen fast gleichaltrigen Cousins. Sie waren unterschiedlich schwer behindert, und selbst als Kind blieb ihm nicht verborgen, wie mitteillos der SED-Staat und viele seiner Bürger mit Menschen umgingen, die sozialistische Normen nie erfüllten, geschweige denn übererfüllen würden. Kowalczuk erbot, dass die Erinnerung an offene Schmähungen „voller Nazispöck“ und das Wegsperrn oder die erbärmliche Versorgung von Behinderten und Gebrechlichen in den staatlichen Einrichtungen des Realsozialismus

verblasst. Dass „ostdeutsch-tümelnde“ Nostalgiker unwidersprochen ihr Bild vom solidarischen Fürsorgestaat in rosigen Farben zeichnen, ist ignorant – zumal heute der Minderheitenschutz doch eigentlich wichtig genommen wird.

Gegen alle Schattierungen der weitverbreiteten Diktaturverklärung begehrt der Autor aus tiefstem Herzen auf. Ilko-Sascha Kowalczuk wehrt sich gegen die poli-



Ilko-Sascha Kowalczuk: Freiheitsschock. Eine andere Geschichte Ostdeutschlands von 1989 bis heute.
C.H.Beck Verlag, München 2024. 240 S., 22,- €.

tische Instrumentalisierung dieser Tendenz von rechts und links außen, er will Extremisten und Demokratieverächtern die Diskurshegemonie nicht überlassen. Furcht- und rücksichtslos legt er in seinem Bericht zur Seelenlage der Deutschen unter besonderer Berücksichtigung der Psychopathologie im Osten Geschichtsvergessenheit offen. Dabei werden die gegenwärtigen Zustände in Deutschland nicht idealisiert, so spart Kowalczuk nicht mit harten Urteilen zum Beispiel über die aus seiner Sicht gescheiterte Aufarbeitung der kommunistischen Diktatur, weil sie „über die Köpfe der Menschen hinweg erfolgt“ sei und westliche Geschichtspolitiker und „jede Differenzierung ablehnende Fanatiker aus dem Osten“ am Werk gewe-



War doch ganz schön früher: Erinnerungen an eine DDR, die es so schön nie gab

Foto Marcus Kauthof

Der Feind, der nicht weggehen will

Eine Analyse der Konfrontation Israels mit der Islamischen Republik Iran

Mehr als einen Monat nach der Tötung des Hamas-Anführers Ismail Haniyeh in Teheran und des Hizbullah-Kommandeurs Fuad Shukur in Beirut 2024 bleibt die Sorge vor einer groß angelegten Vergeltung Irans gegen Israel groß. Und tatsächlich kam es Ende August zum größten Schlagabtausch seit dem 8. Oktober – nicht mit Teheran direkt, sondern mit der verbündeten Hizbullah in Libanon. Israel griff nach eigenen Angaben mit mehr als 100 Kampfflugzeugen etwa 1000 Raketenabschussvorrichtungen in Libanon an, nachdem die Schiitenmiliz zahlreiche Raketen und Drohnen auf israelische Ziele gelenkt hatte. Man habe „die unmittelbare Gefahr“ frühzeitig erkannt und sei ihr zuvorgekommen, hieß es danach von der israelischen Armee. Eine größere Eskalation blieb vorerst aus. Bestätigt hatte sich dadurch aber ein weiteres Mal, was sich bereits in den Monaten zuvor in den täglichen Scharmützeln an der Nordgrenze Israels gezeigt hatte: Die Gefahr, die Israel durch Iran droht, geht bei Weitem nicht nur von dessen Staatsgebiet selbst aus.

Weniger Beachtung als die Hizbullah finden in diesem Zusammenhang die mit Iran verbündeten Milizen in Syrien und im Irak – obwohl auch hier das Eskalationspotential hoch ist. Immer wieder wurden Stützpunkte der USA in beiden Ländern angegriffen, bei denen auch amerikanische Soldaten getötet wurden. Das Pentagon wie auch Israel machen für die Attacken vor allem proiranische Kräfte verantwortlich, die seit dem 7. Oktober immer häufiger Ziele der mit Israel verbündeten Amerikaner in der Region ins Visier nehmen.

Auf der anderen Seite haben aber auch israelische und amerikanische Angriffe auf syrischem und irakischem Gebiet zugenommen. Der israelische Verteidigungsminister Yoav Gallant drohte

im März explizit damit, gegen iranische Verbündete in Damaskus vorzugehen. Im April folgte ein mutmaßlich israelischer Angriff auf den iranischen Botschaftskomplex in der syrischen Hauptstadt, bei dem mehrere Generäle der Revolutionsgarde getötet wurden. Zwei Wochen später kam es zum bis dahin ersten direkten Angriff Theherans auf Israel.

Warum aber operiert die Islamische Republik überhaupt in Syrien? Wer sind ihre Verbündeten in dem Land – und wel-



Nicolas Wolbrandt: Israels sicherheitspolitische Konfrontation mit dem Iran in Syrien.
Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2024. 228 S., 54,- €.

che Folgen ergeben sich daraus für den Staat Israel? Nicolas Wolbrandt hat eine Monographie geschrieben, die diese Fragen aus Sicht des Neorealismus analysiert. Das Buch ist aber keinesfalls nur aus politikwissenschaftlicher Perspektive interessant. Vor allem die Hintergründe, die Wolbrandt in dem noch vor dem 7. Oktober verfassten Buch beleuchtet, liefern einen umfassenden Überblick über die komplexen Machtstrukturen, die das iranische Regime seit Jahren in Syrien aufgebaut hat – und tragen damit auch dazu bei, die Dynamiken des aktuellen Konflikts besser einordnen zu können.

Zunächst einmal analysiert der Autor, warum Iran überhaupt auf nichtstaatliche Gewaltakteure in der Region angewiesen ist, um seine geopolitischen Interessen zu sichern. Demnach verfügt Teheran durch sein seit den 1990er-Jahren verfolgtes Raketenprogramm zwar über das regional größte Arsenal ballistischer Raketen

und Marschflugkörper, die sowohl zur Verteidigung als auch zur offensiven Machtprojektion dienen. Eine ausreichende Abschreckungswirkung gegenüber Israel sieht er aufgrund der technologischen Unterlegenheit der iranischen Streitkräfte aber trotzdem nicht. Denn trotz der „erheblichen Zerstörungswirkung“ durch die im Inland stationierten Raketen bleibe ein Angriff Israels aus iranischer Perspektive „gerade deshalb möglich, weil die Kosten einer Vergeltung nicht zwingend die erwartbaren Gewinne eines militärischen Vorgehens übersteigen würden.“

Ähnlich schwierig sieht es für Teheran mit Blick auf langfristige Bündnisbildungen aus. Der Islamischen Republik sei es „nicht gelungen, von Regionalmächten oder externen Akteuren Sicherheitsgarantien einzuholen“; mögliche Allianzen gingen kaum über kurzfristige Kooperationsformate hinaus. Iran, so schlussfolgert der Autor, sei daher maßgeblich auf alternative Formen der Abschreckung und Verteidigung angewiesen.

Besonders im Fokus steht hierbei die Hizbullah, auf deren komplexes Verhältnis zu Teheran Wolbrandt ausführlich eingeht. Einerseits beschreibt er das starke Abhängigkeitsverhältnis der Schiitenmiliz gegenüber der Islamischen Republik, das sich vor allem auf finanzieller Ebene und der militärischen Ausrüstungshilfe zeigt. Andererseits beleuchtet er das bedeutende Maß an Eigenverantwortlichkeit der Organisation, das er vor allem darauf zurückführt, dass Iran seinen Führungsaufwand begrenzt zu halten versucht. Dass die Miliz einerseits klar von Teheran gesteuert wird, gleichzeitig aber auch eigenständig in Aktion tritt, hat sich nicht zuletzt in den vergangenen Monaten immer wieder gezeigt.

Vor allem mit Blick auf die Ausrüstung der Hizbullah kommt Wolbrandt auf seinen eigentlichen Schwerpunkt zu spre-

chen seien. Ganz so einfach ist es nicht – und Kowalczuk weiß das auch. Zu Recht beklagt er, dass die Freiheitserfahrung der „89er“, also der Bürgerrechtler der DDR, „einer zwar kleinen, aber für das neue Deutschland extrem wichtigen Gruppe, im politischen und historischen Bewusstsein der (west)deutschen Intellektuellen nie angekommen“ sei. Interessanterweise beruft er sich hier nicht auf die eigene grundstürzende Freiheitserfahrung oder auf namhafte DDR-Oppositionelle, sondern auf den deutsch-britischen Vordenker des Liberalismus Ralf Dahrendorf.

Vorhandene Erklärungsmuster für den erstarkenden Extremismus wirft Kowalczuk nicht komplett über den Haufen, sondern spitzt sie eher zu. So thematisiert er die Folgen der Abwanderung von Ost nach West – ein Braindrain, über den sich die ostdeutsche Gesellschaft soziokulturell homogenisiert hat und der sich ungut mit den Nachwirkungen der explizit antiwestlichen und antikapitalistischen Propaganda der SED paart. Vierzig Jahre staatliche Erziehung zum Hass auf den Westen lebten fort und machten nachfolgende Generationen empfänglich für die Parolen rassistischer Rattenfänger und nationalistischer Heilsversprecher.

„Ich habe die Rede von Protestwählern noch nie verstanden. Die AfD ist eine nationalistische, völkische Partei mit einem rassistischen Programm.“ Kowalczuk schreibt gegen die AfD an, gegen Freiheitsfeinde, Mythen und Medienstars jeder Couleur. Gregor Gysi und die „Nationalbolschewistin“ Sahra Wagenknecht nimmt er ebenso aufs Korn wie die Neue Linke und Globalisierungsgegner sowie Putin und dessen Apologeten, die nach seinem Verständnis Putin-Nichtverstehere sind. Die Warnungen sind bitter ernst: damit, wie er schreibt, unsere Zeit nicht in die Geschichte eingeht als eine, die Demokratie und Freiheit autoritären, antidemokratischen und inhumanen Staats- und Gesellschaftsformen opferte.

Es ist nicht leicht, Kowalczuk auszuhalten. Seine Argumentation ist auch nicht immer stimmig, etwa wenn er für eine neue gesamtdeutsche Verfassung nach Artikel 146 des Grundgesetzes plädiert. Die Idee ist so nachvollziehbar wie oft wiederholt. Doch Kowalczucs eigene, harte Diagnose über freiheitsfeindliche Ostdeutsche und deren Unfähigkeit, sich zu trauen, widerlegt die These, dass ausgerechnet eine neue Verfassung flächendeckend Freude an gelebten demokratischen Werten auslösen könnte.

Dennoch: Es hilft, sich Kowalczucs Überzeichnungen zuzuwenden. Niemand muss alle Wendungen dieses essayistischen Rundumschlags teilen. Aber sich wegzudrehen und das Leben in Freiheit preiszugeben, ist auch keine Lösung. Kowalczuk hält wacker dagegen: „Die deutsche Einheit ist nicht nur längst vollzogen. Sie ist auch eine Erfolgsgeschichte geworden. Das ist nur noch nicht durchgedrungen.“ Es kann deutschen Debatten nur guttun, wenn ein Punk sie aufmischet. Larmoyanz und Hass haben wir genug. JACQUELINE BOYSEN

Sintflutartige Regenfälle und über die Ufer getretene Flüsse haben weite Gebiete im östlichen Mitteleuropa auch am Montag im Griff gehalten. In Polen, der Tschechischen Republik, Österreich und Rumänien herrschte in den betroffenen Regionen Katastrophenalarm. Mehrere Todesopfer infolge von Überschwemmungen wurden gemeldet. In weiten Landstrichen kam der öffentliche Verkehr zum Erliegen, Dörfer waren von der Außenwelt abgeschnitten und nur per Boot oder Hubschrauber zu erreichen. Auch die Zwei-Millionen-Stadt Wien musste wichtige Teile ihres öffentlichen Nahverkehrs einstellen und die Ausfallstraßen in mehrere Himmelsrichtungen sperren. Dort war am Montag aber wegen nachlassenden Regens von vorläufiger Entspannung die Rede.

Am stärksten betroffen war das Bundesland Niederösterreich, das seit Sonntag insgesamt zum Katastrophengebiet erklärt worden ist. Dort wurden nach Angaben der Landesregierung in St. Pölten 200 Straßen gesperrt, der öffentliche Verkehr sei völlig zum Erliegen gekommen. Über das Wochenende seien mehr als 25.000 Feuerwehrleute im Einsatz gewesen, die meisten von den freiwilligen Feuerwehren. Helfer kamen auch aus den weniger betroffenen Bundesländern. Im Assistenz-einsatz halfen auch etwa 1000 Soldaten des Bundesheers, unter anderem mit Booten und Hubschraubern. „Es ist noch nicht vorbei, es bleibt kritisch“, sagte Landeshauptfrau Johanna Mikl-Leitner.

Auch zwei weitere Todesopfer wurden aus dem östlichen Bundesland gemeldet. Ein 70 Jahre alter Mann im Bezirk St. Pölten wurde von den Wassermassen erfasst, als er die Tür seines Bauernhauses öffnete; seine Ehefrau konnte sich in das obere Stockwerk retten. Ein 80 Jahre alter Mann im Bezirk Korneuburg wurde tot im Keller seines Hauses gefunden, als Helfer dort zum Auspumpen kamen. Schon am Sonntag war ein Feuerwehrmann bei Pumparbeiten ums Leben gekommen.

Die Landesregierung und die Feuerwehrführung riefen die Bürger auf, keine Fahrten zu unternehmen, wenn sie nicht unbedingt nötig seien. Insbesondere sollte man davon Abstand nehmen, sich dem Hochwasser zu nähern, um etwa Fotos zu machen. Dadurch gefährde man sich selbst und behindere die Einsatzkräfte. So sei es mehrmals vorgekommen, dass Personen versucht hätten, mit ihren Autos über überschwemmte Straßen zu fahren, und dann abgetrieben worden seien. Feuerwehrautos hätten diese Leute unter Gefährdung des eigenen Lebens von den Dächern ihrer Fahrzeuge retten müssen. Auch die Polizei sah „gegebenen Anlass“, noch einmal dringend dazu aufzufordern, Absperrungen zu beachten. Es müsse darauf hingewiesen werden, „dass die hochwasserführenden Flüsse nach wie vor lebensgefährliche Bereiche darstellen“.

Der Leiter des niederösterreichischen Krisenstabs, Stephan Pernkopf, lobte den „übermenschlichen“ Einsatz der Helfer. Nach seinen Angaben wurden bis Montagvormittag zwölf Dammbüche im Land gemeldet. Weitere Dämme seien gefährdet. Bis zu weitere 80 Liter Regen pro Quadratmeter könnten punktuell bis Dienstagfrüh fallen, die Böden seien völlig gesättigt. 13 Gemeinden waren nicht erreichbar, 1800 Objekte wurden evakuiert. Viele Betroffene seien bei Verwandten untergekommen. 170 Menschen hätten organisierte Unterkünfte benötigt.

In Wien hat sich die Hochwassersituation leicht entspannt: Die Pegelstände blieben gleich oder sanken stellenweise leicht. Die Auffangbecken für den Wienfluss entleert werden können, so dass sie wieder Kapazitäten hätten. Die Wien, normalerweise ein dünnes Rinnsal



Zum Katastrophengebiet erklärt: In Niederösterreich wurden 200 Straßen gesperrt, der öffentliche Verkehr kam völlig zum Erliegen.

Foto dpa

Ganze Landstriche unter Wasser

Nach dem Hochwasser stehen Tausende Menschen von Polen über die Tschechische Republik, Rumänien bis nach Österreich vor den Trümmern ihrer Existenz. Von Stephan Löwenstein, Wien

aus dem Wienerwald, das im Stadtgebiet durch ein meterhohes kanalartiges Becken geleitet wird, glich am Montag immer noch einem reißenden Strom, der das Becken bis zum Rand füllte oder stellenweise überflutete. Vor allem die U-Bahnen, das Rückgrat des Wiener öffentlichen Nahverkehrs, wurden großteils stillgelegt. Durch die Sperre der Donau für die Schifffahrt ab Enns-Hafen-Wallsee an der Grenze von Ober- und Niederösterreich lagen zudem 56 Kreuzschiffe und 20 Güterschiffe still. Passagiere hatte allerdings lediglich ein Flusskreuzfahrtschiff an Bord, die vorläufig in Wien festsaßen. Mit einer Entspannung wurde am Dienstag gerechnet.

In der Tschechischen Republik wurde am Montag der erste Todesfall durch das Hochwasser bestätigt. Sieben weitere Personen wurden vermisst. Ein Mensch sei in dem kleinen Fluss Krasovka im Bezirk Bruntal im östlichen Landesteil Mähisch-Schlesien ertrunken, sagte Polizeipräsident Martin Vondrasek im öffentlich-rechtlichen Radio. Zu den Vermissten zählten drei Menschen, die mit einem Auto bei Jesenik im Altwatergebirge in einen Fluss gestürzt seien. Wegen akuter Überflutungsgefahr wurden mittlerweile in Ostrava (Mähisch-Ost- rauh), der drittgrößten Stadt der Tschechischen Republik, die Evakuierungen ausgeweitet. „In mehreren Stadtteilen ist es offensichtlich zu Deichbrüchen gekommen“, sagte Umweltminister Petr Hladik

nach einer Krisensitzung. Bewohner wurden in Schlauchbooten in Sicherheit gebracht. Durch die Risse sollen Schätzungen zufolge rund 100 Kubikmeter Wasser pro Sekunde strömen. Es soll versucht werden, die Lücken mit Steinen aufzufüllen.

In Polen berief Regierungschef Donald Tusk angesichts der schweren Verwüstungen im Südwesten des Landes sein Kabinett zu einer Krisensitzung ein, um den Katastrophenzustand zu beschließen. In der niederschlesischen Kleinstadt Klodzko

(Glatz) standen ganze Straßenzüge unter Wasser, hier gab es auch ein Todesopfer. Das Dorf Glucholazy in der Region Oppeln wurde von Wassermassen verwüstet. In der Nacht auf Montag war besonders die Kleinstadt Nysa in dieser Region betroffen. Das Wasser aus der Glatzer Neiße, einem Nebenfluss der Oder, drang in die Notaufnahmestation des örtlichen Kreiskrankenhauses ein, wie die Nachrichtenagentur PAP berichtete. Die Stadt Breslau (Wroclaw) in Niederschlesien bereitete sich auf eine Flutwelle vor, die am Mittwoch erwartet wurde.

Auch in Rumänien blieb die Hochwasserlage angespannt. Bei Starkregen und schweren Überschwemmungen kamen im Osten des Landes mindestens sieben Menschen ums Leben. Betroffen waren vor allem die Regionen Galati, Vaslui und Iasi. Von den Wassermassen sind meist abgelegene Dörfer betroffen. Menschen kletterten auf Hausdächer, um nicht von den Fluten mitgerissen zu werden. Hunderte Feuerwehrleute waren im Einsatz.

In Sachsen richtet sich der bange Blick weiter auf die Elbe. Wassermassen aus der Tschechischen Republik erreichen mit Zeitverzögerung Deutschland. In Dresden war der Wasserspiegel der Elbe am Nachmittag schon mehr als viermal so hoch wie der dortige Normalstand von 1,42 Metern. In Bayern gab es keine Entwarnung, aber vorsichtigen Optimismus.



Der Terror hält an

In Ecuador werden zwei Gefängnisdirektoren getötet

tjb. SÃO PAULO. In Ecuador haben Unbekannte vergangene Woche die Direktorin des größten Gefängnisses des Landes ermordet. Maria Daniela Icaza, Direktorin des Litoral-Gefängnisses in der Hafenstadt Guayaquil, war im Auto in die nahe gelegene Stadt Daule unterwegs, als die Täter das Feuer auf sie eröffneten. Sie starb im Krankenhaus. Neun Tage zuvor war der Leiter eines Gefängnisses in der Amazonas-Provinz Sucumbios, Alex Guevara, bei einem bewaffneten Angriff im Auto getötet worden.

Ecuador galt einst als das sicherste Land in Lateinamerika. In den vergangenen Jahren haben sich jedoch verschiedene internationale Verbrecherorganisationen, darunter auch mexikanische Kartelle, im Land festgesetzt. Sie nutzen das Land, das an die beiden wichtigen Kokainproduzenten Kolumbien und Peru angrenzt, als Transitroute für den Schmuggel nach Europa und Nordamerika. Besonders in der Region um die Küstenstadt Guayaquil ist ein Kampf um die Kontrolle der Schmuggelrouten ausgebrochen, der einen Anstieg der Gewalt mit sich gebracht hat. Ecuador verzeichnete 2023 einen Rekord von 47 Morden pro 100.000 Einwohner. Fünf Jahre zuvor lag die Rate noch bei sechs Morden pro 100.000 Einwohner.

Nach einer von kriminellen Banden ausgehenden Gewaltwelle Anfang des Jahres hat der kurz zuvor eingesetzte Präsident Daniel Noboa die Verbrecherbanden als Terroristen eingestuft und einen Zustand des „internen bewaffneten Konflikts“ ausgerufen. Die Armee beteiligt

sich an den Sicherheitsaufgaben. Seither ist es in Ecuador etwas ruhiger geworden. Zwischen Januar und September dieses Jahres wurden 4236 Morde registriert, während es im gleichen Vorjahreszeitraum nach Angaben des Innenministeriums 5112 Morde gab.

Aber gerade in den Gefängnissen des Landes besteht weiterhin ein großes Problem. Viele befanden sich lange unter der Kontrolle der Banden, die Beamte zu ihren Komplizen machten. Das Litoral-Gefängnis ist Teil eines Gefängnis-Komplexes in Guayaquil, in dem mehr als 12.000 Häftlinge untergebracht sind. In den vergangenen Jahren kam es in der Haftanstalt zu mehreren Massakern zwischen rivalisierenden Banden.

Unterdessen kontrolliert die Armee die Haftanstalten in Ecuador. Die Ermordung von Gefängnisdirektoren und auch von gewöhnlichen Vollzugsbeamten zeigt, dass die Bandenführer innerhalb der Gefängnismauern weiterhin Befehle erteilen können, die auch ausgeführt werden.

Im Januar hat Ecuador mit Washington eine Kooperation im Sicherheitsbereich vereinbart. Ziel ist es, die Behörden in Quito im Kampf gegen kriminelle Organisationen zu unterstützen. Im Juni sanktionierten die Vereinigten Staaten die Bande „Los Lobos“ und ihren Anführer Wilmer Geovanny Chavarria Barre, alias „Pipo“. Die Bande wird als der zurzeit mächtigste Rauschgiftiring in Ecuador angesehen. Die ecuadorianischen Behörden sprechen von insgesamt 22 kriminellen Gruppen, die in Ecuador tätig sind.

Wer hat Angst vor Taylor Swift?

Donald Trump lässt seinen Ärger über Swifts Unterstützung für Harris heraus

FRANKFURT. Am Ende konnte Donald Trump seinen verletzten Stolz doch nicht verbergen. „Ich hasse Taylor Swift!“, schrieb er am Sonntag auf seiner Plattform Truth Social – in Großbuchstaben. Die Sängerin, der zahlreiche Beobachter einen Einfluss auf den diesjährigen US-Präsidentenwahlkampf zutrauen, hatte vergangene Woche erklärt, sie werde Trumps Gegnerin Kamala Harris wählen.

Trump hatte sich zunächst noch gefasst gezeigt. Am Tag darauf erklärte er bei CNN in gelassenem Ton, er sei kein Fan der Sängerin. Gleichwohl sagte er, dass sie für ihre anhaltende Unterstützung der Demokraten „womöglich einen Preis am Markt zahlen“ werde. Warum die Wut ausgerechnet fünf Tage nach Swifts Posts doch noch aus ihm herausplatze, ist nicht bekannt.

Tatsächlich hatte der frühere Präsident in den vergangenen Monaten noch um Swifts Unterstützung gebuhlt. Im Februar zeigte er sich in einem Beitrag bei Truth Social noch überzeugt, dass die Sängerin ihm wohlgesonnen sei, weil er 2018 ein Gesetz verabschiedet hatte, das die Rechte von Musikern gegenüber Streamingdiensten stärkt. Im Gegensatz zu ihm habe Joe Biden nie etwas für Swift getan, so Trump. „Es ist unmöglich, dass (...) sie illoyal gegenüber dem Mann ist, der ihr so viel Geld eingebracht hat“, schrieb er. Im Juni erschien dann ein Buch, in dem Trump gleich in mehreren Zitaten schwärmte, wie „wunderschön“ die Sängerin sei – auch wenn sie liberale

Ansichten vertrete. Und im August teilte er schließlich KI-generierte Fotos, die suggerieren sollten, dass Swift auf seiner Seite stehe.

Genützt hat es ihm nichts, im Gegenteil: Swift begründete ihr öffentliches Bekenntnis zu Harris auch mit den KI-Bildern, die sie als „Falschinformation“ bezeichnete. Den Zeitpunkt ihres Posts hatte die Vierunddreißigjährige geschickt gewählt. Die Schlagzeile platze mitten in die mediale Nachbesprechung des Fernsehduells zwischen den beiden Präsidentschaftsbewerbern am vergangenen Dienstag.

Ihre Fans rief Swift dazu auf, sich für die Wahl zu registrieren. Binnen zwölf Stunden folgten laut der überparteilichen Seite vote.org rund 330.000 Nutzer dem Link, den Swift dazu in ihrer Instagram-Story teilte. Wie die „Washington Post“ zudem berichtete, schossen die Google-Suchanfragen zur Wahlregistrierung unmittelbar nach Swifts Post noch mal deutlich in die Höhe.



10,9k Mal geteilt 50,3k Mal fav

Jetzt hasst er sie: Donald Trump über Taylor Swift Foto @realDonaldTrumptruthsocial

Gesundheit von Pelicot wird geprüft

mic. PARIS. Der Hauptangeklagte im Vergewaltigungsprozess von Mazan, Dominique Pelicot, ist am Montag abermals nicht vor Gericht erschienen. Wie der Vorsitzende Richter Roger Arata mitteilte, soll Pelicot nun an diesem Dienstag erstmals aussagen. Doch es ist unklar, ob der an einer Niereninfektion erkrankte 71 Jahre alte Angeklagte vor Gericht erscheinen wird. Das Gericht ordnete ein neues medizinisches Gutachten an, um festzustellen, ob Pelicot verhandlungsfähig ist. Pelicot ist angeklagt, seine damalige Ehefrau Gisèle ein Jahrzehnt lang mit Beruhigungs- und Schlafmitteln betäubt und Männer angeworben zu haben, um sie gemeinsam zu vergewaltigen. 50 Komplizen Pelicots stehen ebenfalls vor Gericht. Gisèle Pelicot dankte am Montag in Avignon den Teilnehmern der Solidaritätskundgebungen. Am Wochenende waren Tausende Menschen in ganz Frankreich auf die Straße gegangen, um ihre Unterstützung für Opfer sexueller Gewalt zu demonstrieren.

Verletzter nach Explosion in Köln

dpa. KÖLN. Nach einer Explosion an einem Gebäude in der Kölner Innenstadt fahndet die Polizei nach einem Mann. Der Gesuchte dürfte „mit der Tat im Zusammenhang stehen“, wie die Ermittler am Vormittag erklärten. Nach der Detonation sei er wegelaufen. Es gebe „Aufzeichnungen der polizeilichen Videobeobachtung“. Bei der Explosion in einem Hauseingang waren am frühen Montagmorgen eine Person leicht verletzt und Türen sowie Fenster stark beschädigt worden. Bei dem Verletzten handelt es sich um einen 53 Jahre alten Mann, wie die Polizei weiter mitteilte. Der Bereich, in dem die Explosion stattfand, wurde zunächst weiträumig abgesperrt. Am Morgen wurde der Hohe Zollernring, eine wichtige Verkehrsader, wieder freigegeben. Es sei bei der Tat von Vortag auszugehen, sagte ein Polizeisprecher.

Arbeiter stirbt vor Oktoberfest

dpa. MÜNCHEN. Ein Arbeiter ist bei der Testfahrt einer Achterbahn auf dem Oktoberfestgelände in München tödlich verletzt worden. Wie die Feuerwehr mitteilte, wurde der Mann bei voller Fahrt von einer Bahn getroffen. Der 20 Jahre alte Mann sei schwer verletzt unter den Schienen liegen geblieben. Er sei auf der Theresienwiese erstversorgt worden. Im Krankenhaus sei der Mann gestorben. Um die restlichen Mitarbeiter der Achterbahn kümmere sich nun ein Kriseninterventionssteam. Die Polizei ermittelte. Das 189. Oktoberfest soll am Samstag in München beginnen.

Kleine Meldungen

Tito Jackson ist tot

Der amerikanische Musiker Tito Jackson, wie sein verstorbener Bruder Michael ein früheres Mitglied der Popband The Jackson 5, ist tot. Wie ein Sprecher bestätigte, starb Jackson am vergangenen Sonntag bei einer Autofahrt von New Mexico nach Oklahoma an den Folgen eines Herzinfarkts. Der Sänger und Gitarrist wurde 70 Jahre alt. Mit seinen Brüdern Jackie, Jermaine, Marlon und dem späteren „King of Pop“ Michael veröffentlichte er in den Sechzigerjahren Titel wie „ABC“, „I Want You Back“ und „I’ll Be There“. Einen seiner letzten Auftritte hatte Jackson in der vergangenen Woche in München absolviert, wo er auch die Gedenkstätte für seinen Bruder Michael besuchte. chh.

Frederik X. tritt an

Dänemarks König Frederik X., 56 Jahre alt, und seine Frau Königin Mary, 52, kommen zu ihrem Antrittsbesuch nach Deutschland. Das Königspaar wird am 21. und 22. Oktober nach Berlin und anschließend zur dänischen Minderheit nach Schleswig-Holstein reisen. In der Bundeshauptstadt werden Frederik und Mary von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier und seiner Gattin Elke Bienenbender empfangen. Im Anschluss steht ein Besuch im Reichstagsgebäude auf dem Programm, ehe eine Feier zum 25. Jubiläum des Nordischen Botschaftskomplexes am Tiergarten geplant ist. Zum Tagesabschluss laden Steinmeier und Bienenbender zum Abendessen ins Schloss Bellevue. dpa



Scholz' Baustein

Von Alexander Haneke

Das Migrationsabkommen mit Usbekistan wird sicher nicht die Wende bringen, das ist allen Beteiligten klar. Olaf Scholz spielt mit offenen Karten, wenn er von einem „kleinen Baustein“ spricht (auch wenn sein Bild von der „ganz großen Mauer“, die daraus entstehen solle, etwas misslungen wirkte). Doch die Richtung stimmt, denn gute Migrationspolitik besteht aus vielen kleinen Schraubchen, die justiert werden müssen. Und noch ein Faktor ist wichtig: Usbekistan wird nicht die Lösung für den deutschen Fachkräftemangel bringen, doch es ist richtig, das eine Thema mit dem anderen zu verschränken. Denn Ziel ist es, irreguläre Migration unter Kontrolle zu bekommen und gleichzeitig reguläre Einwanderung, soweit sie im deutschen Interesse liegt, zu ermöglichen. Darin liegt die wichtigste Botschaft der Kanzlerreise nach Zentralasien: Deutschland muss in dieser Schlüsselregion zwischen Russland und China zu einer vernünftigen Interessenpolitik zurückkehren, die Lösungen für konkrete Probleme sucht (Abschiebungen nach Afghanistan) und Gesprächskanäle öffnet. Dass das politische Personal in jenen Ländern nicht unseren heimischen Vorstellungen von Demokratie und Rechtsstaat entspricht, darf das kein Hinderungsgrund sein. Denn Belehrungen und Druck haben auch schon früher wenig bewirkt, außer das eigene Gewissen zu beruhigen. Besser ist es, einen ehrlichen Austausch auf Augenhöhe zu suchen, in dem klar ist, was jede Seite erwartet.

Flutwahlkampf

Von Stephan Löwenstein

Zwei Wochen ehe die Österreicher über die künftige Zusammensetzung des Parlaments abstimmen, ist der Wahlkampf im Land ausgesetzt worden. Kundgebungen wurden abgesagt, Interviews und „Duell“ im Fernsehen zumindest verschoben. Alles andere wäre angesichts der katastrophalen Überflutungen vor allem im Osten Österreichs völlig unangemessen – und wäre von den Wahlbürgern auch übel vermerkt worden. Aber die Wahl wird ja trotzdem stattfinden, und damit geht natürlich auch der Kampf um Aufmerksamkeit und Zustimmung weiter, nur eben mit anderen Mitteln. Die Regierung muss die Katastrophe meistern, kann sich dadurch aber auch als Katastrophenmanager inszenieren.

Kanzler Karl Nehammer hat bislang der Verlockung widerstanden, sich in Gummistiefeln und Parka in Wind und Regen zu stellen. Der sozialdemokratische Herausforderer Andreas Babler konnte hingegen für solche Bilder seine Rolle als Bürgermeister im niederösterreichischen Traiskirchen geltend machen. FPÖ-Chef Herbert Kickl blieb nur, eigene Filmchen auf seinen persönlichen und parteieigenen Kanälen einzuspeisen. Die Grünen wiederum könnten darauf hoffen, dass das Unwetter das Thema Klimawandel wieder auf Tapet bringt, das ihnen vor fünf Jahren zu beispielloser Stärke verholfen hat. Wem was nützt? Solche Erklärungen fallen leichter im Nachhinein, wenn man das Wahlergebnis kennt.

Käufliche Schweizer Demokratie

Für Volksinitiativen sind Tausende Unterschriften gefälscht worden.

Von Johannes Ritter, Zürich

giert, hatte zwar schon im Jahr 2022 „konkrete Hinweise auf mutmaßliche Unterschriftenfälschungen“ und hat deshalb die Bundesanwaltschaft alarmiert. Seither hat sie noch weitere Verdachtsfälle zur Anzeige gebracht. Aber sie informierte darüber weder die Öffentlichkeit noch das Parlament. Insgesamt dreht es sich um rund ein Dutzend eidgenössische Volksinitiativen, bei denen offenbar in großem Stil Unterschriften gefälscht, kopiert oder erfunden wurden. Im Zentrum der Betrugsvorwürfe stehen vor allem in der Westschweiz ansässige Kleinunternehmen, die gegen Bezahlung Unterschriften sammeln. Auf abgegebenen Unterschriftenlisten standen Adressen, die es gar nicht gibt, und Personen, die nicht mehr in der angegebenen Gemeinde leben. Letzteres deutet darauf hin, dass schlicht die Namen aus früheren

Volksbegehren abgeschrieben wurden. Vielfach war das angegebene Geburtsdatum der vermeintlichen Unterzeichner falsch, weil erfunden: Offenbar hatte man nur deren Adressen von Briefkästen abgeschrieben.

Die Listen mit gesammelten Unterschriften werden gemäß dem üblichen Verfahren zunächst an die Gemeinden geschickt, in denen die jeweiligen Unterzeichner wohnen. Dort prüft man in der Regel nur, ob die Unterzeichner stimmberechtigt sind; einen Unterschriftenabgleich gibt es nicht. Danach ist die Bundeskanzlei an der Reihe. Sie überprüft und zählt die Unterschriften. Zu den Initiativen, bei denen die meisten fingierten Unterschriften festgestellt wurden, zählen laut „Tages-Anzeiger“ die Neutralitätsinitiative und die Antizuwanderungsinitiative („Keine 10-Millionen-Schweiz“) der Schweizerischen



Alles korrekt?: Schachteln mit Unterschriften in Bern

Foto dpa

Der Minister soll ins Gefängnis

Matteo Salvini steht wegen seiner Migrationspolitik von 2019 vor Gericht / Von Matthias Rüb, Rom

Ist es ein politischer Prozess oder ein Prozess mit politischen Implikationen? Der frühere italienische Innenminister Matteo Salvini, Parteichef der rechtsextremistischen Lega und im gegenwärtigen Kabinett Meloni Verkehrsminister, soll nach dem Willen der Staatsanwaltschaft von Palermo sechs Jahre ins Gefängnis. Die Strafverfolger bezichtigen Salvini, mit der von ihm verfügten Hafensperrung die 147 aus Seenot geretteten Bootsmigranten an Bord des spanischen Rettungsschiffs Open Arms ihrer Freiheit beraubt und sich des Amtsmissbrauchs schuldig gemacht zu haben. Mit ihrer Forderung blieben die Staatsanwälte unter der möglichen Höchststrafe von 15 Jahren Haft für die betreffenden Delikte.

Bei dem Verfahren, das im Oktober mit einem Richterspruch in erster Instanz zu einem (vorläufigen) Ende kommen soll, geht es um einen von mehreren Fällen, bei denen Schiffe privater Seenotretter und auch der Küstenwache vom damaligen Innenminister daran gehindert wurden, mit Dutzenden Bootsmigranten an Bord italienische Häfen anzulaufen. Die Open Arms, betrieben von der gleichnamigen spanischen Nichtregierungsorganisation, hatte am 1. August 2019 bei mehreren Rettungseinsätzen vor der Küste Tunesiens 163 Migranten aus seeuntauglichen Booten an Bord genommen. Die Besatzung bat die maltesischen und die italienischen Behörden um die Zuweisung eines Hafens, um die Migranten sicher an Land zu bringen. Sowohl Valletta wie Rom verweigerten dies, worauf die Open Arms zunächst tagelang zwischen Malta und Lampedusa – dem südlichsten Außenposten Italiens im

Mittelmeer – hin- und herfuhr, ehe sie schließlich Kurs auf den Hafen von Lampedusa nahm. Mehrere Frauen, Kinder und Kranke wurden während der Irrfahrt mit Hubschraubern und Booten der italienischen Küstenwache an Land gebracht. Salvini beharrte ungeachtet der immer schwierigeren Lage an Bord – mehrere Migranten waren ins Meer gesprungen

„Ich würde alles genauso wieder tun“, sagt Salvini ungeachtet der drohenden Haftstrafe in Italien.

und hatten die Küste Lampedusas schwimmend zu erreichen versucht – auf seiner Entscheidung, dass alle italienischen Häfen so lange für Schiffe mit Bootsmigranten gesperrt bleiben, bis sich die Staaten der EU zur anteilmäßigen Übernahme der Migranten bereit erklären würden.

Nachdem die Open Arms sechs Tage vor der Hafeneinfahrt von Lampedusa gelegen hatte, ließ sich ein sizilianischer Staatsanwalt am 20. August auf das Rettungsschiff bringen, verfügte an Ort und Stelle dessen Beschlagnahme und erzwang so, dass die Open Arms noch am selben Tag anlegte und die verbliebenen 147 Bootsmigranten von Bord gehen konnten. Schon früh im Streit um die Open Arms kam es zum Konflikt zwischen Judikative und Exekutive: Ein Staatsanwalt der Autonomen Region Sizilien, zu

der die Insel Lampedusa gehört, nahm einem Minister in Rom das Schiff mit den Migranten gewissermaßen aus der Hand.

Mit dem rabiaten Mittel der Hafensperrung für Schiffe mit Bootsmigranten an Bord hatte Salvini während seiner Amtszeit als Innenminister von Juni 2018 bis September 2019 zwei Ziele zu erreichen versucht: die Reduzierung der Ankünfte in Italien sowie eine anteilmäßige Übernahme der Migrationslast durch jene EU-Staaten, die nicht wie Italien und andere Mittelmeeranrainer „Einfallstore“ für Ströme illegaler Migranten sind. Das erste Ziel erreichte Salvini: Es kam schon 2018 zu einem Rückgang der Ankünfte auf 23.400 im Vergleich zum Vorjahr mit 119.400 und zu nur noch 11.500 im Jahr 2019. Das zweite Ziel, die anteilmäßige Verteilung von Migranten auf alle EU-Staaten, bleibt bis heute unerreicht, während immer mehr Staaten – zuletzt auch Deutschland – auf das Mittel der Kontrolle der nationalen Grenzen zurückgreifen, um den Zustrom von illegalen Migranten zu reduzieren.

Anzeige gegen Salvini hatten pro bono tätige italienische Rechtsanwälte im Namen der 143 Migranten an Bord der Open Arms erstattet. Die zuständige Staatsanwaltschaft in Palermo erhob daraufhin Anklage, der Richter ließ den Fall Ende Juli 2020 zum Hauptverfahren zu. In zwei vergleichbaren Prozessen, bei denen es um die Schiffe Diciotti und Gregoretti der italienischen Küstenwache ging, ist der Minister davongekommen.

Im ersten Fall verweigerte die seinerzeit noch regierende Koalition von Salvini's Lega und der linkspopulistischen Fünf-Ster-

ne-Bewegung die Aufhebung der Immunität des Ministers (und Parlamentsmitglieds). Im zweiten Fall stimmten die Fünf Sterne nach deren Seitenwechsel zur Koalition mit den Sozialdemokraten vom September 2019 zwar mit diesen für die Aufhebung der Immunität des zu dieser Zeit oppositionellen Senators Salvini. Doch ein Richter in Catania verfügte im August 2021 die Einstellung des Verfahrens zum Fall Gregoretti mit der Begründung, Salvini habe nicht eigenmächtig, sondern im Einklang mit dem gesamten Kabinett unter Führung von Ministerpräsident Giuseppe Conte gehandelt, als er dem Schiff mit gut 130 aus Seenot geretteten Migranten an Bord Ende Juli 2019 die Einfahrt in den sizilianischen Hafen Augusta verweigerte.

Im Verfahren um die Open Arms ist die von den linken Parteien im Parlament beschlossene Aufhebung der Immunität Salvini's weiter gültig. Und wie im Prozess um die Gregoretti argumentieren Salvini und dessen Anwälte, der Minister habe im Einklang mit der gesamten Regierung Conte gehandelt, das Verfahren müsse deshalb eingestellt werden. Salvini und seine jetzigen Koalitionspartner – Ministerpräsidentin Giorgia Meloni von der rechtskonservativen Partei Brüder Italiens und Außenminister Antonio Tajani von der christdemokratischen Forza Italia – bezeichnen den Prozess von Palermo als politische Hexenjagd „der Roben“ gegen Salvini. Die linken Oppositionsparteien werfen der Mitte-rechts-Koalition vor, ungebührlich Druck auf die Justiz auszuüben und damit die demokratische Gewaltenteilung zu unterminieren.

Das beim Sammeln von Unterschriften zuweilen getrickelt wird, ist in der Schweiz lange bekannt. Neu ist die starke Häufung gefälschter Unterschriften, die nach Lesart der Schweizer Sozialdemokraten (SP) das Vertrauen zur Demokratie untergräbt. Mit Rückendeckung der Grünen fordert die SP, die Einbeziehung kommerzieller Sammelfirmen künftig zu verbieten. Aktuell laufende Initiativen sollten rasch daraufhin überprüft werden, ob sie womöglich durch gefälschte Unterschriften zustande gekommen seien.

Doch derlei lehnen nicht nur die nationalkonservative SVP und die liberale FDP ab. Auch die Mehrparteienregierung in Bern sieht derzeit keinen Grund zum Handeln. „Es liegen bis heute keine belastbaren Indizien dafür vor, dass Volksbegehren nur dank gefälschter Unterschriften zustande gekommen wären“, teilte die Regierung Ende vergangener Woche mit. Den Behörden fehlten überdies die rechtlichen Grundlagen dafür, laufende Volksinitiativen zu unterbrechen oder Unterschriften im Nachhinein zu kontrollieren. Andreas Glaser, Staatsrechtsprofessor an der Universität Zürich und Direktionsmitglied des Zentrums für Demokratie in Aarau, sieht in den zunehmenden Fällen von Unterschriftenbetrug eine schwerwiegende Beeinträchtigung der politischen Rechte der Bürger. Zugleich warnt er gegenüber der F.A.Z. vor vorschnellen Maßnahmen. Von einem Verbot des bezahlten Sammelns von Unterschriften würden vor allem jene Organisationen profitieren, die dies mit eigenen Angestellten oder Mitgliedern erledigen könnten. Dazu zählt Glaser Gewerkschaften, große Verbände und auch Parteien. Der Staatsrechtler plädiert stattdessen dafür, die jeweils eingereichten Unterschriften in den Amtsstuben von Bund, Kantonen und Gemeinden schärfer zu kontrollieren, „um zumindest ganz plumpe Betrugsversuche zu verhindern“.



Dietmar FAHRAFELLNER Foto dpa

Profi in Feuer und Wasser

Er steht stellvertretend für mehr als 20.000 Feuerwehrleute, die am „Katastrophenwochenende“ in Niederösterreich im Einsatz waren. Dietmar Fahrafellner ist als Landesfeuerwehrkommandant dafür zuständig, die Rettungs- und Schutzarbeiten zu koordinieren – sowohl zwischen den Feuerwehren in dem vom Unwetter und Hochwasser besonders betroffenen österreichischen Bundesland als auch zwischen Feuerwehr und den assistierenden Soldaten des Bundesheeres, den zu Hilfe gekommenen Kräften aus anderen Bundesländern und nicht zuletzt der Politik und Öffentlichkeit.

So stand er auch am Montagvormittag an der Seite der niederösterreichischen Landeshauptfrau Johanna Mikl-Leitner, um über die Lage zu informieren. Fahrafellner berichtete über die akute Gefahr, dass die aufgeweichten Dämme brechen könnten, und schilderte, wie bereits geschehene Durchbrüche notdürftig eingedämmt werden, indem Black-Hawk-Hubschrauber der Streitkräfte sogenannte Big Packs von Geröll oder Sand in die Bresche werfen. Aber der erfahrene Feuerwehrmann scheint seine Rolle auch darin zu sehen, um Ruhe und Augenmaß zu werben.

So überließ er auch am Montagvormittag an der Seite der niederösterreichischen Landeshauptfrau Johanna Mikl-Leitner, um über die Lage zu informieren. Fahrafellner berichtete über die akute Gefahr, dass die aufgeweichten Dämme brechen könnten, und schilderte, wie bereits geschehene Durchbrüche notdürftig eingedämmt werden, indem Black-Hawk-Hubschrauber der Streitkräfte sogenannte Big Packs von Geröll oder Sand in die Bresche werfen. Aber der erfahrene Feuerwehrmann scheint seine Rolle auch darin zu sehen, um Ruhe und Augenmaß zu werben.

1700 Freiwillige Feuerwehren mit fast 100.000 Mitgliedern bilden in Niederösterreich das Rückgrat des Zivilschutzes. Fahrafellner, 1968 in der Landeshauptstadt St. Pölten geboren, ist wie so viele über die Feuerwehrjugend dazugekommen. 2001 erstmals zum Kommandanten in seiner Heimatstadt gewählt, sieht der Absolvent des Kremser Universitätslehrganges „Fire and Safety Management“ seine Aufgabe laut Website als „Dienstleister für meine Feuerwehrkameraden“. Das dürfte auch bedeuten: als Profi bei der Politik und in der Öffentlichkeit dafür zu werben, dass Ausstattung und Finanzierung die bewährte Struktur der Freiwilligen Feuerwehren weiter sichern. STEPHAN LÖWENSTEIN



Leisten Sie sich eine eigene Meinung.

Erhalten Sie mit der F.A.Z. von Montag bis Samstag eine unabhängige Berichterstattung zum Geschehen in Deutschland und der Welt.

3 Monate mit 50% Ersparnis



Jetzt die F.A.Z. für 3 Monate Vorteilspreis entdecken:

(069) 75 91-33 59

faz.net/faz-vorteil



Größenwahn im Stollen

In Sachsen-Anhalt will ein privater Investor auf einem ehemaligen KZ-Gelände einen Bunker für Prepper errichten – kann der verstörende Plan verhindert werden?

Wenn man den Laptop aufklappt, den Browser öffnet und die Internetseite Bunkercoin.io aufruft, sieht man etwas, das wie ein Computerspiel aussieht. Ein Countdown läuft, und in einem Video wird man gefragt: „Mark has one. Elon has one. U got one?“ Es geht um nichts weniger als „das größte private Bunkerprojekt der Welt“. Er befindet sich im 13 Kilometer langen Stollensystem des ehemaligen Konzentrationslagers Langenstein-Zwieberge. Der Bunker ist Privateigentum eines Investors. Das wirft Fragen auf: Warum ist ein Ort, an dem Zwangsarbeit verrichtet wurde, Privateigentum? Und was soll dort entstehen?

Aus den Antworten setzt sich eine unglaubliche Geschichte zusammen, die vom ehemaligen KZ in Sachsen-Anhalt bei Halberstadt über Warschau bis nach Adelaide führt. Es geht um einen Gynäkologen in Australien und seinen Großvater, ein verworrenes Insolvenzverfahren in Magdeburg, Kryptowährungen und eine Untergrundstadt für Prepper.

Vier Tage überlebte Tadeusz Koter Langenstein-Zwieberge, das ein Außenlager des KZ Buchenwald war. Am 13. August 1944 wurde er dort eingeliefert und später in die Außenstelle verlegt. Die Personalkarte mit der Häftlingsnummer 72727 bescheinigt ihm „eine gehobene Nase, ein rundes Gesicht und eine schlanke Gestalt“. Als Inhaftierungsgrund ist „Politischer Pole“ vermerkt. Koter kämpfte im Warschauer Aufstand gegen die Deutschen. Seine Tochter, Jahrgang 1939, sah ihren Vater zuletzt als Fünfjährige.

In Langenstein-Zwieberge trieben die Gefangenen ein 13 Kilometer langes Stollensystem in die Thekenberge, in dem unter dem Decknamen Malachit V2-Raketen und Flugzeuge gefertigt werden sollten. Am 11. April 1945 wurde das Lager von den Amerikanern befreit. Häftlinge starben auch danach noch an den Folgen der Zwangsarbeit, so auch Tadeusz Koter, der am 15. April 1945 mit 43 Jahren an Unterernährung starb. „Manchmal verdunkelt der Hunger mein geistiges Bild von dir“, schrieb er in seinem letzten Brief an seine Frau. Das Leid der Häftlinge wurde von den Nazis nicht nur billigend in Kauf genommen, sie sollten durch die Arbeit vernichtet werden.

Nach der Wiedervereinigung übernahm die Bundeswehr den Stollen von der NVA. 1994/95 wurde er von der Bundesvermögensverwaltung an eine Privatperson veräußert, einen Rechtsanwalt aus Köln. Er hatte wirtschaftliche Interessen, überließ aber 120 Meter des Stollensystems unentgeltlich der Gedenkstätte, die dort Führungen anbietet. Von der Gedenkstätte ist der Stolleneingang gut 2500 Meter entfernt.

Als der Mann starb, kümmerte sich ein Insolvenzverwalter um den Stollen. Der Ort, durch dessen Bau geschätzte 2500 Häftlinge zu Tode kamen, wurde zur Insolvenzmasse, zum Spekulationsobjekt, zu einem Ort für Phantasie. „Der Markt für Sicherheits- und Rückzugsorte wächst stetig, insbesondere in Zeiten globaler Unsicherheiten“ steht auf der Website des Unternehmens.

Im Insolvenzverfahren konkurrierten zwei Parteien um die geschichtsträchtige Immobilie: das Land Sachsen-Anhalt und ein privater Investor, dem bereits der Teil des Stollens gehörte, den seinerzeit die NVA nutzte. Er bekam den Zuschlag, und der Vorwurf stieg im Raum, dass das Land zu zögerlich agierte, um den Stollen zu erwerben. Schon 2018 forderte der Förderverein Gedenkstätte Langenstein-Zwieberge e.V. in einer Petition den Landtag von Sachsen-Anhalt zu einem klaren „Votum für den Erhalt des Stollens“ auf „und die Bereitschaft, in der Zukunft finanzielle Mittel für eine Erweiterung des Rundgangs durch den Stollen zur Verfügung zu stellen“.

Fragt man in Magdeburg nach, erfährt man von Rainer Robra, dem Kulturminister von Sachsen-Anhalt, dass das Land durchaus Interesse gehabt habe, den Stollen zu erwerben. Doch „es war ein unglücklicher Verfahrensablauf, bei dem ich annehme, dass der Insolvenzverwalter irgendwann sein Interesse, das Verfahren abzuschließen, höher eingestuft hat, als zum Erfolg der Verhandlung beizutragen“. Letztlich wurde der unbebaute Stollen 2022 für 500.000 Euro an den Investor verkauft. Vom Land habe der Insolvenzverwalter eine Summe von 1,1 Millionen Euro für etwa ein Fünftel der Fläche gefordert, so Robra, obwohl der Verkehrswert der Immobilie mit 420.000 Euro beziffert wurde. Der Insolvenzverwalter wollte sich hierzu nicht äußern.

Mit dem denkmalschutzrechtlichen Vorkaufsrecht wollte das Land noch einmal etwas bewirken. Das gelang nicht, weil – wie das Verwaltungsgericht Magdeburg am 29. April 2024 urteilte – „der Verkauf aus einer Insolvenzmasse erfolgt ist“.

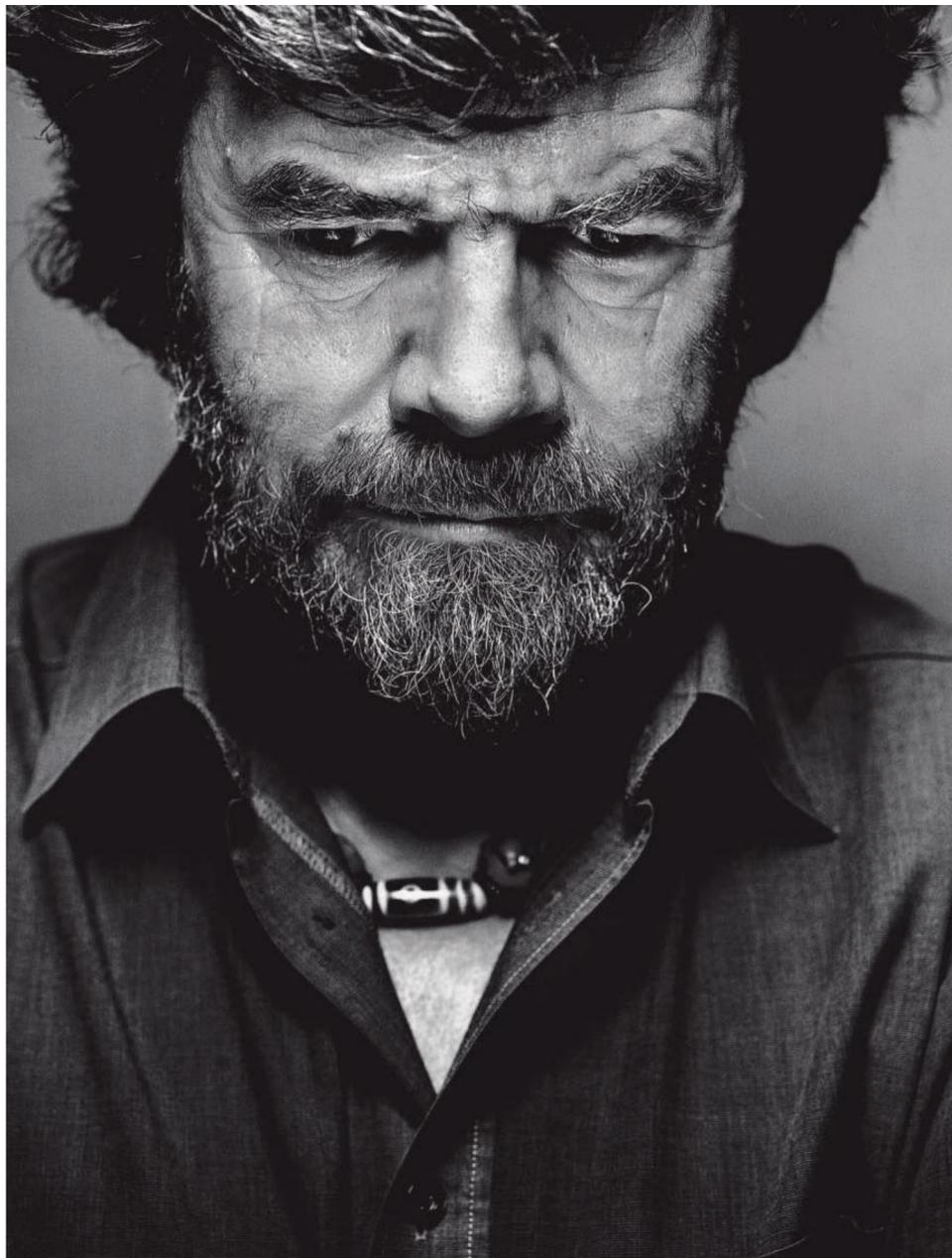
Rechtmäßiger Inhaber ist seither die GPM Projekt 58 UG. Geführt wird sie von Peter Jugl aus Markkleeberg in Sachsen. Das Spezialgebiet von Jugls GPM GmbH ist der Homepage zu entnehmen: Immobilien – „je größer, umso interessanter für uns“. Größe ist vorhanden bei der Stollenanlage. Doch wann wird Größe zu Größenwahn und Taktlosigkeit? Das 19 Seiten lange Whitepaper macht deutlich: Hier wird bis ins letzte Detail geplant. Der Stollen soll „in Zeiten geopolitischer Spannungen einen sicheren Rückzugsort“ bieten. Anteile am Bunker lassen sich durch Kryptowährung erwerben, den Bunker Coin Token. Pro Token erwirbt man sich einen Kubikzentimeter Platz im Bunker. Durch den Verkauf soll das Projekt finanziert werden.

Die Betreiber werben mit der Apokalypse: „Im Krisenfall wird der Wert der Tokens steigen, da die Nachfrage nach sicheren Zufluchtsorten zunimmt.“ Daneben ist eine „Dezentralisierte Autonome Organisation“ geplant, die für die Verwaltung des Bunkers zuständig ist. Kinos, Apotheken und ein Schwimmbad sind geplant. Die Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt sagt dazu: „Eine Bunkeranlage, die mit dystopischen Szenarien und einer paramilitärischen Bewachung wirbt, ist mit dem besonderen Charakter des Ortes nicht vereinbar.“ Eine Gesprächsanfrage, was es mit den Bunkerplänen auf sich hat, blieb unbeantwortet, sowohl von der GPM GmbH als auch von den Betreibern der Website.

Marcin Stankiewicz hebt hingegen ab, als kurz nach Mitternacht sein Telefon in Adelaide, der Hauptstadt des Bundesstaats South Australia klingelt. Er ist Tadeusz Koters Enkel und medizinischer Leiter einer Fruchtbarkeitsklinik. Er spricht unaufgeregt, dabei geht ihm das Thema nah. Voriges Jahr besuchte er zum ersten Mal die Gedenkstätte des ehemaligen Lagers, in dem sein Großvater inhaftiert war. Seine Kinder haben ihn begleitet. Für ihn war es wichtig, den Spuren seines Großvaters bis nach Langenstein-Zwieberge zu folgen. Als Andenken nahm er Steine von dort mit nach Australien. Für Stankiewicz sind sie „heilig“. Und er begreift nicht, wie man einen Ort, an dem Menschen ermordet wurden, kommerzialisieren dürfe. Der Förderverein Gedenkstätte Langenstein-Zwieberge e.V. nennt die Bunkerpläne eine Katastrophe. Der Ort habe Symbolcharakter, sagt die Vorsitzende Hanka Rosenkranz. Dass die Bunkerbetreiber selbst ihr Vorhaben als Demokratieprojekt verkaufen, grenzt an Zynismus: „Das Ziel des Projekts ist es, Menschen eine sichere Zuflucht zu bieten, die durch demokratischen Zugang gesteuert wird.“

Und was will der Förderverein? Jedenfalls keine Eventlocation, sondern einen Zugang zu den tieferen und unverbauten Stollenbereichen. Auch Stankiewicz wünscht sich einen tieferen Zugang in den Berg. So ließe sich das gesamte Ausmaß der Zwangsarbeit erfassen, glaubt er. Die Stiftung wünscht sich eine Überführung des historischen, unbauten Stollens in die öffentliche Hand. Das ginge, sofern der Investor verkaufsbereit sei.

Auch die „Gruppe 2. Generation“, die aus Kindern und Enkeln ehemaliger Häftlinge besteht, wehrt sich vehement gegen die Privatisierung der Tunnelanlage. Die Bunkerbetreiber schreiben in ihrem Weißbuch indes: „Es ist entscheidend, ein gerechtes und sicheres Umfeld zu schaffen, in dem alle Mitglieder respektvoll und verantwortungsbewusst miteinander umgehen.“ An diesem Mittwoch findet in der Gedenkstätte ein Gespräch zwischen Vertretern der 2. Generation und dem Land Sachsen-Anhalt statt. Marcin Stankiewicz wird nicht dabei sein, aber im November plant er eine Reise nach Sachsen-Anhalt. Am südlichen Massengrab wird eine Gedenkplakette für seinen Großvater angebracht. Stankiewicz' Mutter, die 85 Jahre alte Tochter von Tadeusz Koter, die ihren Vater zuletzt 1944 sah, wird auch dabei sein. Man sollte die Betreiber der Bunker-Coin-Website beim Wort nehmen, wenn sie schreiben, dass es ihr Ziel sei, „aus diesem dunklen Ort mit seiner dunklen Vergangenheit eine Quelle des Lichts, der Zuversicht und der Hoffnung zu schaffen“. Durch eine Untergrundstadt als Eventlocation wird das nicht gelingen. Der Countdown läuft. JENS WOHLGEMUTH



Sein Blick geht nach innen: Reinhold Messner

Foto Arne Schultz

Von der Unsterblichkeit kosten

Grenzgänge als Lebensäußerung: Reinhold Messner zum Achtzigsten

Dass es die Zwistigkeiten innerhalb der Familie Messner in jüngster Zeit in die Klatschspalten der Presse geschafft haben, ist ein falsches Zeichen, denn es könnte zu dem Gedanken verleiten, dass Reinhold Messner eben auch nur ein Mensch sei. Aber das stimmt nicht. Zum Glück rückt Messner in seinem neuen Buch „Gegenwind“, zielgenau zu seinem Geburtstag erschienen, das Missverständnis zurecht. Mag er darin auch ein wenig sentimental werden und von der Wohligkeit im neuen Zuhause bei Kerzenlicht und Räucherstäbchen erzählen, eröffnet er den Band mit einem Zitat von Friedrich Nietzsche als Selbstbeschreibung dessen, dem die Menschen hart anrechneten, dass er sie zwingt, über ihn umzulernen, und dem sie nicht verziehen, über sie hinauszugehen. „Aber je höher Du steigst, umso kleiner sieht Dich das Auge des Neides“, tröstet Nietzsche. Was scheren mich die anderen, scheint Messner zu denken.

Niemand ist höher gestiegen als Reinhold Messner. Niemand hat sich weiter entfernt von der Welt. Allein sein Aufstieg auf den Mount Everest, 1980, von Tibet aus, als er sich solo auf den Weg zum Gipfel machte, dorthin, wo das Gehen „einmal mühsam, dann wieder die reinste Qual“ ist und er sich ohne jegliche Sicherung entlang der Grenze zwischen Diesseits und Jenseits seinen Pfad in den Schnee spurtete, ohne die Hilfe von Trägern, ohne die Hilfe eines Sauerstoffgeräts, im alpinen Stil, was einer Revolution im Bergsteigen gleichkam, hob ihn über alles und alle, die je in den Bergen unterwegs waren – trotz des lakonischen Geständnisses auf dem Gipfel: „Von Genugtuung keine Spur, auch die Erleuchtung blieb aus.“ Dass Messner auch auf den anderen dreizehn Achttausendern stand, als erster Mensch überhaupt, und im Wettrennen um die sieben höchsten Berge der sieben Kontinente immerhin Zweiter wurde, war bloß noch Beleg für eine einzigartige Verbindung aus Könnerschaft, Leidensfähigkeit und dem Drang, nicht länger über andere, sondern nur noch über sich selbst hinauszugehen.

Nachdem er „Vertikalen“ der Berge die „Horizontale“ folgen ließ und die Antarktis, Grönland sowie die Wüste Gobi durchquerte, nannte er sich nicht länger Abenteurer, sondern fand für sich die Bezeichnung Grenzgänger. Das war nicht nur topographisch zu verstehen. Sondern definierte ein Denken, das Hochleistungssport und den handwerklichen Aspekt der

Unternehmungen bloß noch als notwendiges Übel betrachtet. Nie, erklärte Messner, sei es ihm um „die Eroberung draußen“ gegangen, sondern immer „um eine Erfahrung in mir drinnen, um die Grenze meiner Fähigkeiten, um mein Begrenztsein“. Mit dem Sammeln von Daten und der Erforschung unbekannter Terrains oder einem Minimum an Nützlichkeit wenigstens haben deshalb kaum irgendwelche seiner Expeditionen zu tun. Vielmehr wurde ihm der Grenzgang als die Kunst, in den größtmöglichen Schwierigkeiten zu überleben, zur reinen Lebensäußerung. Weshalb bei Messner, was bei anderen bloß Routenbeschreibung ist, metaphysische Bedeutung erhält. Aber mögen ihm Selbstquälerei und Selbstverschwendung zu Möglichkeiten der Selbstermächtigung geworden sein, denkt er zugleich analytisch genug, um sich eine pathologische Verhaltensweise zu diagnostizieren. Die Freiheit, aufzubrechen, wohin man will, werde zum Zwang, Todesnähe zur Sucht, und jeder Erfolg fordere in logischer Konsequenz den nächsten, größeren heraus, weshalb der Euphorie, wie er in seinem Buch „Nie zurück“ erläutert, oft unmittelbar die Depression folge. So hemmungslos lebten Grenzgänger genau deshalb ihren Tatendrang aus, „dass im Tun Zweifel erst gar nicht groß werden können“.

Kein Wunder, dass in Messners Weltbild immer wieder der moralisch ungebundene Übermensch, den Nietzsche als den sich selbst und seine Sinnsetzungen überwindenden Menschen definiert hat, zum Orientierungspunkt wurde. Und in einem weiteren Punkt überschneidet sich das Denken Messners mit dem Nietzsches. Für den Philosophen verkörpert der Künstler die lebensbejahende Lebensform, die ästhetische Überwindung einer vernunftbestimmten Weltauffassung. Für Messner wird der Grenzgang zur Suche nach der vollendeten Komposition, nur für sich selbst von Bedeutung.

Deshalb war ihm zeit lebens das Ziel seiner Unternehmungen weniger wichtig als die Frage, wie er dorthin gelangt. Die Parole „by fair means“, also möglichst ohne technische Hilfsmittel unterwegs zu sein, wurde dabei zum Glaubensbekenntnis – aber eben auch zur Notwendigkeit, um die Gefahr zu erhöhen. Erst die Absagen an Hilfe und der Verzicht auf Sicherung bedeuten innere Erschütterung, Trance, Tod. Wurde Messner nie müde, zu beteuern, dass sein Spiel „nicht umkommen, son-

dern durchkommen“ hieß, das Gefühl, nahe am Tod entlangzubalancieren, um dabei die Unsterblichkeit zu kosten, dürfte ihm allzu vertraut sein.

Deshalb ist Messner als Grenzgänger so wichtig: Er ist eine Sagenfigur unserer Zeit. Seine Taten ersetzen Legenden, spinnen die Geschichten weiter vom Kampf gegen sich selbst, gegen die Natur und gegen die Mächte zwischen Himmel und Erde – und geben uns letztlich Einblick in die Entstehung des Mythos. Mal hatte es den Anschein, Messner habe für die Menschen das Feuer vom Gipfel geholt – häufiger noch erinnern seine Abenteuer an buchhalterisch konsequent erledigte Arbeiten auf dem Weg zur Unsterblichkeit. Ist er also Prometheus, oder ist er Herakles? Messner selbst verglich sich bei Gelegenheit mit Sisyphos: weil er zu keinem Ende finde – und gelangte zu der kryptisch formulierten Erkenntnis, „dass ich den Stein, mich selbst, ein Leben lang wälzen kann, ohne je den Gipfel zu erreichen, wenn ich nicht selbst dieser Gipfel bin“.

Was ihn so stark gemacht hat? Schon im Titel des jüngsten Buchs gibt er die Antwort: „Gegenwind“. Daran, dass man ihm Ehrgeiz und Eitelkeit, Egomane und Megalomanie vorgeworfen hat, sich über seine verblüffenden wie großartigen Erkenntnisse zum Yeti lustig machte, statt zu staunen und anerkennend zu nicken, ihm unterstellte, den Bruder für die erste Überschreitung eines Achttausenders geopfert zu haben, und ihm bei der Planung seiner fünf Museen zur Kultur der Berge reichlich Steine in den Weg legte, sei er immer nur gewachsen. Längst hat er sich vom Ruf des „kraxelnden Superlativs“ befreit und nicht nur in seinen mehr als sechzig Büchern belegt, dass er in der Geschichte und Theorie des Abenteurers bewandert ist wie kaum jemand sonst, sondern sich als Bergbauer und Schlossherr stark gemacht ebenso im Natur- wie im Heimatschutz, wenn auch meist polternd.

In 55 Kapiteln breitet Messner nun im jüngsten Buch, teils Abrechnung, teils Rechtfertigung, all die Angriffe noch einmal aus, formuliert noch einmal Aphorismen im Dutzend, wie gemacht für seine Nachrufe, aber lässt am Ende in einem überraschenden Ton von Altersweisheit Nachsicht mit den meisten seiner Gegner walten. „Lieber habe ich den Wind immer noch von vorn als ein Schulterklopfen von hinten“, schreibt er. Heute wird Reinhold Messner achtzig. FREDDY LANGER



Attentate

Von Michael Hanfeld

Ich eröffne die Sendung mit dem Trump-Attentat und der Frage, wie man sich am besten dazu verhält. Ich erwarte mittelschwere Aufregung“, schrieb der Kabarettist Till Reiners zur 27. Ausgabe seiner Sendung „Happy Hour“ auf Instagram. Er konnte es offenbar kaum erwarten, es „mittelschwer“ abzubekommen. Dabei bewies Reiners mit seiner Show, die am Sonntagabend bei 3sat lief und in der Mediathek zu sehen ist, jedoch nur zweierlei: wie schwer bis unmöglich es ist, sich auf „witzige“ Weise über ein Attentat zu verbreiten, und dass man mit solchen „Witzen“ allein schon unter dem Gesichtspunkt des Timings vorsichtig sein sollte. Denn während Reiners sich in der am Sonntagabend ausgestrahlten Sendung krampfhaft mit der Frage abmühte, wie man ein Attentat auf Trump bewerten solle, irgendwann bei Hitler und Stauffenberg angelangt war und sein Publikum darüber abstimmen ließ, ob man eine neue Umgehungsstraße lieber nach Donald Trump oder dem Attentäter benennen sollte, der am 13. Juli bei einer Wahlkampfveranstaltung in Butler, Pennsylvania, auf den republikanischen Präsidentschaftsbewerber schoss, ereignete sich in Trumps Golfklub in West Palm Beach bekanntlich ein weiterer – vereitelte – Attentatsversuch. Da erscheinen einem die kabarettistischen Verrenkungen bei 3sat noch ungelinker. Vielleicht sollte Reiners einmal (etwa in der Geschichte der Uni Göttingen) die Stichworte „klammheimliche Freude“ und RAF-Attentat auf den damaligen Generalbundesanwalt Siegfried Buback im Frühjahr 1977 nachlesen. Elon Musk wiederum befindet sich mit seinen Gewaltphantasien längst jenseits verunglückter Humorversuche. Auf seiner Plattform X stellte er auf die Frage eines Nutzers, warum „sie“ versuchen, Trump zu ermorden, garniert mit einem Nachdenklichkeitsemoji fest: „Und es versucht noch nicht mal jemand, ein Attentat auf Biden/Kamala zu verüben.“ Da könnte man fast meinen, der Bürgerkriegsfasler Musk, der seinen Post, nachdem er heftige Kritik eingefahren hatte, immerhin später löschte, rufe zu einem Attentat auf Joe Biden und Kamala Harris regelrecht auf. Und woher weiß er, ob es nicht schon Attentatsversuche auf Biden und Harris gegeben hat? Auch in Sachen Musk zeigte sich das öffentlich-rechtliche Kabarett nicht auf der Höhe. Was bleibe von Musk und seinen irren Einlassungen, wenn man sein Milliardenvermögen abziehe, fragte Till Reiners sein Publikum. Antwort: „einfach ein Fünfjähriger“. Damit tut man Kindern im Vorschulalter unrecht. Elon Musk wäre ohne seine Milliarden nicht fünf, er wäre ein irrer Dreißigjähriger. Mit seinem Geld und seiner Plattform ist er eine Gefahr für die Demokratie.

Morgen

Natur und Wissenschaft
Wie wir unsere Daten vor dem Zugriff mit Quantencomputern schützen können

Geisteswissenschaften
Geschlechtervielfalt im Buch Genesis und in der rabbinischen Literatur

Thalia kauft Weltbild-Teile

Das Bundeskartellamt hat am Dienstag den Erwerb von Vermögensgegenständen der insolventen Weltbild GmbH & Co. KG durch die Thalia Bücher GmbH erlaubt. Andreas Mundt, der Präsident des Bundeskartellamtes, sagte zur Begründung, Thalia verfüge zwar über eine bedeutende Marktposition im Buchhandel und sei über die Plattform Tolino auch eine relevante Kraft bei E-Books. Doch „neben der Tatsache, dass die Ladengeschäfte von Weltbild nicht Gegenstand des Zusammenschlusses waren, war für die Freigabe unter anderem maßgeblich, dass mit Amazon ein deutlich größerer Wettbewerber sowohl beim Onlinehandel mit gedruckten Büchern als auch im Bereich E-Books existiert“, so Mundt. Den Kunden stünden so genug Alternativen zur Verfügung. Das Amt stellte jedoch auch fest, dass Thalia bei gedruckten Büchern bereits über große Nachfragemacht gegenüber den Verlagen und dem Großhandel verfüge. F.A.Z.

Erkundungen im Dickicht der Seele

Das unsichtbare Medaillon um ihren Hals: In ihrem Roman „Alles, was ich über die Liebe weiß, steht in diesem Buch“ schickt Elke Schmitter eine Bildhauerin ins Wechselbad der großen Emotionen zwischen Bildung und Einbildung

Elke Schmitter legt ihre Protagonisten nicht eindeutig fest, belässt sie in der Schwebe ihrer Existenzen, schreibt eine Prosa der Relationen. In ihrem letzten, 2021 erschienenen Buch erzählte sie von zwei Schwestern und einem Bruder, die ihren alternden Vater besuchen, und nannte den Roman „Inneres Wetter“ – eine schöne Metapher für die Meteorologie der Seelen im Hoch und Tief familiärer Beziehungen.

Diese Konstellation, oder vielleicht besser: diese Versuchsanordnung, war überschaubar. Jetzt geht Schmitter weiter und tiefer. „Alles, was ich über die Liebe weiß, steht in diesem Buch“: Der Titel ist erstaunlich, sein radikaler Anspruch aber verbirgt das Scheitern einer Suche.

Das zeigt schon der Anfang der Erzählung, doch zuvor sei etwas zur Form des Buches gesagt. Es besteht aus zwei Teilen, dessen erster eine Mischung von Erzählung und Wissenschaft ist: Dem laufenden Text sind Fußnoten beigegeben, die teils länger sind als der Text selbst und Ergebnisse der Forschung bereitstellen. Der zweite Teil ist ein Tagebuch (oder ein chronologisch geordneter innerer Monolog, Schmitter lässt das offen) und hat noch ein anderes, später zu erwähnendes Merkmal.

Es sind drei verschiedene Anfänge, die Schmitter erwägt: Liebe auf den ersten Blick, die wie ein Offenbarungsblick in zwei Menschen einschlägt und sicherlich sehr schön ist, den Niederungen der irdischen Wirklichkeit aber besser nicht ausgesetzt wird. Oder Liebe als ein Akt der Selbstbefreiung aus der Tretmühle der Normen, eine Reise in das Land der unbekannteren Möglichkeiten. Auch zu dieser Reise, so verlockend sie sein mag, kann sich Elke Schmitter nicht entschließen. Sie zieht einen dritten Anfang vor.

Ein Mann wählt eine Frau fast ohne Worte, und da der Roman die Folgen beschreibt, die daraus entstehen, wollen wir den Augenblick dieses Anfangs etwas näher betrachten. Er findet auf einer Party statt und ist tatsächlich ein Augenblick. „Sie lehnt an einer Wand“, schreibt Schmitter, „er sitzt auf einem Sofa und schaut sie an; nicht penetrant, aber doch länger und unverwandter, als könnte es Zufall sein.“

Die Frau, die so angeschaut wird, ist eine Bildhauerin, sie heißt Helena, und wir werden sie ausgiebig kennenlernen. Denn sie ist die Ich-Erzählerin des Buches, ihr widerfährt die Liebe, die in seinem Titel steht. Helena spürt den Blick, aber zunächst geschieht nichts. Jedenfalls nicht bei ihr, denn zurzeit hat sie keine erotischen Bedürfnisse und bleibt ganz ruhig. Doch „plötzlich stand er neben mir“, heißt es dann, „während ich mit dem Gastgeber sprach und der uns einander vorstellte, ich aber nur den Vornamen verstand“. Sie gehen wieder auseinander, Helena langweilt sich auf der Party und will schon gehen, „als er, leise und plötzlich, wieder neben mir stand, da ich nach meinem Mantel griff und, um nicht unhöflich oder schroff zu erscheinen, nach dem Weg zur U-Bahn

fragte“. Er begleitet sie dorthin, und schon im nächsten Absatz heißt es: „Am nächsten Morgen eine Mail mit Fotos von dem Fest; nicht zu lang, nicht zu kurz, geradezu comme il faut. Die Frage, ob man mal einen Kaffee trinken wolle ...“

Das ist schon deshalb merkwürdig, weil vorher nirgends gesagt wird, dass sie ihre E-Mail-Adressen ausgetauscht hätten. Übrigens heißt er Levin und ist Musiker.

Wie dem auch sei: Helena verliebt sich, mit Levin erlebt sie das Glück ozeanischer Grenzlosigkeit, wie es bei Freud heißt, und Schmitter stellt das meisterhaft dar. Aber das Glück ist nur kurz, bald erweist Levin sich als erschreckend kleinlich, er kann es nicht ertragen, dass Helena einmal einen anderen Mann gekannt hat, und nicht einmal intim. So schnell, wie er sich in ihrem Leben eingenistet hat, zieht er sich auch wieder zurück.

Elke Schmitter:
„Alles, was ich über die Liebe weiß, steht in diesem Buch“. Roman. Verlag C. H. Beck, München 2024. 352 S., geb., 26,- €.

Da sind wir etwa auf Seite 140, und das ist schon die ganze Geschichte. Im Verhältnis zwischen Helena und Levin wird sich nichts mehr ändern, jedenfalls nicht äußerlich, und das ist gut so. Denn jetzt gewinnt dieses Buch über die Liebe an Tiefgang. Der Leser wird in das Dickicht der Seele geführt, und eine Rezension kann nur einige Spuren verfolgen, die Elke Schmitter gelegt hat.

Mit dem Rückzug Levins endet der erste Teil des Buches, und sein Untertitel, „Ein Bildungsroman“, ist ein schönes Wortspiel. Denn nicht die Protagonisten „bilden“ sich hier, wie es das Genre verspricht, weder Helena noch Levin, sondern der Gegenstand des Buches: die Liebe. Schmitter beschreibt, wie sie in Helena aufblüht und Helena in ihr; die Autorin zeigt, wie die Blüte welkt, als Levin sich zurückzieht, und lässt Helena gegen dieses Welken ankämpfen, solange die Kräfte reichen.

Der zweite Teil des Buches heißt „Einbildungsroman“, und auch dies ist ein schönes Wortspiel. Es weist auf den Irrgarten hin, in dem Helena ihre Orientierung zu verlieren droht. „Gestern um 11.30 kam die Nachricht, vor der ich nicht geflohen bin“, lesen wir unter dem 4. April 2023, drei Monate nach dem Rückzug Levins. „Und sie hatte es leicht; mit Morphium.“ Mit zwei lakonischen Sätzen registriert Helena den Tod ihrer Mutter, dann wendet sie sich wieder dem Hauptgeschäft zu – ihrer Sehnsucht nach Levin.

Die Liebe als Krankheit: Das Thema findet sich oft in der Literatur, und wie Spiegelbilder stehen den Gedankensplittern Helenas im zweiten Teil des Buches die Briefe gegenüber, die die französische

Salonnière Julie de Lespinasse an ihren treulosen Geliebten richtet. Sie entstehen im Jahre 1775, und kurz zuvor erdichtet Goethe den berühmtesten Liebeskranken der deutschen Literatur. Der junge Werther überlebt bekanntlich die Krankheit nicht, doch in den Tod geht er allein. Die Frau, die er liebt, ist mit dem soliden Albert verheiratet, der seine Lotte in der Katastrophe aufzufangen weiß. Die Heirat hat sie einst ihrer sterbenden Mutter versprochen, und ihr Gelübde am Totenbett rettet Lotte vielleicht das Leben.

Auch Helena wird am Ende überleben und sogar gesund, doch es ist ein langer Weg. Das Scheitern ihrer Liebe ist auch eine Tragödie, und Tragödien haben Gründe, die auf den ersten Blick nicht immer sichtbar sind. „Nach dieser ersten Schöpfungswoche eines Paares“, heißt es einmal – warum aber wird diese Eva aus ihrem Paradies vertrieben?

Weil sie ihre Mutter nicht geehrt hat und eines der Zehn Gebote übertritt? Vielleicht auch deswegen, aber da ist noch mehr. Helena ist Bildhauerin, und im Alten Testament gilt das Bilderverbot. Das weiß Helena sehr wohl, und an einer Stelle steht der Satz: „Sie sollen sich kein Bildnis machen.“ Nur verwendet sie ihn falsch, denn es folgen die Worte: „Das liegt noch in dem unsichtbaren Medaillon um meinen Hals, der sich stolzer reckt, seit wir uns kennen.“

Es war Gott, der das Verbot ausgesprochen hat, und Helena übertritt es, indem sie den armseligen Levin an Gottes Stelle setzt. Die Spur führt bis ans Ende des Buches, und kurz davor, als Helena sich bereits aus ihrer Not befreit hat, sieht sie Levin ein letztes Mal durch eine Fensterscheibe. Er weiß, dass sie ihn sieht, sitzt völlig verklemmt und „steif gefroren auf seinem Stuhl wie eine Giacometti-Figur“.

Die hageren Skulpturen des Schweizer Bildhauers Alberto Giacometti erinnern an Strichmännchen, und Helenas Assoziation ist keineswegs als Kompliment gedacht. Wir sind, wie gesagt, schon fast am Ende des Buches, und dort wird uns noch einmal die Paraphrase eines Satzes aus dem Alten Testament begegnen. Doch den verraten wir hier nicht. JAKOB HESSING



Der Vergleich mit Alberto Giacomettis Skulptur „Der Schreitende“ ist nicht zwingend ein Kompliment.

Foto Picture Alliance/Succession Alberto Giacometti/AG Bild-Kunst, Bonn 2024

Entschlossen sechshebzig

Ein Band mit Texten, die zu Geburtstags- und Trauerfeiern vorgetragen wurden, auch an einem Nationalfeiertag oder bei der Verabschiedung von Mitarbeitern in den Ruhestand – das ist nicht gerade, womit man in Buchform rechnet. Zumal die Jubilare ebenso wie die Toten und Pensionierten selbst in Österreich, genauer: in Wien, fast durchweg nur einem eher überschaubaren Kreis bekannt sein dürften. Wir werden auch gar nicht erst versuchen, die Freunde, Bekannten und Arbeitskollegen vorzustellen, denen Armin Thurnher, Mitbegründer und Herausgeber der Wiener Wochenzeitschrift „Falter“, seine hier versammelten Reden widmete. Es kann uns nur um die Form gehen, die der unbestechliche Kommentator österreichischer Verhältnisse zu diesen Anlässen wählte. Sie ist ungewöhnlich, keine Prosa, sondern wohlgesetzte Rede in Hexametern. Das mag zuerst nach einem allzu spielerischen Verfahren klingen, nach dem gewollten oder ungewollten Anschlagon histrionischer Register. Doch nichts wäre falscher als diese Einschätzung. Liest man diese Preis- und Trauerreden, wird einem ohne philologische Umwege der mögliche Vorzug solcher gebundenen Rede im immerhin bodenständigen Versmaß klar. Sie hält spürbar zu Ordnung und Disziplin an; zumindest dann, wenn man die Aufgabe so taktvoll und gewandt angeht wie Thurnher, mittlerweile 75 Jahre alt und vor Kurzem auch vom Österreichischen Staatspreis für Kulturpublizistik erteilt (dessen Verleihung unseres Wissens kein Anlass für Verse war). Lob und Gedanken bekommen dann eine verbindliche, den Redner in Pflicht und Mühe nehmende Form. Indem er sich ihr beugt, erweist er schon durch die Wahl seiner Mittel den Angeredeten seine Reverenz. Es wird keine Schule machen, wohl zum Glück, denn es verkäme schnell zur Masche, aber lernen kann man schon etwas aus diesem Band. hmay

Armin Thurnher:
„Preis und Klage“. Reden und Nachreden in Versen. Czernin Verlag, Wien 2024. 140 S., geb., 20,- €.

Die EU als Vielvölkerstaat

Robert Menasse konzentriert sich in seinem neuen Buch auf den Nationalismus und neue Spielarten der Demokratie in Europa. Gegenwärtige Gesellschaften, beobachtet der Autor, hätten keine politischen Visionen mehr, auf die sie hinarbeiten. Lösungsvorschlag: die EU als „Vielvölkerstaat“, der in Regionen untergliedert ist. Als historische Folie dient ihm das Habsburgerreich. Die Kapitel springen, ohne einem thematischen Bogen untergeordnet zu sein, von einem Aspekt zum nächsten. Dabei bedient sich Menasse einer betont lässigen Sprache, er stellt plakative Fragen („Es soll Zeiten gegeben haben, da beruhte Kritik auf Analyse, ihr Bestek war Theorie und Methode. Weiß das niemand?“) und behauptet Dinge auf Grundlage anekdotischer Evidenz (italienische Fußballfans sollen zum Beispiel, anders als deutsche, keine nationalistischen Tendenzen aufweisen). Da hilft es nicht viel, dass zwischendurch immer wieder triftige Feststellungen aufblitzen, etwa jene, die politische Rechte werde vor allem von der Mitte und nicht von den Rändern getragen.

Hinzu kommt die gedankliche Unschärfe. So skizziert Menasse zunächst seinen Wohnsitz im österreichischen Waldviertel, um dann zu schildern, wie er dort bei der Gartenarbeit eine Kröte erschlagen hat. Mit dieser Anekdote möchte er die Eigenarten sozialer und politischer Ängste aufzeigen, wobei dem Leser eher solche Einlassungen auffallen: „Aber darauf wollte ich jetzt gar nicht hinaus.“ Dass dem Essay Potential innegewohnt hätte, zeigt Menasse, wenn er auf konkrete Missstände im Zusammenhang mit der EU hinweist, sowohl auf institutioneller Ebene wie auch im Selbstverständnis, das sich im Reden über die Union manifestiert. Solche Passagen werden jedoch vom Ballast der Anekdoten und Exkurse erstickt. ROBIN PASSON

Robert Menasse:
„Die Welt von morgen“. Ein souveränes demokratisches Europa – und seine Feinde. Suhrkamp Verlag, Berlin 2024. 192 S., geb., 23,- €.

Wie viel Heimat passt in einen Körper?

Russenmenschen sind hier unerwünscht: Ljuba Arnautović beendet ihre Romantrilogie über eine Familie im Zangengriff der Diktaturen

Karl ist ein Gezeichnete. Gesicht, Körper und Seele tragen Narben eines schweren Schicksals. Das will er abschütteln, nie wieder Opfer sein, immer nach oben, wo die Macht ist. Auf seine Töchter aus der ersten seiner vier Ehen nimmt er dabei wenig Rücksicht. Auch sie werden noch Teile der Last schultern, die das zwanzigste Jahrhundert mit seinen Diktaturen in den Rucksack dieser Familie gepackt hat. Waren die ersten beiden Bücher der in Wien lebenden Ljuba Arnautović ihrer Großmutter („Im Verborgenen“, 2018) und dem Vater („Juni-schnee“, 2021) gewidmet, stehen im neuen Roman sie selbst und ihre Schwester im Mittelpunkt, von allen die schwierigste Schreibaufgabe, berichtet die Autorin in einem Interview.

Die Geschichte beginnt lange vor der Geburt der Mädchen. Tausende flohen vor den Nazis in Deutschland und den Faschisten in Österreich in die Sowjetunion, nicht ahnend, dass sich das sicher geglaubte Exil schon bald in ein Martyrium durch die Kreise der stalinistischen Hölle verwandeln sollte. Erst Jahrzehnte später, nach Stalins Tod, konnten jene, die den Terror überlebt hatten, in ihre Heimat zurückkehren. Die meisten gingen in die sowjetische Besatzungszone, wo sie zum absoluten Schweigen über ihr Schicksal verpflichtet wurden. Christoph Heins Roman „Trutz“ (2017) oder der Film „Und der Zukunft zugewandt“ (2019) liefern dazu eindringliche Zeugnisse. Auch Österreicher kehrten in ihre Heimat zurück, ein Land, das bis heute unter politischer Amnesie mit Blick auf die Verbrechen der NS-Zeit leidet und die Rückkehrer in den Fünfzigerjahren wenig willkommen hieß. Zu ihnen gehörte

auch Karl Arnautović. 1934 wurde er als Neunjähriger gemeinsam mit dem älteren Bruder Slavko von seinen im Republikanischen Schutzbund aktiven und im Austrofaschismus verfolgten Eltern in die Sowjetunion geschickt. Im Strudel der Gewalt der Dreißigerjahre konnte die Mutter den Kindern schon nicht mehr folgen, dem jüdischen Vater gelang die Flucht über Prag ins britische Exil.



Ljuba Arnautović Foto Picture Alliance

Das Ferienlager auf der Krim und das Internat in Moskau erscheinen den Brüdern zunächst paradiesisch, bis sich das Blatt nach dem Überfall der Deutschen auf die Sowjetunion dramatisch wendet. Slavko wird unter dem berüchtigten politischen Paragraphen verhaftet und brutal ermordet, der siebzehnjährige Karl bald darauf zu zehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Im Lager lernt er die wegen einer Banalität dorthin verbannte Russin Nina kennen, was ihm nach seiner Entlassung 1953 die Übersiedlung in deren Heimatstadt Kursk ermöglicht. Hier wird 1954 seine Tochter Luna geboren. Da auch Mutter und Großmutter Erstgeborene waren, werden dem Mädchen nach slawischem Volksglauben besondere Kräfte zugesprochen. Schon bald übersiedelt die Familie nach Wien, wo Karl nach zwanzig Jahren seine von Folter und Gefängnis gezeichnete Mutter wiedertrifft. Mit dem Einzigen, was er beherrscht, der russischen Sprache, etabliert er sich geschickt als Dolmetscher für Wirtschaft und Politik.

Als die zweite Tochter Lara geboren wird, ist er schon auf dem Absprung in eine neue Ehe, ausgerechnet mit der einstigen Jugendliebe seines Bruders aus Moskauer Zeiten. Nach einem Intermezzo bei der Verwandtschaft in Kursk entzieht der Vater die Kinder dem Sorgerecht der russischen Mutter, die in Wien nie heimisch wird. Sie werden kurzerhand in ein evangelisches Kinderheim verfrachtet. Dort herrschen noch der Drill und die Gefühlskälte der dunklen Nazi-Jahre. Lara, die Jüngere, wird gezwungen, ihr Essen bis zum Erbrecen in sich hineinzuwürgen, um dann auch noch das Erbrochene herunter-

schlucken zu müssen. Dagegen wirkt die Erziehung der Stiefmutter Erika, die nach Jahren des Hungers und der Kälte im sowjetischen Kasachstan keine Kinder bekommen kann, liebevoll. Doch auch hier herrscht ein strenges Regime, es muss ständig gepaukt werden, schließlich soll aus den Kindern etwas werden. Kaum haben sich die Kinder in Wien zwischen den beiden Haushalten von Mutti, sprich Stiefmutter, und den

Ljuba Arnautović:
„Erste Töchter“. Roman. Zsolnay Verlag, Wien 2024. 160 S., geb., 23,- €.

zweiwöchigen Wochenendbesuchen bei Mama, sprich russischer Mutter, eingewöhnt, steht der nächste Karriere- und Ehesprung des Vaters an. Nun ist es eine um viele Jahre jüngere Medizinstudentin, die ihm den sozialen Aufstieg in die bessere Gesellschaft Münchens sichern soll. Aus der Geschichte von Luna, dem Alter Ego der Autorin, und Lara wird nun die eines doppelten Lottchens. Während Luna in München im bürgerlichen Milieu des Vaters bleibt, zieht es Lara zurück nach Wien zu ihrer leiblichen Mutter, die als Haushälterin bei einem grobschlächtigen, gewalttätigen Ukrainer lebt, vor dem die Tochter sie zunehmend schützen muss.

Wie schon in den Vorgängerromanen wird auch hier mit frapperender Lakonie und emotionaler Distanz in kurzen,

oft die Jahre und Jahrzehnte überspringenden Kapiteln erzählt, stenographisch, skizzenhaft, immer von außen. Es ist erstaunlich, wie viele Schicksale, Tragödien, Heimatverluste in hundert-sechzig kurzweilig zu lesenden Buchseiten Platz finden. Da bleibt viel Raum zum Deuten und Interpretieren dieser oft unnahbar erscheinenden Menschen und ihrer seelischen Konflikte. Luna wird zu ihren Wurzeln zurückfinden, Russisch studieren und sich in einen in Moskau lebenden Ukrainer verlieben, zu dem sie regelmäßig auf abenteuerliche Weise per Zug mit ihrem Baby reist, da ihr Mann nicht aus der Sowjetunion ausreisen darf. Lara wird ihre Herkunft als „Russenmensch“, wie die Kinder sie im Wiener Karl-Marx-Hof schimpften, abstreifen und in ein österreichisches Bilderbuchleben mit Haus auf dem Lande eintauchen. Die Schwestern entfernen sich mehr und mehr voneinander, bis der Vater, der die erzählerische Zentrifugalkraft bleibt, sie wieder zusammenführt. In den wilden Neunzigerjahren des russischen Raubtierkapitalismus ist er geschäftstüchtig zurück in Moskau – mit Ehefrau Nummer vier, einer jungen Russin – und dort scheinbar in windige Geschäfte verwickelt.

In einer mehr als vertrackten, unübersichtlichen Notlage, aus der die Töchter ihn zu befreien suchen, kommt hoch, was nie vergessen werden konnte. Seine Zeit im Lager, sein Dasein als „Dieb im Gesetz“, als Teil einer kriminellen Gang, die ihm einst das Überleben sicherte. Alles geht sich noch einmal glimpflich aus und endet, wie könnte es in Wien anders sein, mit schmunzelndem Schmäh auf einem Friedhof. SABINE BERKING

Postdramatische Handbremse

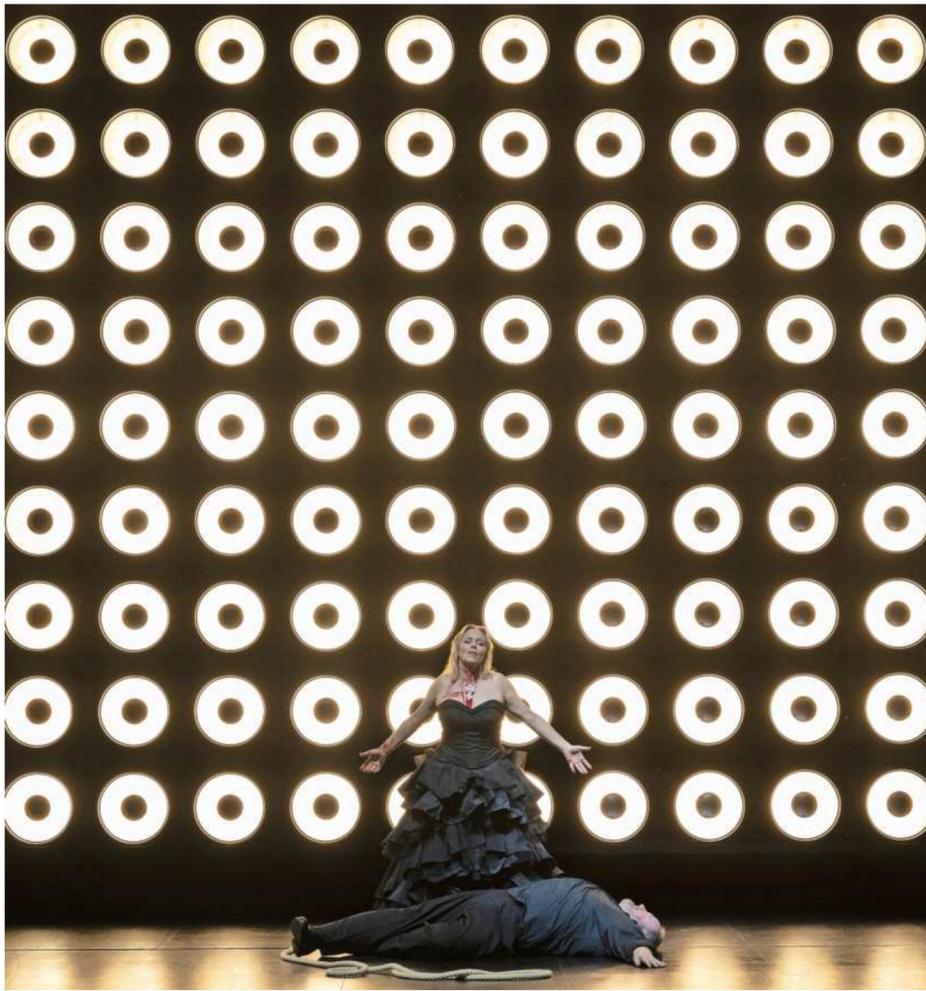
Michael Thalheimer lässt Richard Wagners „Tristan und Isolde“ samt Musik zum öden Rampentheater erstarren.

Von Robin Passon, Genf

Reduktion von Ausstattung und Effekt, dafür tiefeschürfende Konzentration auf das Drama: So lautet das Versprechen minimalistischer Regie, die im Erbe des postdramatischen Theaters steht. Solche Psychologisierung scheint bei einem Stoff wie Richard Wagners „Tristan und Isolde“, der von Geburtstrauma bis Entgrenzungssehnsucht vor Bedeutungsschwere strotzt, unausweichlich. Die Inszenierung, mit der Michael Thalheimer jetzt die Saison des Grand Théâtre de Genève eröffnete, wählte jedoch einen hybriden Ansatz und verband die triste Kargheit der Postdramatik mit dem starren Spiel gestrigen Rampentheaters. Als Rahmen setzte ihm der Bühnenbildner Henrik Ahr eine Wand aus beschirmten Glühbirnen in einen schwarzen Guckkasten, der von einem fahrbaren Podest durchteilt wird.

Als Isolde sich auf eben diesem im Laufe ihrer Tantris-Erzählung des ersten Aufzugs immer wütender ereifert, während Brangäne ebenso ausdruckslos bleibt wie ihr Hostessenkostüm, kann man dem noch etwas abgewinnen: Isolde's Umfeld, in Personalunion Brangäne's, interessiert sich weder für den tief empfundenen Einschnitt, von der Mutter zur Heirat freigegeben worden zu sein, noch für die Kränkung, die Tristan ihr mit seiner Distanziertheit bei der Überfahrt zufügt. Dass Brangäne hier nicht empathisch gezeigt wird, ist drastisch doch schlüssig und festigt das Bild der nüchternen Bediensteten statt einer Vertrauten, das von ihr an diesem Abend gezeichnet wird.

Zu diesem Zeitpunkt mag man den Einfall, den dichten Text ohne Widerhall im Bühnengeschehen verpuffen zu lassen, noch kühn finden. Doch ahnt man da noch nichts davon, bald nur noch einer Isolde zuzusehen, die sich „einen Wolf spielt“, während sich das übrige Personal, allen voran ihr Tristan, mit der Ausdrucksvielfalt eines Videospielcharakters durch das Nichts bewegt: sitzen, stehen, drei Schritte nach rechts, drei nach links, mit den Händen ringen. Regen und Ringen erstarrt mit diesen zweidimensionalen Charakterprofilen zu Apathie, die Tragik dieses von vornherein todgeweihten Paares berührt nicht, Text und Musik, die davon künden, befremden oft. Das hätte man, wie die zahlreichen anderen Ambivalenzen dieses Epos gezielt inszenieren können; Thalheimer aber erzählt nichts davon aus und bleibt damit narrativ so beliebig wie die Ästhetik seiner Inszenierung, die über einzelne starke Bilder wie das Zerschmettern des Trankglases oder synchrone Gestik im zweiten Aufzug nicht hinauskommt. Ausgerechnet beim mysteriösen Lichtopos wird Thalheimer aber konkret. Die Lichterwand erstrahlt nach dem Liebestrank, erlischt als Brangäne's Fackel, glüht in der Nacht der Liebe. Der schwarz gewandete Tristan wird in seinem Todessehen



Liebestod mit geschlitzter Kehle: Isolde (Elisabet Strid) singt über der Leiche von Tristan (Gwyn Hughes Jones) Foto Carole Parodi

vom „öden Tag“ in Gestalt von Marke und Melot gestört – natürlich in Weiß respektive Pastellgelb kostümiert.

Doch dann: der dritte Aufzug. Finsternis tönt aus dem Orchestergraben, der Vorhang hebt sich und siehe da: ein Bild, das zum Denken anregt. Die Lichterwand hängt nun ergraut an der Decke, auf der spärlich beleuchteten Bühne steht allein Tristan, der an einem Tau zerrt. Zusammengebrochen am Boden liegend eilt Kurwenal zu ihm, der ihm durch den Fieberwahn in enger Umarmung und irritierter Abkehr beisteht. Dass sich zwei Menschen noch so nahe kommen, konnte man hier schon nicht mehr für selbstverständlich nehmen. Ihr Schauspiel aus Aufrichten und Fallen, Wähnen und Klammern ist kein Spektakel, doch an diesem Punkt des Abends ist man über jedes deutende Häppchen froh, das einem die Regie noch zuwirft. Dass sich später, nach der unvermittelt dargestellten Ankunft der Störenfriede, die Lichterwand herabsenkt, um beim Tod Tristans nun doch zu erglühen, erschließt sich nicht; noch weniger der Einfall, dass sich Isolde, nun im schwar-

zen Brautkleid, mit einer Scherbe des Trankglases die Kehle aufschlitzt.

Bedauerlicherweise stand an diesem Abend das Vorspiel nicht nur qua seiner Substanz als *pars pro toto* für das nachfolgende Drama, sondern wurde unter dem Dirigt von Marc Albrecht auch interpretatorisch zum Sinnbild des Abends. Wo sich viele andere Dirigenten beherrschen müssen, sich nicht der ekstatischen Partitur ohne Rücksicht auf Struktur und Dramaturgie hinzugeben, geriet Albrechts Dirigt nie so recht ins Wogen und Walten, ins „Schwellen“ und „Rauschen“, das die Liebenden besingen und das in der Partitur so eindrücklich gezeichnet wird.

Stattdessen klangen die Streicher schon im Vorspiel fahl und dumpf, was sie im Gegensatz zu einem leichten und expressiven Holzbläserersatz nie so recht loswurden. Zum Teil lag die Ursache für diese angezogene musikalische Handbremse auch in Albrechts Sängerfreundlichkeit, der es zu verdanken ist, dass keiner der Darsteller in den – wenn auch milden – Orchesterfluten unterging.

Dennoch fürchtete man vor allem beim Tristan in Gestalt von Gwyn

Hughes Jones um eben jenes Schicksals. In den schier endlosen Phrasenbögen fehlte ihm oft die Ausdauer, die zahlreichen Spitzentöne der Partie bereiteten ihm merklich Mühe, und zunehmend geriet die Diktion der Konsonanten unpräzise. Gerade im Duett des zweiten Aufzuges wurde er so von der Isolde Elisabet Strids überstrahlt, deren wenig durchschlagendem Sopran es hier aber an Wärme mangelte, der im zürnenden ersten Aufzug aber mit Eisigkeit überzeugen konnte.

Dass die Brangäne Kristina Stanek keine mütterliche Milderung der Schmerzen schuf, sondern mit klarem und hellen Mezzosopran eisern gemahnte, entsprach ihrer szenischen Charakterzeichnung ebenso hervorragend wie der jugendlich strahlende Bass, mit dem Tareq Nazmi seinen König Marke zeichnete. Wie diese beiden war auch Audun Iversen in der Partie des Kurwenal ein Rollendebutant, der hier beeindruckend souverän auftrat und mit einer Klarheit in den Saal schallte, die den Rest der Besetzung deutlich hinter sich zurückließ.

Lärmen, labern und manchmal auch palavern

Fünf Stunden köchelt Castorfs Eintopf: „Kleiner Mann – was nun?“ nach Hans Fallada am Berliner Ensemble

Da geht man mal wieder ins Berliner Ensemble und möchte Theater sehen. Es muss ja nicht gleich Brecht sein, aber ein Stück wäre schon schön. Und dann gibt es Frank Castorf, und bei ihm ist es egal, was er inszeniert – es ist Castorf und sonst gar nichts und bestimmt kein Stück. Diesmal entschied er sich für „Kleiner Mann – was nun?“ für eine Dramatisierung des Romans von Hans Fallada, Zusatz: „In einer Textfassung von Frank Castorf“. Das heißt: reichlich Fremdtexte, diverse biographische Zusätze aus Schriften Falladas und komprimierte Ausschnitte aus dessen Weltenerfolg „Kleiner Mann – was nun?“ (1932). Es ist, als freute man sich auf Bouillabaisse und bekommt stattdessen Erbsensuppe – die ja durchaus wohl-schmeckend sein kann, wenn der Koch nicht gerade Frank Castorf wäre.

Also betreten sieben Schauspieler die ziemlich leere Bühne von Aleksandar Dencić und bauen sich im Hintergrund auf, wo ein riesiges rotes Tuch hängt. Sie reißen es herab, rollen es zusammen und tragen es gemeinsam weg. Das wirkt, als hätten sie eine Leiche in einen Teppich gewickelt und würden sie unauffällig entsorgen wollen. Ob es der Genius von Falladas Roman war? Oder der gute Geist des Theaters? Möglich wäre beides. Denn jetzt stellt sich Jonathan Kempf im silbernen glitzernden Anzug an die Rampe und hält, nein brüllt und blökt einen schier endlosen Monolog ins Publikum: über Falladas Drogenabhängigkeit, mit den Depressionen vor der Kokaininjektion und der Euphorie danach samt dem Eindruck von „sublimen Luzidität“.



Kleiner Exkurs mit Heiner Müller: Maeve Metelka, Artemis Chalkidou, Pauline Knof Foto Jörg Brüggemann

Überhaupt wird in den restlichen fünf Stunden gern an der Rampe gestanden und geschrien, gesungen, palavert. Es ist fast wie in der Oper des ganz alten Stils, wenn etwa die Primadonna eine große Arie sang und dafür weit nach vorne kam. Ausgiebig Musik ist freilich auch zu hören, doch es ist eine bunte Mischung von Ton Steine Scherben und Malaria bis zu Marika Röck und Ernst Busch, die vom Tonband geliefert und

von Ensemble manchmal lautstark mitgegrölt wird.

Im Mittelpunkt des Romans stehen der Verkäufer Johannes Pinneberg und seine Frau Emma, genannt Lämmchen. Sie ist überzeugte Kommunistin, er ist Angestellter bald ohne Arbeit. Das junge Ehepaar hat kein Geld, aber viel Pech – und eine belastbare Liebe zueinander, die sie und ihr Baby irgendwie durch die Wirtschaftskrise und die politischen Turbulenzen trägt. Von der roten Fahne und ein paar kurz herumrennenden Figuren mit Parteiplakaten abgesehen, hat Castorf explizite politische Anmerkungen vermieden. Ihn scheint die komplizierte Biographie Falladas mit ihren historischen Weggabelungen, ihren multitoxischen Süchten und dem verzweifelten Versuch, die Realität schreibend zu bewältigen, eher interessiert zu haben: „Ich bin der Idealtypus eines Schriftstellers, der nicht erfindet, sondern findet. Alles taucht in gleicher Gestalt in meinen Romanen, in Selbstauskünften [auf].“

Die Inszenierung ist wie ein schlechter Trip durch noch schlechtere Zeiten, obwohl die prächtigen Kostüme von Adriana Braga Peretzi Charme und Glamour ausstrahlen. Maximilian Diehle, Jonathan Kempf, Gabriel Schneider und Andreas Döhler spielen wild, lärmend und drakonisch die widersprüchlichen, abgespaltenen Existenzformen von Pinneberg/Fallada.

Döhler dreht ferner als Jachmann gehörig auf, der kriminelle Liebhaber von Pinnebergs halbseidener Mutter Mia, die Artemis Chalkidou mit hysterischer Ekstase befeuert. Seine schrillste Nummer hat die-

ses zwielichtige Pärchen zwischen Waschmaschine und Dusche auf der Unterbühne, was per Livecameras auf zwei digitale Leinwände nach oben übertragen wird.

Auf die enge, stickige Unterbühne hat's passend auch „Das Laken“ aus der Szenenfolge „Die Schlacht“ von Heiner Müller verschlagen, situiert in einem Berliner Luftschuttkeller kurz vor dem Einmarsch der Roten Armee 1945. Mit dabei sind Pauline Knof und Maeve Metelka als Schutzsuchende, die ansonsten mehr oder weniger zwei Gesichter des Lämmchens darstellen. Als aufgeblasener Filmstar Schlüter (im Buch noch männlich), der sich von Pinneberg stundenlang Kleidungsstücke vorführen lässt und dann doch nichts kauft, ist Pauline Knof ein so raffiniertes wie urkomisches Aas zwischen Vamp und Rotznase. Da immerhin wird, obschon wiederum nur per Kameraübertragung sichtbar, Theater gespielt und nicht bloß Fallada-Frontalunterricht in den Saal krakeelt.

Frank Castorfs inzwischen fünfte Inszenierung am Berliner Ensemble ist kein Ärgernis, sondern Business as usual. Sie streift zumindest den Roman und würdigt dessen Autor als gepeinigten, begnadeten Solitär. Die theatralischen Stilmittel allerdings sind abgenutzt und kaum erhellend oder provokant. Zwar bleibt mancher Sitz nach der Pause frei, während die Mehrheit am Schluss freundlich applaudiert. Man hat sich eben aneinander gewöhnt und übt sich in Bescheidenheit. Oder, wie das Lämmchen hier einmal zu ihrem unschön hingeflätzten Mann sagt: „Ich liebe dich über alles. Aber du bist nicht Mick Jagger.“ IRENE BAZINGER

Der Sophist kontert mit sarkastischen Paradoxa

Konfliktstoff beim Filmfest in Toronto: „Heretic“ diskutiert den Glauben, „Russians at War“ den Krieg

Der deutsche Regisseur Edward Berger hat es weit gebracht. Nachdem er sich einige Zeit in den hierzulande üblichen Formaten bewegt hatte (hier einmal ein kleiner Autorenfilm wie „Jack“, der es 2014 in den Wettbewerb der Berlinale schaffte, dort einmal ein „Tatort“ oder ein anderer Fernsehkrimi), drehte er schließlich 2022 für Netflix eine neue Adaption von Erich Maria Remarques Antikriegsklassiker „Im Westen nichts Neues“ – und schaffte es damit prompt bis zu den Oscars. Halb Deutschland nahm daran intensiv Anteil, es war fast ein wenig so wie damals, als Joseph Ratzinger zum Papst gewählt wurde. Zwar titelte in diesem Fall keine Zeitung „Wir sind Hollywood“, aber das war etwa der Tenor. Man konnte also einigermaßen gespannt sein, was Berger als Nächstes machen würde. Nach dem großen Erfolg mit „Im Westen nichts Neues“ hatte er alle Karten in der Hand. Vergangene Woche wurde beim Toronto International Film Festival (TIFF) das Geheimnis gelüftet. Der Thriller „Conclave“ feierte Weltpremiere.

Vorlage ist der gleichnamige Roman von Robert Harris, einem ausgewiesenen Kenner in den Spannungsgenres. Trotz der sinkenden Bedeutung der römisch-katholischen Kirche ist das Wort „Konklave“ immer noch vielen Menschen geläufig. So nennt man die Versammlung der Kardinäle, die aus ihrer Mitte einen neuen Papst wählen, wenn ein Kirchenoberhaupt verstorben ist. Wenn weißer Rauch über dem Vatikan aufsteigt, dann ist eine Entscheidung gefallen: „Habemus papam.“

In dieses Wir dürfen sich deutlich mehr Menschen einbezogen fühlen, als die Kirche an Mitgliedern zählt. Der Papst hat immer noch eine symbolische und moralische Autorität, oder er reklamiert sie zumindest für sich. Auf diese Breitenwirksamkeit reflektiert wohl auch Edward Berger, denn sein „Konklave“ kann man durchaus auch als eine Allegorie auf Bruchlinien in heutigen Gesellschaften sehen.

In erster Linie aber lebt der Film von der Klassizität des Prozederes: den beeindruckenden Schauplätzen, dem rituellen Latein, den opulenten Kostümen. Ralph Fiennes (beim TIFF in diesem Jahr auch als Odysseus in dem altmodischen Antikenfilm „The Return“ von Uberto Pasolini zu sehen) spielt den Zeremonienmeister Kardinal Lawrence, der zwischen Liberalen und Konservativen, Eiteln und Ehrgeizigen, Politikern und Mystikern einem Heiligen Geist Geltung verschaffen will, an dem er innerlich zweifelt. Edward Berger zeigt sich mit „Konklave“ neuerlich als kompetenter Handwerker, der die Traditionen des alten Hollywood in die Ära der Streaming-Plattformen überführt. Im dem längst globalen, immer noch aber amerikanisch dominierten Filmgeschäft, das beim TIFF jedes Jahr im September seine Börse abhält, ist er schon ein etablierter Name. Gespannt kann man nun eher sein, ob er irgendwann noch einmal ein persönlicheres Projekt versuchen wird.

Zum TIFF fährt man, wenn man sich einen Überblick über die Jahresproduktion aus Cannes, Locarno, Venedig verschaffen will, aber auch, um Titel zu sehen, die demnächst für Furore sorgen könnten. Im Vorjahr war „Dream Scenario“ so ein Film, in diesem Jahr fiel „Heretic“ in diese Kategorie – eine religionskritische Horrorkomödie von Scott Beck und Bryan Woods, in der Hugh Grant, das alternde Idol so vieler Rom-Coms, seine vielleicht größte Rolle hat. Zwei junge Frauen klopfen an die Tür einer Villa irgendwo in Amerika. Sie wollen einen Täufling finden für die mormonische Gemeinschaft, deren Glauben sie teilen. In den holzgetäfelten Räumen erwartet sie ein Alpträum von ganz besonderer Art. Denn zuerst einmal erweist sich dieser

Mr. Reed (auch ein belesener Mr. Read) als Sophist. Er kontert elegant und mit sarkastischem Sinn für Paradoxa den naiven Glauben der beiden Missionarinnen. Und bald merken sie, dass sie aus diesem Haus vielleicht nie wieder hinausfinden werden. Denn die scheinbar aufklärerischen Fragen von Mr. Reed bekommen einen sadistischen Unterton, und als er ihnen schließlich einen scheinbaren Ausweg eröffnet, folgt dieser einer Logik grausamer Ironie: Auf einer Tür steht „Glauben“, auf einer „Unglauben“, es versteht sich von selbst, dass beide in die Hölle führen. Das aktuelle Kultstudio A24 erweist sich mit „Heretic“ wieder einmal als ein Labor, in dem das Formelkino originell und hochintelligent auf neue Ebenen gebracht wird.

Das Festival in Toronto ging am vergangenen Mittwoch schon auf die Zielgerade, als eine größere Menschenmenge die belebte Hauptstraße ein paar Schritte westlich des Finanzzentrums versperrte, in der die wichtigsten Treffpunkte für die Besucher liegen. Blau-gelbe Flaggen ließen erkennen, dass die Demo mit der Ukraine zu tun hatte. Die Parole „Shame on TIFF“ hatte mit dem Dokumentarfilm „Russians at War“ von Anastasia Trofimowa zu tun, der eine Woche zuvor in Venedig Weltpremiere gehabt hatte und nun auch in Toronto auf dem Programm stand. Die meisten Demonstrierenden hatten nur den Trailer gesehen, vermuteten aber russische Propaganda. Vermutlich würden sie den Vorwurf auch bei Kenntnis des ganzen Films nicht zurücknehmen. Denn Anastasia Trifomowa zeigt den Krieg in der Ukraine aus der Sicht einfacher russischer Beteiligter. Sie folgte einem Soldaten an die Front und teilte dann über mehrere Monate den Alltag des Fußvolks des Krieges, zuerst bei Kravnyj Lyman, später vor Bachmut. Über die genauen Umstände des „embedments“ lässt der Film vieles offen, aber offensichtlich hatte Trofimowa auf eine Weise Zugang, die entweder auf einen kühnen Akt von Guerilla-Kino oder eben doch auf offizielle Unterstützung schließen lassen – diese zweite Version unterstellen auch die Gegner des Films, die in der Regisseurin eine Agentin des Kremles sehen.

Und doch ist „Russians at War“ deutlich als ein Antikriegsfilm lesbar. Trofimowa zeigt, dass die Russen, die in der Ukraine verheizt werden, in erster Linie aus finanziellen Motiven dort sind, dass sie, nachdem sie ihre Verträge abgedient haben, unbesoldet weiterkämpfen müssen. Sie zeigt, wie sich die Propaganda niederschlägt, wie aber auch Zynismus und Alkohol alles prägt. Und sie zeigt eine nach wie vor enorme Wirkungsmacht der Sowjetunion. Eine junge Sanitäterin erzählt, dass ihre Weltsicht durch die alten Filme aus dieser Zeit geprägt ist, die sie als „unzynisch“ sieht. Die Implikation, dass sie in einem zynischen Krieg dient, spricht sie nicht aus, ist aber aus „Russians at War“ herauszulesen. Trofimowa ist vor allem mit ihren Fragen aus dem Off in ihrem Film präsent. Es sind die einfachen Fragen, die sich aus einer humanistischen Perspektive stellen.

„Russians at War“ aber ist nun unweigerlich auch selbst Konfliktstoff, der Film gehört zur kriegerischen Auseinandersetzung. Das TIFF beugte sich schließlich den Kundgebungen und sagte die Vorführung ab – offiziell aus Sicherheitsgründen. Die Diskussion über die Rolle des Kinos im Krieg in der Ukraine, die im Februar mit Oksana Karpyovych „Intercepted“ auf der Berlinale so eindringlich eröffnet wurde, wird nun in die nächsten Runden gehen müssen. Doch eines lässt sich über „Russians at War“ doch deutlich sagen: Wenn es für die russischen Kämpfer einen Feind gibt, dann ist es der Mann im Kreml. BERT REBHANDL



Horrorkomödie „Heretic“: Müssen die beiden Frauen dran glauben? Foto TIFF

Je länger der Krieg dauert, desto mehr Schaden richtet er für Russlands Zukunft an. Neulich war ich in Lettland an der Ostsee, wo ich mit einem ukrainischen Unternehmer aus der Region Donezk ins Gespräch kam. Nach der russischen Besetzung hatte er sein Restaurant verloren, sein Haus war in die Luft geflogen, er selbst hatte wie durch ein Wunder überlebt und war jetzt auf seine alten Tage obdachlos. Wie viele Jahre die Ukrainer die Russen wohl hassen würden? Ohne mit der Wimper zu zucken erwiderte er: so ungefähr dreihundert Jahre.

Selbst wenn Russland bei künftigen Friedensverhandlungen einen Teil des ukrainischen Territoriums für sich heraus schlagen sollte, sein Erfolg würde einer moralischen Niederlage gleichkommen. War es das wert, von der Zukunft Russlands aus betrachtet, dies alles loszutreten? Die Antwort liegt auf der Hand.

Doch Putin, der Oberbefehlshaber der russischen Armee, will nicht nur die Landkarte Europas verändern, sondern auch in seinen inneren Angelegenheiten ein für alle Mal Ordnung schaffen. Es ist die Idee der Unsterblichkeit, die große Faszination auf ihn ausübt, wie russische Ärzte berichten, die sich mit den Problemen des Alters befassen. Sollten an dieser Front Erfolge erzielt werden, dann wird ein Russland des ewigen (oder halbwegs ewigen) Putin für alle Zeiten das Modell für Autokratie sein. In diesem Jahr verkündete er das nationale Projekt „Neue Technologien zur Erhaltung der Gesundheit“. Dabei geht es um die Entwicklung „biomedizinischer Technologien der Zukunft für ein aktives langes Leben und gesundes Altern“.

Die Regierung nimmt an, ein solches Projekt werde bis 2030 175.000 Menschenleben retten. Oppositionelle Medien behaupten, Russland habe in den zweieinhalb Jahren Krieg gegen die Ukraine 120.000 Menschen verloren.

Der Physiker Michail Kowaltschuk, ein enger Freund Putins und Präsident des Kurtschatow-Instituts für Kernenergie und Nuklearmedizin, gilt als Lobbyist dieses Projekts. Er gibt gern originelle Ideen zum Besten und glaubt, die Amerikaner entwickelten eine biologische Waffe, die ausschließlich gegen Russen gerichtet ist, da es ein „Genom des russischen Menschen“ gebe. Was indessen das amerikanische Genom betrifft, so wird von künstlich erschaffenem „Dienstpersonal“ in den USA gemunkelt. Dieses besitze ein „eingeschränktes Bewusstsein“, seine Fortpflanzung werde kontrolliert, und es ernähre sich von billigen, genetisch veränderten Organismen. Putins Kritiker meinen, der Präsident glaube persönlich an diese Theorien. Übrigens fahndete auch Genosse Stalin seinerzeit nach dem Elixer für ewiges Leben.

Neben dem Problem der Unsterblichkeit beschäftigt sich Putin mit dem Aufbau einer neuen Elite, welche die jetzige Nomenklatura ersetzen soll. Diese besteht nämlich aus unterwürfigen Konservativen und heimlichen Liberalen, die von einem möglichst baldigen Ende des Krieges träumen. Dieser neue Trend muss alle heutigen Funktionäre in Führungspositionen nervös machen. Die derzeitige Elite träumt im Grunde davon, nach dem aktuellen Diktator möge ein neuer Chruschtschow erscheinen, der dem Land mit der Verkündung eines neuerlichen politischen Tauwetters eine Atempause gönnt. Dieses mögliche Tauwetter würde jedenfalls das Fenster nach Europa wieder aufstoßen und Russland letztlich Zugang zum unentbehrlichen Sortiment europäischer Werte eröffnen. Heute werden diese Werte jedoch überall ausgegert, an ihrer Stelle soll eine andere Machtpyramide errichtet werden.

Das Fundament dieser Pyramide bildet die patriotische Idee, sich auf die Helden des Krieges gegen die Ukraine zu stützen. Es sind dies Militärs im Alter von zwanzig bis sechzig Jahren, die sich durch Siege in Schlachten gegen den Feind hervor getan haben. Gewiss, aus Sicht ukrainischer Beobachter waren diese Siege zum Teil von einem gnadenlosen Umgang mit der Zivil-

Verräter und Profiteure

Einige Ukrainekrieger haben unter Putin phänomenale Karrieren gemacht. Korrupte alte Kameraden dagegen sind in Unnade gefallen. Wohin steuert der Zarenhof?

Von Viktor Jerofejew



Alle Augen ruhen auf ihm: Präsident Putin und Mitglieder des russischen Sicherheitsrats im August 2024

Foto AFP

bevölkerung begleitet, so geschehen in Mariupol oder Butscha. Nach der russischen Version der Ereignisse hingegen wurde, abgesehen von sogenannten Kollateralschäden, kein einziger friedlicher Ukrainer getötet. Kandidaten für Positionen in der neuen Elite sind vor allem Träger der höchsten Auszeichnung „Held Russlands“. Dies sind Offiziere mit Hochschulbildung und ohne Vorstrafen.

Einer von ihnen, der 44 Jahre alte Juri Nimschenko, legte eine wahrhaft kometenhafte Karriere hin. Er wurde russischer Senator. Sein militärisches Verdienst besteht darin, dass er gemeinsam mit der Besatzung seines Panzers in den ersten Kriegstagen neun Panzer und einen Schützenpanzerwagen des Feindes außer Gefecht setzte. Dafür verlieh ihm Putin die höchste Auszeichnung „Held der Russischen Föderation“. Anschließend erhielt er noch eine ganze Reihe weiterer Orden und Medaillen. Heute vertritt er im Senat die Krim und erfreut sich eines engen Kontaktes zu Sergej Axjonow, dem Chef der Krim, mit dem er, wie er sagte, jederzeit auf Aufklärungsmission gehen würde. Vor der Annexion der Krim war Nimschenko ukrainischer Staatsbürger, nach Russlands Siegen auf der Krim und im Donbass lief er auf die russische Seite über.

Andere Kandidaten für hohe Ämter sind übers ganze Land verstreut und werden mithilfe von Beratern des Präsidenten, Förderern, Gouverneuren von Regionen und Oblasten in Machtpositionen gehievt. Noch sind es nicht sehr viele, ein paar Dutzend vielleicht, ihre Gesichter wirken in der Regel versteinert, quasi eingefroren, und wie Zecken saugen sie sich an den Machtorganen

fest. Sie dort wieder herauszuziehen wird keine einfache Aufgabe sein.

Aber sind sie eine reale Bedrohung für die alte Elite, die des Nachts vom Ende des Krieges träumt? Ihre Stärke ist ihr junges Alter, ihre offensichtliche Schwäche dagegen, dass sie eher ernannt wurden und weniger eine neue Generation einer Elite darstellen, die von der Bevölkerung unterstützt würde. Sie sind vollkommen abhängig von Putin, ihm dankbar ergeben bis ins Grab. Mit Putins Ableben werden sie entweder ihre Posten verlieren oder sich neu erfinden und an die nachfolgenden Machthaber anpassen. Es handelt sich eher um ein Heldenimitat, ein bezeichnendes Imitat, das viel aussagt über Putins Prioritäten und seinen endgültigen Bruch mit Europa, nicht so sehr hingegen um einen realen Generationswechsel in den Eliten. Die alte Garde, die sich an die Macht klammert, wird diesen neuen militärischen Eindringlingen nicht erlauben, Kommandoposten an sich zu reißen. Sie wird ihnen mit der ganzen Kraft ihres bürokratischen Gewichts und ihrer Erfahrung Widerstand entgegensetzen.

Das häufige Austauschen von Helden Russlands gegen Antihelden, das überhaupt typisch ist für die russische Geschichte seit ihren Anfängen, wird von Putin während des Krieges gegen die Ukraine verstärkt praktiziert. Aber jetzt werden nicht nur beliebte Sänger, Schriftsteller und Journalisten, die das Land aus Protest gegen den Krieg verlassen haben, zu Antihelden, sondern auch ranghöchste Armeeangehörige. Mehr als ein Dutzend in Saus und Braus lebender Generäle, innerhalb der Armee grenzte das bisweilen an Sadismus. Seine wunderschöne Frau, die in sündhaft teuren, offenherzigen Kleidern herumließ – sie hatte tatsächlich was zu zeigen –, war die Königin der mondänen Moskauer Gesellschaft und unterwegs in den Kurorten der Welt (zumindest vor dem Krieg). Als der wohl-

herausgenommen, diese militärischen Würdenträger zu kritisieren, wäre er eingesperrt worden wegen Verbreitung von Fake News über die Armee. Jetzt begrüßen in seltener Eintracht regierungstreue und oppositionelle Blogger die Inhaftierung der Militärführer.

Auch bei uns gibt es das Sprichwort: Mitten im Strom soll man nicht die Pferde wechseln. Doch hier handelt es sich nicht bloß um einen Strom, sondern um den Fleischwolf des Krieges, der schon mehr als zwei Jahre mahlt. Die Verhaftungen untergraben zweifellos die Autorität der Armee und veranlassen Generäle jeder Sorte und auch Offiziersränge bis hinunter zum Hauptmann, nicht zu kämpfen, sondern um ihre Zukunft zu zittern. Schlecht schlafen dürfte auch der frühere Verteidigungsminister Sergej Schoigu, Putins Busenfreund und Kumpel bei Kurzurlauben in Sibirien, der nun leiden und neuerdings bestrafte Mitarbeiter hinnehmen muss, wie Oppositionelle ironisch anmerken. Bestraft weswegen?

Na klar, wegen Korruption. Nehmen wir beispielsweise Timur Iwanow, den früheren stellvertretenden Verteidigungsminister, dessen Lebensstil sich kaum vom Luxusleben monegassischer Prinzen unterschied, vielleicht sogar deren glamourösen Lebensstil noch übertraf, weil er nicht nur stinkreich war, sondern seine Untergebenen knüppelhart behandelte, innerhalb der Armee grenzte das bisweilen an Sadismus. Seine wunderschöne Frau, die in sündhaft teuren, offenherzigen Kleidern herumließ – sie hatte tatsächlich was zu zeigen –, war die Königin der mondänen Moskauer Gesellschaft und unterwegs in den Kurorten der Welt (zumindest vor dem Krieg). Als der wohl-

gestalte Funktionär sich plötzlich hinter Gittern wiederfand, konnte er seinen tiefen Fall kaum glauben, schrieb tränenreiche Briefe nach ganz oben, doch dann ging ihm die Puste aus, und er verwandelte sich in einen verschreckten Häftling, dem bis zu fünfzehn Jahre Haft drohen. Eine Metamorphose, die der Feder Leo Tolstois würdig wäre.

Auf verblüffende Weise bereicherten sich auch andere, weniger geschneigte Generäle mit vollgefressenen Pfannkuchengesichtern am Bau des Parks „Patriot“ bei Moskau inklusive der darin errichteten Kathedrale in Tarnfarben. Putin, der sich heute vor der orthodoxen Kirche als einer der wichtigsten Säulen traditioneller russischer Werte in Ehrfurcht verneigt, muss, als er von den Umtrieben der Generäle in dieser heiligen Sektion patriotischer Erziehung erfuhr, vor Wut nur so geschäumt haben. Ein emotionaler Mann, der seine Wut, sein Misstrauen und seine Rachsucht über alles andere stellt, dem alles egal war, Krieg hin oder her – mit Diebstahl in der Armee, mit dem Luxusleben von Timur Iwanow in Zeiten militärischer Auseinandersetzung Russlands mit dem Westen konnte er sich nicht abfinden. Ob er die Armee damit schwächte oder nicht, war für ihn zweitrangig.

Der impulsive Präsident verpasste der Armee einen Schuss vor den Bug. Dabei waren die korrupten Generäle seine fanatischen Helfershelfer, die ihm, dem Kriegstreiber, frenetisch applaudierten und über seinen Feldzug gen Westen geradezu in Ekstase gerieten. Nun, da seine Anhänger hinter Gittern sitzen, ist klar, dass sie keinerlei Chance hatten, sich dem Präsidenten zu widersetzen, selbst wenn sie gegen den Krieg gewesen wären. Durch Korruption ungeheuerlichen Ausmaßes – sie hatten Soldaten zur Sklavenarbeit für den Bau ihrer Paläste eingesetzt – hatten sie von Anfang an das Recht auf eine freie Stimme verwirkt. Ihr Hang zum Klauen war es, der sie dem Kopf der Gangsterbande folgen ließ. Doch der wurde am Ende richtig böse. Worin unterscheiden sich eigentlich diese Militärführer von den Teilnehmern an der berühmten-berühmten Moskauer Halbnaakt-Party, die Putin zuvor so empört hatte? Jene feierten ihr Dolce Vita als Bohème, für die Obrigkeit natürlich der Horror, aber so sind ihre Sitten. Doch nun hatten die Haudgegen unseren Zaren verraten, waren ihm in den Rücken gefallen.

Streng genommen ist dies kein Land, sondern ein Irrenhaus. Da zieht man gegen die Ukraine zu Felde und nennt es „militärische Spezialoperation“, aber was für eine Operation soll das sein, wenn ein Teil der Armee jetzt in der Oblast Kursk kämpft, von der sich ein Stück in der Hand der Ukrainer befindet? Klar, der Krieg muss so schnell wie möglich beendet werden. Hunderttausende Tote auf beiden Seiten, eine enorme Anzahl von Verwundeten und Verstümmelten, Millionen von Flüchtlingen, die obdachlos geworden sind – all das wurde möglich durch die Laune eines einzigen Mannes, der zum Schluss gekommen war, die Amerikaner und die satanistische NATO wollten ihm sein Land wegnehmen. Natürlich war der Westen weder vor dem Krieg noch während des Krieges das Unschuldslamm. Putins Entschlossenheit zum Krieg hat er verschlafen, schon zur Einnahme der Krim verhielt er sich eher gleichgültig. Mit Beginn des Krieges konnte man beobachten, wie alle westlichen Länder zögerten, der Ukraine zu helfen. Die Gefahr eines dritten Weltkriegs schwebt nach wie vor als Damoklesschwert über uns allen. An die Macht in Europa drängen Leute mit rechtsextremer Gesinnung, oder sie haben die Macht bereits, eine Entwertung demokratischer Werte ist im Gange. Blickt man zurück auf die Welt, die noch nichts wusste von Corona und der Konfrontation Russlands mit dem Westen, so denkt man: das verlorene Paradies. Unmöglich, es wiederzuerlangen. Doch was ist möglich?

Aus dem Russischen von Beate Rausch.

Literatur und Protest

Der libanesischer Autor Elias Khoury ist tot

Im selben Moment, in dem Libanon am Rande eines großen Krieges gegen Israel steht, verliert das Land einen seiner engagiertesten Köpfe. Elias Khoury, geboren 1948 in eine griechisch-orthodoxe Familie in einem von christlicher Bourgeoisie bewohnten Viertel von Beirut, galt als einer der führenden Intellektuellen seiner Heimat, einer, der sich in jede Debatte einmischte, ob auf Papier oder der Straße ausgefochten. Als vor etwa zehn Jahren turmhoch der Müll in den Straßen von Beirut lag (weil das Entsorgungssystem zusammengebrochen war), lancierte Khoury mit weiteren Intellektuellen die Kampagne „You stink“, die sich zu Massenprotesten ausweitete. Ein paar Jahre später, als die Libanesen zu Hunderttausenden auf die Straßen gingen, um das von Konfessionalismus und Korruption geprägte Regime zu stürzen (was misslang), konnte man Elias Khoury so gut wie jeden Tag unter den Demonstranten treffen. Sein Enthusiasmus war lebendig, seine Hoffnung ungebrochen. Mit dieser Revolution, meinte er damals, erklärten die Libanesen den Bürgerkrieg endgültig für beendet – weil sie zum erste Mal über alle konfessionellen Grenzen hinweg gegen die regierende Klasse demonstrierten und auf diese Weise deren Herrschaftstechnik, nämlich das ständige Nähren der Angst vor einem abermaligen Bürgerkrieg, außer Kraft setzten.

Dieser Bürgerkrieg (1975 bis 1990) war ein wiederkehrendes Sujet auch seines literarischen Schaffens (etwa in „Yalo“, in deutscher Übersetzung 2011 erschienen). Viele seiner mehr als zwanzig Werke, meist Romane, aber auch Theaterstücke, drehen sich um die *nakba*, die als Katastrophe ins kollektive Gedächtnis der Palästinenser eingegangene Vertreibung aus ihrer Heimat ab 1948 (etwa in „Das Tor zur Sonne“, 2004). Khoury, der lange das Institute for Palestine Studies in Beirut leitete und in jungen Jahren der Palästinenserorganisation Fatah beigetreten war, beleuchtete den Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern in seinen oft aus Erinnerungsfragmenten zusammengesetzten, manchmal mehrstimmigen Texten aus verschiedenen Perspektiven, die einander als Spiegel dienten. Dabei zeugte seine Literatur von einer Sensibilität für den verfeindeten Nachbarn, die er im persönlichen Gespräch zuweilen vermissen ließ. Am Sonntag ist Elias Khoury in Beirut gestorben. lbo



Elias Khoury

Foto Imago

F.A.Z.-KAS-Debatte

America first?

Wie sich die Welt auf die neue US-Administration vorbereitet

Im Gespräch:



Daniel Caspary MdEP
Vorsitzender der CDU/
CSU-Gruppe im Euro-
päischen Parlament



Nikolas Busse
Verantwortlicher
Redakteur für
Außenpolitik, F.A.Z.



Melanie Vogelbach
Bereichsleiterin Inter-
nationale Wirtschafts-
politik, DIHK



Dr. Denis Suarsana
Leiter des Auslands-
büros Indonesien/
Timor-Leste, KAS

Ob Harris oder Trump – die amerikanische Außenpolitik wird sich künftig stärker entlang eigener Interessen ausrichten. Dies wirft Fragen auf, die weit über das transatlantische Verhältnis hinausgehen. Worin stimmt die EU mit den USA überein, und wie positioniert sie sich gegenüber China und Russland? Welche Folgen hat dies für die Weltwirtschaft? Wie blicken Länder außerhalb der NATO und der EU auf die Wahlen, und welche Vorsorgemaßnahmen treffen sie politisch, wirtschaftlich und militärisch? Darüber wollen wir mit prominenten Gästen und mit Ihnen diskutieren.

Dienstag, 1. Oktober,
18.30 Uhr in Heidelberg

Veranstaltung in Zusammenarbeit von:

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

KONRAD
ADENAUER
STIFTUNG

Alte Aula Universität Heidelberg, Grabengasse 1, 69117 Heidelberg
Weitere Informationen und Anmeldung zur Teilnahme vor Ort unter [kas.de/fazkas24](https://www.kas.de/fazkas24)
Der Eintritt ist frei. Die Teilnehmerzahl vor Ort ist begrenzt!



Künstliche Hörbücher

Audible setzt mit KI erzeugte Stimmen ein

Die Amazon-Tochter Audible, die weltweit den Markt für Hörbücher und Podcasts anführt, testet KI-generierte Stimmen für ihre Hörbücher. Für das Testprogramm lädt Audible ausgewählte Sprecher in den USA ein, Reproduktionen ihrer eigenen Stimmen mithilfe von KI zu erstellen. Die KI-Stimmen sollen anschließend Hörbücher einsprechen.

Audible will seinen Katalog so deutlich erweitern. Das Unternehmen betont, dass die Sprecher und die Autoren die volle Kontrolle darüber behalten, bei welchen Projekten die KI-Stimmen eingesetzt werden. Außerdem sollen alle Hörbücher abschließend darauf geprüft werden, dass keine Falschaussagen oder technische Fehler enthalten sind.

KI-Stimmen in der Hörbuchproduktion könnten weitreichende Konsequenzen für die Branche haben. Audible ist nicht das einzige Unternehmen, das damit experimentiert. Auch Start-ups wie Rebind arbeiten daran, Stimmen von Autoren zu klonen, sodass diese ihre Bücher in virtueller Form selbst „einlesen“ können. Diese Entwicklung sehen nicht nur Sprecher kritisch, deren Beruf infrage gestellt wird. Auch Hörer bezweifeln, dass KI-Stimmen den gleichen emotionalen Tiefgang erreichen können wie ihre menschlichen Pendanten. Audible folgt dem Trend, KI immer stärker in kreative und künstlerische Prozesse zu integrieren. Aus unternehmerischer Sicht geht es darum, Kosten zu senken und die Effizienz der Produktion zu steigern. Doch die technische Neuerung birgt auch Missbrauchspotential, etwa für politische Zwecke. Bereits 2022 führte Amazon für seinen Kindle-Direktverlag ein Programm ein, bei dem KI-generierte Audiospuren für E-Books zum Einsatz kommen. Das Hörbuchprogramm ist bislang überschaubar, doch weist der Test darauf hin, dass künftig Autoren und Erzähler weltweit damit arbeiten sollen.

Wie die Möglichkeiten der generativen KI dazu führen, dass Bilder ständig auf ihre Echtheit hinterfragt werden müssen, stellt sich diese Frage auch für Stimmen. Schon jetzt gibt es vielfach Audiospuren zu politischen oder pornographischen Videos, Podcasts und Werbestimmen, die nicht mehr von einem Menschen stammen – aber längst nicht immer als KI-Stimme ausgewiesen oder erkennbar sind.

So werfen Stimmklone viele Fragen auf: politische Fragen, die Frage nach dem Urheberrecht an der eigenen Stimme und nach deren Wert. Wie sich die Hörbuchlandschaft durch KI verändert, ist kaum abzusehen. Sicher ist, dass Audible in Richtung einer KI-dominierten Hörbuchbranche geht. Ob das gelingt, hängt von den Reaktionen der Nutzer und Produzenten ab. KIRA KRAMER



Es ist ihr voller Ernst: Wahlplakat der Republikaner in Phoenix, Arizona

Foto 12NewsAZ/YouTube

Esst weniger Katzen!

Die falsche Story von Haitianern in Springfield, die Haustiere verspeisen, geben Donald Trump und J.D. Vance nicht auf. Sie läuft zu gut.

Von Nina Rehfeld, Sedona

Rettet unsere Haustiere“ steht auf einem Plakat am Straßenrand von Sedona, direkt an der Hauptstraße. „Wählt Trump-Putin 2024“. Zwischen den Schriftzügen ist ein Cartoon-Hund zu sehen, der erschrocken die Augen zur Seite dreht. Es ist eine Verballhornung von Trumps Behauptung während der Debatte mit Kamala Harris in der vergangenen Woche, haitianische Einwanderer verspeisten in dem Städtchen Springfield in Ohio die Katzen und Hunde der Einwohner – der vorläufige Höhepunkt eines Gerüchts aus vierter Hand, das im Internet zu einem rassistischen Aufreger anschwoll und es dank des republikanischen Vizepräsidentenkandidat J.D. Vance und seines Bosses Donald Trump in die nationale Arena schaffte (F.A.Z. vom 16. September). Jetzt zielt es sogar (in diesem Fall offenbar selbst gemachte) Wahlplakate.

Der Bürgermeister von Springfield, Rob Rue, und der Gouverneur von Ohio, Mike DeVine, versichern seit Tagen immer wieder, dass die Gerüchte „Dreck“, „schlicht nicht wahr“ und die Haitianer „wertvolle Gemeindemitglieder“ seien. Aber im Netz blühen die Memes – sowohl von Anhängern der Republikaner als auch von ihren Gegnern. Erstere hoffen nach der Devise von J.D. Vance „keep the cat memes flowing“ offenbar, mit ras-

sistischen Gerüchten erfolgreich Wahlkampf machen zu können. So stellte die Republikanische Partei Arizonas, Vorreiter der Maga-Bewegung, in Phoenix riesige Werbetafeln auf, mit jungen Katzen und dem Schriftzug: „Esst weniger Kätzchen – wählt republikanisch“. „Unser neues Billboard unterstreicht, wie schlimm die Lage unter der gescheiterten Politik von Kamala Harris geworden ist“, schreibt die Partei.

Demokratisch geneigte Wähler haben sich darauf verlegt, Trump und sein Maga-Gefolge zu verhöhnen. Auf TikTok und Instagram zirkulieren zahllose Videos, in denen Leute ihre aufhorchenden oder entsetzt dreinblickenden Hunde zu Donald Trumps Worten aus der Debatte zeigten; manche steckten kleinere Vierbeiner in Hotdog-Brötchen oder inszenierten Familienmahlzeiten, bei denen (lebendige) Katzen mit Pfeffer und Salz bestreut werden. Auf Youtube verbreitete sich ein Song des Satirikers „The Kiffness“, der Trumps Worte („They're eating the cats. They're eating the dogs. They're eating the pets of the people that live there“) zu einem Reggae-Rap umformte. Zahlreiche Nutzer schufen Parodien mit Rückgriff auf die Zeichentrickserie „The Simpsons“, die bekanntlich ebenfalls in einem Ort namens Springfield spielt. Manche posteten Bilder von Übertragungen der Debatte, bei denen Anwesende an der entsprechenden Stelle in schallendes Gelächter ausbrechen. Auf X liegt der Begriff „They're eating the dogs“ im Trend, es gibt inzwischen mehr als 100.000 Beiträge.

Lustig ist die Sache für die Betroffenen nicht. In Springfield äußert sich offener Rassismus. Einwanderer aus Haiti werden als „Leute mit niedrigem IQ“ geschmäht; sie hätten vor, die Einwohner von Springfield zu „ersetzen“; Trump versprach, alle Haitianer aus Springfield zu deportieren. Jean Franz, ein haitianischer Migrant in Springfield, sagte der „New York Times“, er frage sich, was er tun solle: „Sie verbreiten Lügen, die ich



In Sedona hat jemand ein Wahlplakat gegen Trump selbst gemacht. Foto Nina Rehfeld

nicht glauben kann. Wir arbeiten, wir zahlen Steuern, wir kaufen Autos und respektieren das Gesetz.“

In Springfield zog ein erfolgreiches Wiederaufbauprogramm nach Jahrzehnten wirtschaftlichen Niedergangs binnen drei oder vier Jahren zwölftausend bis 20.000 haitianische Migranten als Arbeitskräfte an. Sie sind legal im Land und werden als zuverlässige Arbeiter geschätzt. Doch mit dem Zuzug stieg der Druck auf örtliche Gesundheitsdienste, Schulen und den Wohnungsmarkt. Als im vergangenen Jahr ein haitianischer Autofahrer einen Schulbusunfall verursachte, bei dem ein Elfjähriger starb, entlud sich der Unmut der Anwohner auf Stadtversammlungen – und im Internet.

Mancherorts schlug das in offenen Rassismus um: So wurde das Verhaftungsvideo einer schwarzen Frau, die eine Katze getötet und verspeist haben soll, mit den Haitianern in Springfield in Verbindung gebracht. Wie sich herausstellte, ist die Frau amerikanische Staatsbürgerin ohne Verbindung in die haitianische Gemeinde, und das Ganze trug

sich im zweieinhalb Autostunden entfernten Canton zu, wo die Frau geboren wurde und wohnt.

Aber das böse Gerücht fand durch einen Facebook-Post neuen Zunder, wie die Website „News Guard“ ermittelte. Darin behauptete eine Einwohnerin von Springfield, dass eine Bekannte der Tochter ihrer Nachbarin (diese sagte später, es handelte sich um die Bekannte einer Freundin, nicht ihrer Tochter) ihre Katze vermisste und nach tagelanger Suche gesehen habe, wie die Haitianer von gegenüber sie aufaßen. Der Post wurde auf X weiterverbreitet, wo das Gerücht zur Chiffre für die vermeintlich verfehlte Immigrationspolitik der Biden-Regierung wurde und die Aufmerksamkeit von J.D. Vance und Donald Trump fand.

Dieser verbreitete es während der Debatte mit Kamala Harris vor mehr als 67 Millionen Zuschauern. Der Moderator David Muir hielt Trump zwar entgegen, dass die Geschichte von den Stadtvätern Springfields längst entkräftet worden war. Aber Trump bestand darauf, er habe es „im Fernsehen gesehen“. Auch Vance postete die Story weiter. Bei CNN verteidigte er sich gegen den Vorwurf, er verbreite Fake News: „Wenn ich Geschichten kreieren muss, damit die Medien sich mit dem Leid des amerikanischen Volks beschäftigen, dann werde ich das tun.“

Während also Vance Geschichten kreiert und die Leute sich über die Katzen- und Hundememes amüsieren, müssen Haitianer in Springfield um ihre Sicherheit fürchten. Kürzlich marschierte eine Gruppe Neonazis durch die Stadt. Nach Bombendrohungen blieben Schulen und öffentliche Gebäude am vergangenen Donnerstag und Freitag geschlossen.

Neben der durch das zweite versuchte Attentat auf Trump an diesem Sonntag befeuerten Verschwörungserzählung, dahinter könnten nur die Demokraten stecken, entwickelt sich die Fake Story von den verspeisten Haustieren zum zweiten Blockbuster der Trump-Kampagne. So falsch sie ist.

Sein Ruf ist ruiniert

Bewährungsstrafe für Huw Edwards

Von Gina Thomas, London

Der frühere BBC-Nachrichtenmoderator Huw Edwards, der sich im Juli des Besitzes von kinderpornographischen Bildern schuldig bekannt hatte, ist zu sechs Monaten Haft auf Bewährung verurteilt worden. Er wird sieben Jahre lang im Register für Sexualstraftäter eingetragen, sodass er der Polizei stets seinen Aufenthaltsort mitteilen muss. Außerdem muss er sich einem Programm für Sexualstraftäter unterziehen. Edwards hatte 377 pornographische Bilder von einem jungen Mann empfangen, mit dem er zwischen 2018 und 2022 in Verbindung stand. 41 dieser Bilder zeigten Kinder, sieben davon fielen in die höchste Kategorie anstößiger Aufnahmen, die penetrativen Geschlechtsverkehr darstellen. In zwei Fällen sollen die Kinder zwischen sieben und neun Jahre alt gewesen sein.

Dass auch Bewegtbilder dabei waren, nannte der Richter einen erschwerenden Umstand, der mit zwölf Monaten Haft angemessen bestraft wäre. Als strafmildernd wirkten sich jedoch Edwards' labiler psychischer Zustand, seine Reue und das frühe Schulbekenntnis aus. Edwards' Ruf sei ruiniert, sagte der Richter. Der finanzielle Schaden und der Reputationsverlust, die Edwards sich selbst zuschreiben habe, seien die Folge seines Benehmens. Bei der Anhörung am Montag kamen weitere Einzelheiten zutage, die ein verheerendes Bild von Edwards' Verfassung zeichnen. Dem Befund eines Therapeuten zufolge sei Edwards zum Zeitpunkt der Vergehen in einem psychischen Aufbruch gewesen, der ihn veranlasst habe, Onlinebeziehungen einzugehen.

Die BBC erklärte nach der Verkündung des Strafmaßes, sie sei entsetzt über die Verbrechen ihres ehemaligen Starmoderators. Edwards habe nicht nur die BBC verraten, sondern auch die Zuschauer, die ihm Vertrauen geschenkt hätten. Der Sender ist wegen seiner Handhabung des Falls unter heftigen Beschuss geraten. Zum einen wird ihm vorgeworfen, die Beschwerde der Mutter eines jungen Mannes nicht ernst genommen zu haben, dem Edwards Tausende von Pfund für sexuelle explizite Bilder zahlte. Nachdem sie bei der BBC nicht weiterkam, richtete sie sich an die „Sun“, die im Juli 2023 an die Öffentlichkeit ging. Es war eine andere Spur, die unabhängig davon zur Anklage führte. Auf dem Telefon eines jungen Mannes in Cardiff, der wegen der Verbreitung pornographischer Bilder verhaftet wurde, fand sich ein Chat mit Edwards, aus dem hervorging, dass er kinderpornographisches Material bezogen hatte. Edwards wurde im November verhaftet, aber erst im Juni angeklagt.

Der chinesische Titel „Black Myth: Wukong“ macht für Millionen von Menschen einen klassischen Stoff in der technisch fortschrittlichsten Kulturform erfahrbar: einem Videospiel. Er ist eine zeitgemäße Adaption der Reise nach Westen, eines der großen chinesischen Romane. Als Spieler steuert man eine an den zentralen Protagonisten der Vorlage angelegte Figur: den Affenkönig Wukong.

Nach der Veröffentlichung Ende August war das Spiel laut Steam, der dominanten digitalen Vertriebsplattform, der weltweit am häufigsten verkaufte und am meisten gespielte Titel. Auch die Kritik fiel vorerorts positiv aus. Damit ist der Titel nicht nur ein Ereignis in der Welt der Videospiele, sondern auch ein bisher seltenes Beispiel für einen kulturellen Erfolg Chinas im Westen.

Dieser Erfolg ist wichtig. Videospiele sind inzwischen die ökonomisch größte Branche innerhalb der Kulturindustrie. Und sie erobern sich zunehmend mehr kulturelle Bedeutung. Anstatt sich nur bei Büchern und Filmen zu bedienen, werden sie selbst zum Gegenstand derselben: in Romanen wie Tonio Schachingers mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichnetem „Echtzeitalter“ oder Gabrielle Zevins „Tomorrow, and Tomorrow, and Tomorrow“; in Verfilmungen wie „The Last of Us“ bei HBO oder den „Cyberpunk 2077“- und „The Witcher“-Adaptionen auf Netflix. Spiele sind dabei immer auch Mittler nationaler Kultur. „Red Dead Redemption II“ ist ein Western, und auch die „Grand Theft Auto“-Serie ist unverkennbar amerikanisch. Japans Platz im kulturellen Bewusstsein des Westens verdankt sich immer weniger Hokusais Fuji als vielmehr Videospiele – die dem Export einst viele Kompromisse machen mussten: Nintendos Mario ist ein Italiener, Peach und Zelda sind blonde Prinzessinnen. Jüngere Spiele wie Fromsoftwares „Sekiro“ oder Team Ninjas „Rise of the Ronin“ transportieren japanische Mythologie oder Geschichte in einer unverkennbaren Ästhetik. Auch wenn es bei der Vermittlung von Letzterer wachsam zu bleiben gilt: In Japan lässt man gern manches Kapitel unter den Tisch fallen.

Wie man ein rebellischer Affe wird

Ankunft im Westen: Das Videospiel „Black Myth: Wukong“ adaptiert einen der großen chinesischen Romane

China wiederum ist mit den Vereinigten Staaten der wichtigste Markt für Videospiele, produziert aber vor allem Handyspiele, welche ökonomisch interessant, kulturell aber ohne Strahlkraft sind. Black Myth: Wukong, entwickelt von Game Science aus Shenzhen ist nun das erste sogenannte AAA-Spiel – ein mit höchsten Ansprüchen und Budgets produziertes Videospiel – eines chinesischen Unternehmens überhaupt. In seinem Erfolg kommen zwei Entwicklungen zusammen: der Bedeutungsgewinn des Spiels und Chinas.

In der Reise nach Westen eskortiert der an Begabung und Zauberkraft überreiche, aber höchst undisziplinierte und ungezogene Wukong einen Mönch von China nach Indien, um dort buddhistische Sutras aufzutun. Ihn begleiten drei Gefährten: Ein lusternes anthropomorphes Schwein, ein geläutertes Menschenfresser und ein Schimmel von Drachengeblüt. Die Reise ist zugleich eine innere: Wukongs Weg zur Erlösung.

Nachdem er im Himmel des Jadekaisers Unruhe gestiftet hatte, bändigte ihn der Buddha und machte ihn nach 500 Jahren Buße zum Begleiter des Mönchs. Die Spielwelt, viele Charaktere und ihre Ausstattung, wie Wukongs Kampfstab und Verwandlungskünste, sind der Vorlage entnommen. Die Handlung des Spieles setzt nach dem Ende des Romans an, beginnt aber, wie dessen Prolog endet: Die Truppen des Jadekaisers stellen den schon wieder aufständischen, weil des Himmels erneut überdrüssigen Wukong. Der Affe fällt, und ein anderer tritt, gesteuert durch den Spieler, eine neue Reise an: mit dem Ziel, der Alte zu werden. Im Spiel gilt es, Relikte des alten Wukongs zu finden und dadurch – und durch die dafür nötigen Heldenaten – dieser zu werden. So wandelt sich die Figur des Spieles zunehmend in jene des Buches. Ein Spieler ist kein Leser und kein Zuschauer. Er handelt und ist



Klappe auf, Affe lebt: Seine aufständische Hoheit Wukong. Foto Game Science

durch seine Handlungen in der Spielwelt präsent. Die Art des In-der-Welt-Seins entscheidet bei Videospiele über das Genre. „Black Myth: Wukong“ ist ein Action-Rollenspiel und orientiert sich erkennbar an denen des japanischen Studios Fromsoftware, das von „Demon's Souls“ bis „Elden Ring“ optisch und mechanisch anspruchsvolle Spiele produziert hat, deren Hintergrundgeschichte jedoch im Gegensatz zu „Wukong“ nur andeutungsweise erzählt wird. Es sind brutal schwierige Spiele in düsteren Welten, in die der Spieler geworfen, nicht eingeführt wird. Sie stellen höchste Ansprüche an die Hand-Augen-Koordination und Leidensfähigkeit der Spieler, bei denen selbst die Besten viele Tode sterben. Die Intensität

des Spielgefühls wird so weniger durch die Erzählung als durch die motorische Herausforderung erzeugt.

Auch in „Black Myth: Wukong“ werden harte Kämpfe mit Charakterentwicklung kombiniert. Der vom Spieler in der dritten Person gesteuerte Wukong gewinnt im Verlauf von etwa 50 Stunden Spielzeit neue, bessere Ausrüstung, wird durch Erfahrung stärker und erlernt neue Fähigkeiten. Viele entsprechen dem literarischen Vorbild: etwa die Verwandlungsfähigkeit Wukongs, der sich vervielfältigen und die Gestalt besiegt Gegner annehmen kann. Während normale Gegner nur in großer Zahl Probleme machen, ist das Spiel genretypisch um herausfordernde Bosskämpfe strukturiert.

Der Erfolg in den rasanten Kämpfen hängt an Schlagkombinationen, Ausweichbewegungen und der Kenntnis der Bewegungsfolgen des Gegners. Es verzichtet auf eine Pariermechanik, wie sie in vielen Spielen Standard ist. Das Spiel speichert automatisch, ohne eine den Spieler bestrafende Todesmechanik. Das Gegnerdesign ist detailreich und bedient sich ständig beim Roman. Jene Arme Scholaren, die im Internet Figuren des Romans recherchieren, werden die nächsten Jahre vermutlich hauptsächlich Youtube-Sequenzen finden, die zeigen, wie man den von Gamescience als Boss verwendeten Drachen oder Bären besiegt. Grafik und Leveldesign sind als Augenschmaus angelegt, die Spielwelt groß und abwechslungsreich.

Und wie ist es um die Werkzeuge bestellt? Die Anlage des Spieles wiederholt das Thema der Reise als inneres Erlebnis. Und doch merkt man davon beim Kämpfen eher wenig. Das Spielerlebnis vergegenwärtigt Abenteuer und Figuren des Romans, weniger dessen Botschaft: Die Reise nach Westen handelt jenseits der vielen Kämpfe und Abenteuer auch vom

Weg des Affen zur Erlösung durch die Disziplinierung seiner Begabung im Dienst am Anderen. Von dieser inneren Reise – wie vom Humor der Dialoge – ist beim Spielen wenig geblieben. Andererseits ist auch die Reise nach Westen vor allem ein großes Abenteuer, dessen frommes Ende bloß Beigabe ist. Die Kämpfe des Spieles sind auch im Roman prominent in Szene gesetzt. Die äußere Reise zeigt das Spiel in voller Pracht, erklärt sie aber nicht. Zwar präsentiert das Spiel nach jedem erfolgreich abgeschlossenen Kapitel eine bezau-

bernd schöne Bildrolle im klassisch chinesischen Stil, auf welcher Ereignisse des Kapitels dargestellt sind, sowie einen animierten Film zu angetroffenen Charakteren. Aber auch hier versteht man ohne Kenntnis des Romans nicht viel. Das enthaltene Lexikon der Gegner ist enzyklopädisch, besteht aber nur aus Gedichten. So wird dem Spiel die Nähe zur Vorlage sehr viel wichtiger als dem Spieler. Es liegt hinter der bunten Äußerlichkeit eine strenge Form. Als Europäer findet man sich in einer fremden Welt wieder. Selbstsicher ob ihrer Schönheit und Größe, gibt sie sich wenig Mühe, verstanden zu werden. JANNIS LENNARTZ

Black Myth: Wukong ist für Playstation, Xbox und Windows-PC zu haben und kostet etwa 60 Euro.

Der Deutsche Juristen-Fakultätentag trauert um seinen stellvertretenden Vorsitzenden

Professor Dr. Jochen Rozek

* 29. Juni 1960 † 29. August 2024

herausragender Jurist, überzeugter Verfechter der Ziele des DJFT, kluger Bewahrer der Qualität der deutschen juristischen Ausbildung, tiefgründiges, präzises, zuverlässiges, hilfsbereites Mitglied des Ständigen Ausschusses, unerlässliche und loyale Stütze des Vorstandes. Wir werden seine ruhige und liebenswürdige Art sowie seine unaufgeregte Fähigkeit, Probleme klar zu erfassen und Lösungen zu finden, sehr vermissen.

Die Vorsitzende Prof. Dr. Dr. h.c. Tiziana Chiusi und der Ständige Ausschuss des DJFT

Fernsehen am Dienstag Aktualisiertes und ausgewähltes Programm

ARD	ZDF	ARTE	3 sat	RTL	SAT 1
<p>9.00 Tagesschau 9.05 Hubert ohne Staller (179). Krimiserie. Eine ungeklärte Leiche 9.55 Tagesschau 10.00 Meister des Alltags. Quizshow 10.30 Gefragt – Gejagt. Quizshow 11.15 ARD-Buffet. Ratgeber 12.00 Tagesschau 12.10 ARD-Mittagsmagazin. Infotainment 14.00 Tagesschau 14.10 Rote Rosen (4021). Telenovela 15.00 Tagesschau 15.10 Sturm der Liebe (4280). Telenovela 16.00 Tagesschau 16.10 Amado, Belli, Biedermann (2). Talkshow 17.00 Tagesschau 17.15 Brisant. Boulevardmagazin 18.00 Gefragt – Gejagt. Quizshow 18.50 WaPo Bodensee (64). Krimiserie. Die Tatorreinerin 19.45 Wissen vor acht – Natur. Dokumentation. Wellenformationen 19.50 Wetter vor acht 19.55 Wirtschaft vor acht. Dokumentation</p> <p>20.00 Tagesschau 20.15 Mord mit Aussicht (55) Krimiserie. Renate. Als eine Immobilienmaklerin tot aufgefunden wird, stellt sich heraus: Ausgerechnet die Polizeiwache Hengasch war ihr letzter Auftrag.</p> <p>21.00 In aller Freundschaft (1065) Arztserie. Loslassen. Während Dr. Rolf Kaminski mit einer unerwarteten Vaterschaft konfrontiert wird, trifft Prof. Maria Weber eine Entscheidung, die einem Befreiungsschlag gleicht – und positive Nebenwirkungen auch für Dr. Kai Hoffmann mit sich führt.</p> <p>21.45 Fakt Moderation: Felix Seibert-Daiker</p> <p>22.15 Tagesthemen Mit Wetter 22.50 maischberger Talkshow 0.05 Tagesschau 0.15 Mord mit Aussicht (55) Krimiserie. Renate 1.00 In aller Freundschaft (1065) Arztserie. Loslassen</p>	<p>5.10 hallo deutschland. Boulevardmagazin 5.30 ZDF-Morgenmagazin. Infotainment 9.00 heute Xpress 9.05 Volle Kanne – Service täglich. Infomagazin 10.30 Notruf Hafenkante. Krimiserie. Gefüllter Fisch 11.15 SOKO Stuttgart. Krimiserie. 0900 Liebe 12.00 heute 12.10 ARD-Mittagsmagazin. Infotainment 14.00 heute – in Deutschland 14.15 Die Küchen-schlacht. Kochshow 15.00 heute Xpress 15.05 Bares für Rares. Unterhaltung 16.00 heute – in Europa 16.10 Die Rosenheim-Cops. Krimiserie. Eine Nacht mit Folgent 17.00 heute 17.10 hallo deutschland. Boulevardmagazin 18.00 SOKO Köln. Krimiserie. Vaterfreuden 19.00 heute 19.20 Wetter 19.25 Die Rosenheim-Cops. Krimiserie. Mehr Schein als Sein</p> <p>20.15 besserer: Die Tricks der Gastro-Industrie Hühnerfräskasse & Co. Die Lebensmittelindustrie hat Lieferdienste, Kantinen und Restaurants erobert. Produktentwickler Sebastian Lege deckt auf, wie die Gastronomie mit Fertigprodukten trickst.</p> <p>21.00 frontal Moderation: Ilka Brecht 21.45 heute journal 22.15 37+: Plötzlich gesund? Dokumentation. Katharina und der Krebs</p> <p>22.45 Terra X Harald Lesch Doku-Reihe. ... und wie Kl uns überwacht</p> <p>23.15 Markus Lanz Talkshow 0.30 heute journal update 0.45 Fall Amerik. Thriller mit Grace Caroline Currey, Virginia Gardner, Mason Gooding, Jeffrey Dean Morgan. Regie: Scott Mann, 2021</p> <p>2.25 Furia (1) Thriller-Serie 4.05 Das Mädchen und die Nacht Thriller-Serie. Mord verjährt nicht 4.50 hallo deutschland</p>	<p>9.00 Strände Europas. Dokumentation. U. a.: Sardinien 11.15 Wildnis Europa. Dokumentation. Die Kegelrobbe 12.10 Re: Reportagereihe 12.40 Stadt Land Kunst. Magazin. U. a.: Otto Dix am Bodensee / Bissago / Vermont 14.15 Gattaca. Amerik. Science-Fiction-Film mit Uma Thurman, Ethan Hawke, Jude Law, Gore Vidal, Xander Berkeley, 1997 16.10 Die Albanischen Alpen – In den verwunschenen Bergen. Dokumentation 16.55 Phänomene. Natur. Dokumentation. Daintree, urzeitliches Australien 17.50 Inselwelt New York. Dokumentation. Die Natur kehrt zurück 18.30 Meine wilden Nachbarn. Dokumentation 19.20 Arte Journal 19.40 Re: Reportagereihe. Vom Wegwerfkab zum Alpenretter</p> <p>20.15 Mao – Chinas roter Kaiser (1/3) Dokumentation. Langer Marsch. Der Junge Revolutionär Mao Zedong erlebt ein China am Boden. Nach dem Ende des Kaiserreichs befindet sich das Land im festen Griff von Warlords und imperialistischen Mächten. In Mao wächst der Traum von einem geeinten China und einer kommunistischen Gesellschaft, die das Land wieder zu alter Größe führen soll.</p> <p>21.05 Mao – Chinas roter Kaiser (2/3) Dokumentation. Großer Sprung</p> <p>21.55 Mao – Chinas roter Kaiser (3/3) Dokumentation. Kulturrevolution</p> <p>22.50 Im Schatten Chinas – Die Philippinen im Zentrum eines Weltkonflikts Dokumentation</p> <p>23.45 Tracks East Die Macht der Magie – Der Osten, Zauberei und Politik</p> <p>0.20 Berlusconi Aufstieg (1/3) Dokumentation. Der Pionier des Privatfernsehens</p>	<p>8.05 Alpenpanorama. Dokumentation 8.30 ZIB 8.33 Alpenpanorama. Dokumentation 9.00 ZIB 9.05 Kulturzeit. Magazin 9.45 nano. Infomagazin 10.20 Die wilde Schönheit der Pyrenäen. Dokumentation 11.05 Von Barcelona nach Cadagués. Dokumentation. Eine Reise durch Katalonien 11.50 Hessen à la carte. Dokumentation. Chutneys aus Offenbach 12.20 Servicezeit. Magazin 12.55 Natur im Garten (1). Dokumentation 13.20 Traumorte. Dokumentation. U. a.: Kerala 15.30 Wildes Thailand. Dokumentation. U. a.: Die Erhaltung der Art 17.00 Traumorte. Dokumentation. U. a.: Thailand von Nord nach Süd 18.30 nano Dok: Feind oder Verwandter? Der Neandertaler und wir. Dokumentation 19.00 heute 19.20 Kulturzeit. Magazin</p> <p>20.00 Tagesschau 20.15 Die Toten am Meer Deut. Thriller mit Karoline Schuch, Charlotte Schwab, Christoph Letkowski, Ronald Kukulies, Max Herbrechter. Regie: Johannes Griesser, 2020. Kommissarin Rita Larsen und ihr Ex-Partner Brandt untersuchen eine Leiche in Wikingerkluft.</p> <p>21.45 kinokino 22.00 ZIB 2 22.25 31 Tage bis zur Katastrophe – Der Weg zum Ersten Weltkrieg Dokumentation</p> <p>23.15 Der letzte Kaiser – Karl I. Dokumentation</p> <p>0.00 Reporter: Bildung im Wandel – Lehrer will die Schule auf den Kopf stellen Dokumentation</p> <p>0.35 10 vor 10 1.05 Die Toten am Meer Deut. Thriller, 2020</p> <p>2.35 31 Tage bis zur Katastrophe – Der Weg zum Ersten Weltkrieg Dokumentation</p>	<p>9.00 GZSZ (8106) 9.30 Unter uns (7457) 10.00 Ulrich Wetzl – Das Strafgericht (40). Wurstfachverkäuferin soll Käsetheken-Konkurrentin in Räucherherb gesperret haben 11.00 Barbara Salesch – Das Strafgericht (188). Wollte WG-Mitbewohnerin dreisten Lügner durch üble Nachrede loswerden? 12.00 Punkt 12 15.00 Barbara Salesch – Das Strafgericht (306) 16.00 Ulrich Wetzl – Das Strafgericht (308). Hochzeitsauto gecrasht! Sah abgeblitzte Pensionsbesitzerin rot? 17.00 Ulrich Wetzl – Der Ermittlungsrichter 17.30 Unter uns (7458). Bilder können lügen 18.00 Explosiv (181) 18.30 Exklusiv (181) 18.45 RTL Aktuell 19.05 Alles was zählt (4534). Gewagte Bitte 19.40 GZSZ (8107). Beziehungspause</p> <p>20.15 Das Sommerhaus der Stars – Kampf der Promipaaere, Teil 1 (1) Unterhaltung 22.15 RTL Direkt 22.35 Das Sommerhaus der Stars – Kampf der Promipaaere, Teil 2 (1) Unterhaltung</p> <p>23.30 Extra – Das RTL Magazin Moderation: Mareile Höppner</p> <p>0.00 RTL Nachtjournal 0.25 RTL Nachtjournal Spezial: Luisa Schneider im Interview 0.43 RTL Nachtjournal – Das Wetter 0.45 CSI: Miami (4) Krimiserie. Ein verhängnisvolles Angebot. Mit David Caruso, Emily Procter, Adam Rodriguez, Khandi Alexander, Rory Cochrane</p> <p>1.30 CSI: Miami (5) Krimiserie. Asche zu Asche. Mit David Caruso, Ruth Zalduendo, Jonathan Michaels, Emily Procter, Adam Rodriguez</p> <p>2.25 CSI: Miami (6) Krimiserie. Mörderisches Puzzle. Mit David Caruso, Channon Roe, Emily Procter</p>	<p>5.30 Sat.1-Frühstücksfernsehen. Infotainment. Moderation: Karen Heinrichs, Christian Wacker 10.00 Auf Streife. Reality-Soap. U. a.: Beach Blaster 5000 / Erektion auf Abruf 13.00 Auf Streife – Die Spezialisten. Reality-Soap. Nelly auf der Flucht / Vorsicht, lang und giftig 15.00 Auf Streife. Reality-Soap. Auf falschen Sohlen / Kölsche Heat 17.00 Lebensretter hautnah – Wenn jede Sekunde zählt. Reality-Soap 17.30 Lebensretter hautnah – Wenn jede Sekunde zählt. Reality-Soap 18.00 Notruf. Infomagazin. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Moderation: Bärbel Schäfer 18.30 Notruf. Kein guter Deal. Moderation: Bärbel Schäfer 19.00 Die Spreewaldklinik. Krankenhausserie. Der Geist von Börnow 19.45 Sat.1 newstime</p> <p>20.15 Navy CIS Krimiserie. Der Plan. Mit Sean Murray, Wilmer Valderrama, Katrina Law, Brian Dietzen, Diona Reasonover. Knights Vater benötigt bei einem Fall die Hilfe seiner Tochter</p> <p>21.15 Navy CIS: Hawaii Krimiserie. Der Spezialauftrag. Mit Vanessa Lachey, Alex Tarrant, Noah Mills, Jason Antoon, Yasmine Al-Bustami. Der NCIS ist für die Sicherheit von Tatyana Sokolov zuständig.</p> <p>22.15 FBI: Special Crime Unit Krimiserie. Opfer. Mit Missy Peregryn, Zeeko Zaki, John Boyd, Katherine Renee Kane, Alana De La Garza</p> <p>23.15 FBI: Most Wanted Krimiserie. Tödliches Verhängnis. Mit Roxey Sternberg, Keisha Castle-Hughes, Dylan McDermott, Alexa Davalos, Edwin Hodge</p> <p>0.10 Navy CIS Krimiserie. Der Plan. Mit Sean Murray, Wilmer Valderrama</p> <p>1.05 Navy CIS: Hawaii Krimiserie. Der Spezialauftrag</p>

ZDF Neo	Hessen
<p>8.25 Stadt, Land, Lecker 9.10 Die Küchenschlacht 9.50 Duell der Gartenprofis 10.35 Bares für Rares 12.20 Death in Paradise 14.05 The Rookie 15.30 Death in Paradise 17.15 The Rookie 18.35 Duell der Gartenprofis 19.20 Bares für Rares 20.15 Ein starkes Team. Schulzeit. Deut. Krimireihe mit Florian Martens, 2022 21.45 Jung – es ist kompliziert. 22.30 Super 8. Amerik. Sci-Fi-Film mit Kyle Chandler, 2011 10.00 Killing Eve. Neue. Action / Kreihe 1.35 Der junge Inspektor Morse. Quartett</p>	<p>8.15 Hessenschau 8.45 Die Ratgeber 9.15 Rezepte aus der alten Sommerküche 10.00 Mit Herz am Herd. Milchreis mit roten Beeren 10.30 Wildes Argentinien (2/3). Berge und Steppen 11.15 Sturm der Liebe (4279) 12.05 Wer weiß denn sowas? (687) 12.50 In aller Freundschaft – Die jungen Ärzte (370). Durchstarten 13.40 Hauptstadtrevier (26/32). Die letzte Runde 14.30 Meine Mutter traut sich was. Deut. Komödie mit Diana Amft, 2020 16.00 hallo hessen 16.45 Hessenschau 17.00 hallo hessen 17.45 Hessenschau 17.55 Hessenschau Sport 18.00 maintower 18.25 Brisant 18.45 Die Ratgeber 19.15 alle wetter 19.30 Hessenschau 20.00 Tagesschau 20.15 Visite 21.15 Panorama 3 21.45 NDR Info 22.00 Tatort. Schwarze Tiger, weiße Löwen. Deut. Krimireihe mit Maria Furtwängler, 2011 23.30 Weltbilder. Rückkehr der Wildnis in Schottlands Highlands 0.00 Allein im All – Die einsame Reise zum Mars 1.25 Tatort. Schwarze Tiger, weiße Löwen. Deut. Krimireihe, 2011</p>

Phoenix	NRD
<p>8.30 phoenix vor Ort 11.45 Fachkräfte dringend gesucht 12.00 Vor Ort 12.45 Wertvolle Rohstoffe – Wie abhängig ist Deutschland? 13.30 phoenix vor Ort 15.30 Ausgebremst – Autobauer in Sackgasse? 16.00 Wütend, laut, radikal. Die neue Protestkultur? 16.45 Maskengame. Das Cybermobbing-Kartell 17.30 Der Tag 18.00 Polens Zivilisten trainieren für den Ernstfall 18.30 Ein perfekter Planet. Doku. Menschen 19.15 Indiens wilde Wölfe. Doku 20.00 Tagesschau 20.15 Traumorte. Doku. Die Italienische Riviera 21.00 Galileo Galilei. Doku. Revolutionär der Wissenschaften 21.45 heute journal 22.15 phoenix runde. Talkshow 23.00 Der Tag. Doku 0.00 phoenix runde. Talkshow 0.45 Traumorte. Doku 1.30 Galileo Galilei. Doku</p>	<p>8.10 Sturm der Liebe (4279) 9.00 Nordmagazin 9.30 Hamburg Journal 10.00 SH Magazin 10.30 buten un binnen 11.00 Hallo Niedersachsen 11.40 Rentnerrops (40). Wer einmal lügt ... 12.25 In aller Freundschaft (685). Ein harter Schnitt 13.10 In aller Freundschaft – Die jungen Ärzte (174). Gratwanderung 14.00 die nordstory 15.00 NDR Info 15.15 Die Tricks mit Mieten und Bauen 16.00 NDR Info 16.15 Wer weiß denn sowas? 17.00 NDR Info 17.10 Seelowe & Co. – tierisch beliebt (10). Das Eisbären-Date 18.00 Regionales 18.15 Die Nordreportage. Seevögel in Gefahr- Ratten auf der Hallig 18.45 DASI. 19.30 Regionales 20.00 Tagesschau 20.15 Visite 21.15 Panorama 3 21.45 NDR Info 22.00 Tatort. Schwarze Tiger, weiße Löwen. Deut. Krimireihe mit Maria Furtwängler, 2011 23.30 Weltbilder. Rückkehr der Wildnis in Schottlands Highlands 0.00 Allein im All – Die einsame Reise zum Mars 1.25 Tatort. Schwarze Tiger, weiße Löwen. Deut. Krimireihe, 2011</p>

Pro Sieben	SWR	WDR	SWR
<p>8.40 Brooklyn Nine-Nine 9.35 Die Simpsons 10.30 How I Met Your Mother 11.25 Scrubs 12.20 Two and a Half Men 14.10 The Middle 15.10 The Big Bang Theory. Football für Nerds / Der Gitarist auf der Couch / Das Suppentattoo / Die Racheformel 17.00 taff 18.00 News 18.15 Die Simpsons. Homer mit den Fingerhänden / 500 Schlüssel 19.05 Galileo 20.15 Die Superduper Show 22.35 Late Night Berlin 23.50 TV total 0.45 Die Superduper Show</p>	<p>9.30 Alles Klara (11) 10.20 Giraffe, Erdmännchen & Co. (71) 10.50 Brisant 11.20 Eisenbahn-Romantik (904) 11.50 Verrückt nach Meer (172) 12.40 ARD-Buffet 13.25 Die Besten im Südwesten (7) 13.55 Wer weiß denn sowas? (904) 14.40 Meister des Alltags (183) 15.10 Quizduell-Olymp (359) 16.00 Regionales 16.05 Kaffee oder Tee 17.00 Regionales 17.05 Kaffee oder Tee 18.00 Regionales 20.00 Tagesschau 20.15 Marktcheck 21.00 Preiswert, nützlich, gut? 21.45 Regionales 22.00 Wohnzimmer-Comedy – Mit Dui do on de Sell 22.30 Die Mathias Riehling Show (84) 23.00 Das Beste aus der St. Ingberter Planne 2024 0.00 Nuhr im Ersten 0.45 Wohnzimmer-Comedy – Mit Dui do on de Sell 1.15 Die Mathias Riehling Show (84) 1.45 Kurzstrecke mit Pierre M. Krause</p>	<p>8.25 Wer weiß denn sowas? 9.10 Servicezeit 9.40 Aktuelle Stunde 10.25 Regionales 10.55 Planet Wissen 11.55 Leopard, Seebär & Co. 12.45 Aktuell 13.00 Giraffe, Erdmännchen & Co. 13.50 Nashorn, Zebra & Co. Mähnenrobber in Lebensgefahr 14.20 Morden im Norden. Am Limit / Eiskind 16.00 Aktuell 16.15 Hier und heute 18.00 Aktuell / Lokalzeit 18.15 Servicezeit 18.45 Aktuelle Stunde 19.30 Regionales 20.00 Tagesschau 20.15 Tatort. Monster. Deut. Krimireihe mit Jörg Hartmann, 2020 21.45 Aktuell 22.15 Der Kommissar und die Alpen. Ein Tag im Juli. Ital/Deut. Krimireihe mit Marco Giallini, 2018 / 2020 23.45 Der Kommissar und die Alpen. Das gute Leben. Ital/Deut. Krimireihe mit Marco Giallini, 2018 / 2020 1.15 Morden im Norden (54). Eiskind</p>	<p>9.30 Alles Klara (11) 10.20 Giraffe, Erdmännchen & Co. (71) 10.50 Brisant 11.20 Eisenbahn-Romantik (904) 11.50 Verrückt nach Meer (172) 12.40 ARD-Buffet 13.25 Die Besten im Südwesten (7) 13.55 Wer weiß denn sowas? (904) 14.40 Meister des Alltags (183) 15.10 Quizduell-Olymp (359) 16.00 Regionales 16.05 Kaffee oder Tee 17.00 Regionales 17.05 Kaffee oder Tee 18.00 Regionales 20.00 Tagesschau 20.15 Marktcheck 21.00 Preiswert, nützlich, gut? 21.45 Regionales 22.00 Wohnzimmer-Comedy – Mit Dui do on de Sell 22.30 Die Mathias Riehling Show (84) 23.00 Das Beste aus der St. Ingberter Planne 2024 0.00 Nuhr im Ersten 0.45 Wohnzimmer-Comedy – Mit Dui do on de Sell 1.15 Die Mathias Riehling Show (84) 1.45 Kurzstrecke mit Pierre M. Krause</p>

MDR	BR	Vox	CNN
<p>8.05 Sturm der Liebe (4279) 8.55 In aller Freundschaft – Die jungen Ärzte (259) 9.45 Quizduell – Olymp (400) 10.35 Elefant, Tiger & Co. (1045) 10.58 Aktuell 11.00 In aller Freundschaft 12.30 Toni, mamedly, Hebamme. Nestflucht. Deut. Comedyreihe mit Leo Reisinger, 2021 13.58 Aktuell 14.00 MDR um 2 14.25 Elefant, Tiger & Co. (269) 15.15 Wer weiß denn sowas? (843) 16.00 MDR um 4 17.45 Aktuell 18.10 Brisant 18.54 Sandmännchen 19.00 Regionales 19.30 Aktuell 19.50 Einfach genial 20.15 Umschub 21.00 Tiermedizin in Leipzig – Traumbärfur und Knochenjob 21.45 Aktuell 22.10 Hoyerswerda '91 22.55 Polizeiruf 110. Per Anhalter. DDR Krimireihe mit Peter Borgelt, 1974 0.20 Rentnerrops (74) 1.10 Wa-taha – Einsatz an der Grenze Europas (4/6)</p>	<p>8.55 Tele-Gym (1) 9.10 Dahoam is Dahoam 10.10 Eisbär, Affe & Co. 11.00 Elefant, Tiger & Co. 11.50 Abenteuer Wildnis 12.35 Wer weiß denn sowas? 13.20 Quizduell-Olymp 14.10 WaPo Bodensee 15.00 aktiv und gesund 15.30 Schnittgut 16.00 BR24 16.15 Wir in Bayern 17.30 Regionales 18.00 Abendschau 18.30 BR24 19.00 Gesundheit! 19.30 Dahoam is Dahoam (3430). Familienserie. Der nächste Schritt 20.00 Tagesschau 20.15 Tatort: Die ewige Welle. Deut. Krimireihe mit Miroslav Nemec, 2019 21.45 BR24 22.00 Der Kroatien-Krimi: Tod im roten Kleid. Deut. Krimireihe mit Jasmin Gerat, 2022 23.30 Alles außer Kartoffeln: Menschen. Küche. Heimat. 0.00 Asül für alle 0.45 Vereinheim Schwabing 1.30 Dahoam is Dahoam (3430). Der nächste Schritt</p>	<p>11.15 CSI: Miami. Krimiserie. Wölfe zur Sonnenfinsternis / Keimer mehr an deiner Seite / Ferien ohne Ende 14.00 Verklag mich doch!. Reality-Soap. Schwieger-tochter in spe sorgt für Ärger im Familienbetrieb / Immobilienmaklerin wird von Assistent genötigt und erpresst 15.00 Shopping Queen. Doku-Soap. Tag 2: Katrin, Ostfriesland 16.00 Das Duell – Zwischen Tüll und Tränen. Reality-Soap. Christina Sonnek vs. Carolin Amerling 17.00 Zwischen Tüll und Tränen (109). Doku-Soap 18.00 First Dates. Datedshow 19.00 Das perfekte Dinner. Kochshow. Tag 2: Tim, Berlin 20.15 Hot oder Schrott. Doku-Soap 0.20 VOX Nachrichten 0.40 Medical Detectives. Der entscheidende Beweis / Tödliche Familienbande</p>	<p>7.00 CNN Newsroom 8.45 World Sport. Magazin 9.00 CNN Newsroom 11.00 CNN This Morning 13.00 CNN News Central 13.30 World Sport. Magazin 14.00 CNN Newsroom 15.00 Connect the World 15.45 World Sport. Magazin 16.00 Connect the World 17.00 CNN Newsroom 18.00 One World 19.00 Amanpour. Infomagazin 20.00 Isa Soares Tonight 21.00 CNN Newsroom 22.00 Quest Means Business. Dokumentation 22.45 Connecting Africa. Dokumentation. Intra-African Tourism 23.00 The Lead with Jake Tapper. Dokumentation 23.30 World Sport. Magazin 0.00 First Move with Julia Chatterley 1.00 Erin Burnett OutFront. Dokumentation</p>

ntv	CNN
<p>Stündlich Nachrichten 12.15 Die Welt am Mittag 12.45 Börse am Mittag. Dokumentation 13.30 Welt-Spezial 14.30 Welt Newsroom 15.55 Börsenflash 16.25 Welt Newsroom 16.55 Börsenflash 17.15 Welt-Spezial 17.45 Börse am Abend. Dokumentation 18.15 Meine Welt – Meine Meinung zum Tag 18.30 Die Welt am Abend 20.10 Meine Welt – Meine Meinung zum Tag 20.15 Mayday. Dokumentation. Extreme Lenkmanöver 21.55 Lost Places. Dokumentation. U. a.: Brücken 1.50 Mayday. Dokumentation</p>	<p>11.30 Nachrichten 11.40 Telebörse 12.30 News Spezial 13.10 Telebörse 13.30 News Spezial 14.15 Telebörse 14.35 ntv Trendbarometer 16.15 Telebörse 16.30 News Spezial 17.10 Hbeisenherz 18.20 Telebörse 18.35 ntv Service 19.10 NFL Aktuell 19.30 News Spezial 19.15 Drehkreuz des Drogenschmuggels – Flughafen Kolumbien 22.05 Anwälte der Toten – Verbrechen, die Deutschland bewegten (3) 23.10 Telefilm 23.20 NFL Aktuell 23.40 Anwälte der Toten – Verbrechen, die Deutschland bewegten (4) 0.30 Anwälte der Toten – Die schlimmsten Serienkiller der Welt (2)</p>

WELT	CNN
<p>Stündlich Nachrichten 12.15 Die Welt am Mittag 12.45 Börse am Mittag. Dokumentation 13.30 Welt-Spezial 14.30 Welt Newsroom 15.55 Börsenflash 16.25 Welt Newsroom 16.55 Börsenflash 17.15 Welt-Spezial 17.45 Börse am Abend. Dokumentation 18.15 Meine Welt – Meine Meinung zum Tag 18.30 Die Welt am Abend 20.10 Meine Welt – Meine Meinung zum Tag 20.15 Mayday. Dokumentation. Extreme Lenkmanöver 21.55 Lost Places. Dokumentation. U. a.: Brücken 1.50 Mayday. Dokumentation</p>	<p>11.30 Nachrichten 11.40 Telebörse 12.30 News Spezial 13.10 Telebörse 13.30 News Spezial 14.15 Telebörse 14.35 ntv Trendbarometer 16.15 Telebörse 16.30 News Spezial 17.10 Hbeisenherz 18.20 Telebörse 18.35 ntv Service 19.10 NFL Aktuell 19.30 News Spezial 19.15 Drehkreuz des Drogenschmuggels – Flughafen Kolumbien 22.05 Anwälte der Toten – Verbrechen, die Deutschland bewegten (3) 23.10 Telefilm 23.20 NFL Aktuell 23.40 Anwälte der Toten – Verbrechen, die Deutschland bewegten (4) 0.30 Anwälte der Toten – Die schlimmsten Serienkiller der Welt (2)</p>

WELT	CNN
<p>Stündlich Nachrichten 12.15 Die Welt am Mittag 12.45 Börse am Mittag. Dokumentation 13.30 Welt-Spezial 14.30 Welt Newsroom 15.55 Börsenflash 16.25 Welt Newsroom 16.55 Börsenflash 17.15 Welt-Spezial 17.45 Börse am Abend. Dokumentation 18.15 Meine Welt – Meine Meinung zum Tag 18.30 Die Welt am Abend 20.10 Meine Welt – Meine Meinung zum Tag 20.15 Mayday. Dokumentation. Extreme Lenkmanöver 21.55 Lost Places. Dokumentation. U. a.: Brücken 1.50 Mayday. Dokumentation</p>	<p>11.30 Nachrichten 11.40 Telebörse 12.30 News Spezial 13.10 Telebörse 13.30 News Spezial 14.15 Telebörse 14.35 ntv Trendbarometer 16.15 Telebörse 16.30 News Spezial 17.10 Hbeisenherz 18.20 Telebörse 18.35 ntv Service 19.10 NFL Aktuell 19.30 News Spezial 19.15 Drehkreuz des Drogenschmuggels – Flughafen Kolumbien 22.05 Anwälte der Toten – Verbrechen, die Deutschland bewegten (3) 23.10 Telefilm 23.20 NFL Aktuell 23.40 Anwälte der Toten – Verbrechen, die Deutschland bewegten (4) 0.30 Anwälte der Toten – Die schlimmsten Serienkiller der Welt (2)</p>

WELT	CNN
<p>Stündlich Nachrichten 12.15 Die Welt am Mittag 12.45 Börse am Mittag. Dokumentation 13.30 Welt-Spezial 14.30 Welt Newsroom 15.55 Börsenflash 16.25 Welt Newsroom 16.55 Börsenflash 17.15 Welt-Spezial 17.45 Börse am Abend. Dokumentation 18.15 Meine Welt – Meine Meinung zum Tag 18.30 Die Welt am Abend 20.10 Meine Welt – Meine Meinung zum Tag 20.15 Mayday. Dokumentation. Extreme Lenkmanöver 21.55 Lost Places. Dokumentation. U. a.: Brücken 1.50 Mayday. Dokumentation</p>	<p>11.30 Nachrichten 11.40 Telebörse 12.30 News Spezial 13.10 Telebörse 13.30 News Spezial 14.15 Telebörse 14.35 ntv Trendbarometer 16.15 Telebörse 16.30 News Spezial 17.10 Hbeisenherz 18.20 Telebörse 18.35 ntv Service 19.10 NFL Aktuell 19.30 News Spezial 19.15 Drehkreuz des Drogenschmuggels – Flughafen Kolumbien 22.05 Anwälte der Toten – Verbrechen, die Deutschland bewegten (3) 23.10 Telefilm 23.20 NFL Aktuell 23.40 Anwälte der Toten – Verbrechen, die Deutschland bewegten (4) 0.30 Anwälte der Toten – Die schlimmsten Serienkiller der Welt (2)</p>

WELT	CNN
<p>Stündlich Nachrichten 12.15 Die Welt am Mittag 12.45</p>	

Pokerspiel um die Commerzbank

Die Unicredit wirbt offen für die Fusion, Lindner schweigt, und ein neues Gerücht macht die Runde.

Von Hanno Mußler, Frankfurt, und Manfred Schäfers, Berlin

Der Griff der italienischen Unicredit nach der Commerzbank beschäftigt das Bundesfinanzministerium stärker, als das von Christian Lindner (FDP) geführte Haus öffentlich eingestehen will. Seine Vertreter halten sich bedeckt, was das weitere Vorgehen betrifft. Das politische Tagesgeschäft läuft weiter, als wenn nichts gewesen wäre. Am Montagmorgen ist so ein Termin, der vor dem Hintergrund dessen, was in der vergangenen Woche passiert ist, Spannung verspricht – vor allem was die Beteiligten betrifft. Die Veranstaltung dreht sich um den dardiederliegenden Verbriefungsmarkt in Europa. Es tritt auf: Heiko Thoms, für Europa, internationale Finanzpolitik und Finanzmärkte zuständiger Staatssekretär im Bundesministerium. In seinen Bericht fällt die Privatisierungsaktion, bei der Unicredit zugeschlagen hat, nachdem sich die italienische Bank zuvor am Markt ein nennenswertes Aktienpaket gesichert hatte. Nun hält Unicredit 9 Prozent. Zweiter Redner ist Manfred Knof, der Vorstandsvorsitzende der Commerzbank. Das ist der Mann, mit dem die Bank wieder gelernt hat, Geld zu verdienen, und der vergangene Woche angekündigt hat, keine zweite Amtszeit anzustreben.

Thoms zitiert den Ökonomen Moritz Schularick: Der Staat ist nicht sehr gut darin, die Gewinner von morgen zu finden, aber die Verlierer von gestern finden immer den Staat. Und er weist darauf hin, dass der allergrößte Teil der Zukunftsaufgaben in Europa privat finanziert werden muss. Stichwort: echte Kapitalmarktunion. Das klingt nach einer gewissen Offenheit für eine grenzüberschreitende Übernahme, auch wenn es der Spitzenbeamte mit FDP-Parteibuch nicht sagt. Das war anders, als noch Olaf Scholz (SPD) und Jörg Kükies im Finanzministerium das Sagen hatten, sie hätten am liebsten einen nationalen Bankenchampion geformt. Es kam bekanntlich nicht dazu.

Auch Knof beschränkt sich in seiner Rede auf den Verbriefungsmarkt. Später lässt



Halten sich bedeckt: Kanzler Scholz und Minister Lindner Foto Omer Messing

er sich am Rande der Veranstaltung mit den Worten zitieren: „Wir sind von unserem eigenen Plan überzeugt.“ Wenn jemand einen anderen vorlege, werde man das prüfen, im Sinne der Investoren, Stakeholder, Kunden und Mitarbeiter. Aber noch liege nichts vor. Unterdessen warten alle Beteiligten darauf, wie sich die Regierung zum neuen Großaktionär Unicredit stellt, während Unicredit-Chef Andrea Orcei für ein Zusammengehen mit der Commerzbank wirbt. Offiziell heißt es in Berlin nur, der Bund bewerte die neue Lage. Die Sprecherin des Ministeriums bekräftigt, dass die Regierung keinen Einzelinvestor vor der Auktion aktiv angesprochen habe. Dass Orcei hingegen über Kontakte spricht, die es gegeben habe, dürfte in Berlin nicht als vertrauensbildende Maßnahme wahrgenommen werden.

Unterschiedliche Wahrnehmungen sind ein Element dieser Geschichte. So gibt es in Frankfurt ernst zu nehmende Hinweise, dass man im Bundesfinanzministerium irritiert und verärgert ist über die Deutsche Finanzagentur und über den von ihr angeheuert Investmentberater, die US-Bank J.P. Morgan. In Berlin klingt das etwas anders. Dort ist eher neutral davon die Rede,

dass man sich den ganzen Vorgang noch einmal anschauen will. Doch hält man den eigenen Bewegungsspielraum für begrenzt, weil man unter Beobachtung aus Brüssel stand und die Aktien diskriminierungsfrei veräußern musste.

Oppositionsführer Friedrich Merz (CDU) attackierte die Bundesregierung gleichwohl hart. „Da ist offenbar alles schiefgegangen, was schiefgehen kann“, urteilte er am Wochenende. Es stellten sich Fragen, die die Regierung beantworten müsse. Habe sie einen Plan gehabt? Was bedeute der Einstieg der Unicredit bei der zweitgrößten Bank in Deutschland? Werde die Bundesregierung der Bank (und im Zweifel auch der italienischen Regierung) erklären, dass der Einstieg nicht erwünscht gewesen sei?

Unicredit-Chef Orcei sagte dem „Handelsblatt“, Unicredit sei „von Vertretern des Bundesfinanzministeriums und deren Beratern auf Arbeitsebene vor der Auktion des staatlichen Aktienpakets kontaktiert“ worden. Dies sei ganz gewiss nicht der Auftrag der Bundesregierung gewesen, heißt es dagegen am Finanzplatz. Denn viele europäische Banken seien im Bundesfinanzministerium in den vergan-

genen Jahren abgeblitzt. Als dieses sich nun entschieden habe, sich vom Staatsanteil schrittweise zu trennen, und am 10. September damit begann, sei das Ziel gewesen, die Aktien breit zu streuen. Deshalb sei die Auktion als Verkaufsverfahren gewählt worden. Unicredit war bereit, einen Preisaufschlag für den kompletten Commerzbank-Anteil zu zahlen. So kam es dann. Es müsse geprüft werden, ob die Finanzagentur des Bundes, die dessen Kapitalmarktaktivitäten steuert, die Signale von Unicredit nicht richtig erkannt habe, heißt es nun. Ähnlich kritisch könnte die Rolle von J.P. Morgan gesehen werden. Zu Fragen der F.A.Z., ob es zur Aufgabe von J.P. Morgan gehört habe, strategische Investoren für die Auktion anzusprechen und ob sie gewusst habe, dass Unicredit schon 4,5 Prozent besaß, wollte die US-Bank keinen Kommentar abgeben.

Investmentbanker, die nicht am Verkauf beteiligt waren, halten es für ein Vermissnis, dass das Finanzministerium keine Stükelung vorgeschrieben habe. „Die EU-Vorgabe eines diskriminierungsfreien Verkaufs wäre auch erfüllt worden, wenn das Bundesfinanzministerium verlangt hätte, dass kein Aktionär mehr als 0,5 Prozent oder ein Prozent erhält“, gibt sich ein Investmentbanker überzeugt. Dann wäre allerdings weniger zu erlösen gewesen.

Wenig Glauben wurde am Montag einem Gerücht geschenkt, die Deutsche Bank könnte Unicredit in die Parade fahren. Der Kauf von Commerzbank-Aktien am Markt oder der Kauf des noch 12 Prozent großen Aktienanteils des Staates durch die Deutsche Bank könne es Unicredit erschweren, in der Commerzbank noch stärker zum Zuge zu kommen, berichtete Bloomberg und berief sich auf Gedankenexperimente von Deutsche-Bank-Chef Sewing und seiner Mannschaft. Die F.A.Z. hörte dagegen in Finanzkreisen die Vermutung, mit dem Streuen derartiger Gerüchte könnten der Bund oder J.P. Morgan versucht sein, vor Kritik am Ausgang der Auktion abzulenken. Die Deutsche Bank wollte das nicht kommentieren und verwies darauf, dass Sewing zuletzt betont hatte, er wolle sich darauf fokussieren, die Deutsche Bank ohne Zukäufe zu stärken.

Neutral verhalten sich die Aktionärsvertreter im Aufsichtsrat der Commerzbank, der sich am Freitag nach Informationen der F.A.Z. zu einer rund eine Stunde dauernden Telefonschaltung zusammenfand. Es herrschte die Stimmung vor, dass man die neue Realität akzeptieren müsse. Die Arbeitnehmervertreter wirkten dagegen geschlossen in ihrer Ablehnung des neuen Großaktionärs. Wie die Commerzbank am selben Tag mitteilte, besitzt Unicredit 7,3 Prozent ihrer Aktien und hat sich darüber hinaus mithilfe von Derivaten den Zugriff auf weitere 1,9 Prozent gesichert.



Unsoveräne von der Leyen

Von Hendrik Kafsack, Brüssel

Es ist ein kleines politisches Beben: EU-Kommissar Thierry Breton schmeißt hin, und das mit Radau. Er stelle sein Amt mit sofortiger Wirkung zur Verfügung, lässt er alle Öffentlichkeit über die Plattform X wissen. Dass Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen Frankreichs Präsident Emmanuel Macron kurz vor der Vorstellung der neuen Kommission gedrängt hat, Bretons Nominierung aus „persönlichen Gründen“ zurückziehen, war zu viel für den eiteln Binnenmarktkommissar. Es sei ein weiterer „Ausdruck einer zweifelhaften Regierungsführung“, tritt Breton nach.

Das ist unsouverän. Dennoch hat von der Leyen den Schaden. Der Vorgang wirft kein gutes Licht auf ihre Führungsqualitäten. Das gilt umso mehr, da die Vorbereitung ihrer zweiten Amtszeit ohnehin holprig verläuft. Die Vorstellung der neuen Kommission hat sich verzögert, weil sie darauf beharrt hat, möglichst viele Posten an Frauen zu vergeben. Vor Dezember wird die Kommission kaum die Arbeit aufnehmen. Dabei kann sich die EU angesichts des unsicheren Ausganges der US-Präsident-

schaftswahl und der globalen Lage nicht leisten, Zeit zu verlieren.

Auch der Fall Breton wirft Fragen auf. Wenn von der Leyen persönliche Schwierigkeiten mit ihm hat, warum hat sie Breton nicht direkt nach der Nominierung durch Macron im Juli zurückgewiesen? Breton hat schließlich in den vergangenen Jahren hinlänglich bewiesen, dass sich sein Ego schwer steuern lässt. Er hat von der Leyen in schlechtem Licht dastehen lassen, hat ihre Entscheidungen hintertrieben. Bisher schien sie das nicht anzufechten – zumal Breton wie kein anderer für ihren wirtschaftspolitischen Kurs stand.

Die Regulierung der Tech-Riesen, die Ansiedlung von Chipfabriken in Europa, der harte Kurs gegenüber China, all das hat Breton maßgeblich mit vorangetrieben. Wollte von der Leyen ein Zeichen für einen neuen liberaleren Kurs setzen, wäre das gut. Alle ihre Äußerungen aus jüngster Zeit sprechen indes dagegen. So bleibt nur der Eindruck mangelnder Souveränität nach innen und außen. Nicht einmal in der Geschlechterfrage hat sie etwas erreicht. Auch der neue französische Kandidat ist ein Mann.

Ein Lichtblick aus Bitterfeld-Wolfen

Von Andreas Mihm, Wien

Mitten in die düstere Debatte über die nachlassende Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Wirtschaft gerade mit Blick auf die Konkurrenz aus China kommen aus Ostdeutschland Zeichen der Hoffnung. In Bitterfeld-Wolfen in Sachsen-Anhalt will das Unternehmen AMG Lithium dieser Tage die erste deutsche Raffinerie für Lithiumhydroxid in Batteriequalität in Betrieb nehmen. Das ist gut, und es kommt noch besser: Im brandenburgischen Guben will Rock Tech Lithium vom kommenden Jahr an Tausende Tonnen des begehrten Stoffs konvertieren.

Lithiumhydroxid ist ein wichtiger Baustein für Kathodenaktivmaterial, das Batterien brauchen, um Strom zu speichern. Ohne Lithium fahren Elektroautos nicht, ohne Lithium wäre die Elektrifizierung der Wirtschaft auf Sand gebaut. Die Verfügbarkeit dieses Leichtmetalls ist für den Standort existenziell. Die größten Lithiumerzeuger sind Chile, China, Australien und Argentinien. Die größten Importeure heißen Japan, Südkorea, USA und China, das zwei Drittel der Weltproduktion konsumiert. Niedrige Kosten, hohe Subventionen und technisches Wissen sichern Pekings Vorsprung. Der Preisverfall um 80 Prozent seit Anfang 2023 erschwert es zudem westlichen Anbietern, Kapital für ihre Projekte aufzutreiben.

Nicht nur Schwedens Batteriehersteller Northvolt hat daher seine Expansionspläne abgespeckt. Der US-Lithium-Riese Albemarle streicht Ausbauvorhaben. Dass sein Börsenwert nach dem Verlust von vier Fünfteln zuletzt zulegte, lag daran, dass China Lithiumbergwerke wegen Nachfragemangel schloss und die Märkte auf steigende Preise wetteten. Die Laune des Albemarle-Chefs hob das nicht. Er sagt, unternehme der Westen nichts, werde China die Lieferketten dominieren. 2030 wird es dafür zu spät sein. Bis dahin dürfte die Nachfrage dreimal so groß sein wie die Weltproduktion, erwartet die Deutsche Rohstoffagentur. Sie steht mit der Einschätzung nicht allein.

Die Folgen wären schlimm für Europa. Dort steigt der Bedarf, aber das Angebot ist mickrig. Es ist nicht so, als gäbe es keine Lithiumvorkommen. Erschließungsprojekte sind in Finnland, Großbritannien, Frankreich, Portugal, Italien, Österreich, der Tschechischen Republik, Deutschland und auf dem Westbalkan angekündigt. Ob sie verwirklicht werden, ist fraglich. Oft sind es junge Unternehmen, die auf hohe Margen hoffen. Der Absturz des Lithiumpreises nach dessen kometenhaftem Aufstieg und die lahme E-Auto-Nachfrage in der EU scheinen ihr Interesse zu dämpfen.

Erschwerend hinzu kommen Sorgen über Umweltschäden durch das Schürfen nach dem „weißen Gold“. Vor Ort ist das Image von Lithium so schlecht wie das schwarzer Kohle. Eine für Umweltrisiken sensibilisierte Gesellschaft zeigt sich heute eben selbst dann schnell alarmiert, wenn der Nutzen des Bergbaus für das Klima auf der Hand liegt, von den damit einhergehenden betriebs- und volkswirtschaftlichen Vorteilen in den globalen Lieferketten ganz zu schweigen.

Der aktuell markanteste Fall ist Serbien. Dort liegen die ergiebigsten Lithiumflöze Europas. Das Land könnte vom Abbau und der Verarbeitung bis

China dominiert den Lithium-Markt. Warum tut sich Europa so schwer, seine Vorräte zu bergen?

zum Bau von Elektroautos profitieren. Aber das Lithium ist ein innenpolitischer Zankapfel geworden. Liberale und Nationalisten wollen mit Umweltrisiken begründete Proteste nutzen, um den Autokraten Aleksandar Vučić aus dem Präsidentenamt zu jagen.

Weil Bundeskanzler Olaf Scholz (SPD) in Belgrad richtigerweise einen Vertrag zum Abbau von Lithium unterschrieben hat, gilt er als Helfer des umstrittenen Vučić. Scholz hatte Geld und die Zusage im Gepäck, der Bergbau werde umweltverträglich nach EU-Standards ablaufen. Dass man das Versprechen ernst nehmen, prüfen und nutzen könnte, das Land an die EU zu führen, kommt selbst EU-Befürwortern nicht in den Sinn.

Dabei sind es Chinas Rohstoffkonzerne, die in Serbien Verwüstungen hinterlassen haben. Dass ausgerechnet Peking den Westen bezichtigt, Proteste aufzustacheln, um die Regierung in Belgrad zu stürzen, zeigt die geopolitischen Implikationen des Themas. Das alles ist schlecht, für Serbien, für Deutschland und die EU. In Deutschland gibt es immerhin Erkundungsprojekte im Erzgebirge und am Oberrheingraben, die eine gewisse Ausbeute versprechen. Unlängst haben Forscher in Niedersachsen Lithium aus 3500 Meter tiefen Wasserschichten extrahiert. Das Potential sei vielversprechend. Doch ob es je wirtschaftlich erschlossen werden kann, weiß niemand. Die Verarbeitungsanlagen in Bitterfeld-Wolfen und Guben werden auf unabsehbare Zeit mit Lithium aus Brasilien und Kanada gefüttert. Die Raffinerien sind ein Anfang. Doch um wirklich im Batteriegeschäft mitzuspielen, bedarf es mehr.

Ein Abgang mit Knalleffekt

EU-Kommissar Breton tritt zurück und wirft Präsidentin von der Leyen einen zweifelhaften Führungsstil vor

hmk. BRÜSSEL. Thierry Breton ist sich beim Abtritt treu geblieben. Der französische Kommissar hat die Plattform X in den vergangenen fünf Jahren nicht ohne Grund wie kein anderer in Brüssel zur Vermarktung der EU und von sich selbst genutzt – an seinem letzten Amtstag verzichtete er darauf. Erst ein leerer Rahmen mit der Überschrift „Mein offizielles Porträt für die nächste EU-Kommission“, dann, Minuten später, der Rücktrittsbrief an Präsidentin Ursula von der Leyen. Vor wenigen Tagen, kurz vor der Bekanntgabe der nächsten Kommission, habe von der Leyen den französischen Präsidenten Emmanuel Macron aufgefordert, ihn aus „persönlichen Gründen“ auszutauschen, ohne diese Gründe „irgendwann direkt mit mir diskutiert zu haben“, ließ Breton die Öffentlichkeit wissen.

Das Vorgehen werfe ein „zweifelhaftes Licht auf die Regierungsführung“, heißt es weiter. Er trete damit mit unmittelbarer Wirkung zurück. Zuvor hatte Breton im Laufe des Wochenendes gehört, dass Macron der „Bitte“ von der Leyen nachkommen werde. Sie hatte Macron, so schreibt Breton, im Gegenzug ein einflussreiches Portfolio angeboten.

Breton wurde davon offenkundig vollkommen überrascht. Er durfte noch vor wenigen Tagen selbst davon ausgehen, in der neuen Kommission die Zuständigkeit für Industriepolitik zu bekommen und als einer der Vizepräsidenten eine Schlüsselrolle zu übernehmen. Darauf zumindest deutete vieles hin, was aus der Kommission zu hören war. Von der Leyen wird voraussichtlich an diesem Dienstag ihre neue Kommission und die Verteilung der Dossiers vorstellen.

Die Hintergründe der Entscheidung von der Leyens gegen Breton blieben zunächst unklar. Von der Leyen hat bis zuletzt versucht, den Anteil der Frauen in

der Kommission zu erhöhen. Zuvor standen einer Mehrheit von 16 Männern inklusive von der Leyen elf Frauen gegenüber. Macron nominierte allerdings am Montag mit dem scheidenden Außenminister Stéphane Séjourné abermals einen Mann als Kommissar für Frankreich.

So deutet vieles darauf hin, dass die „persönlichen Gründe“ tatsächlich auf das seit Langem belastete Verhältnis der beiden Politiker anspielen. Breton hatte von der Leyen im Frühjahr öffentlich vorgeführt, als er – auf X – auf die vermeintlich schwache Unterstützung ihrer Spitzenkandidatur für die Europawahl beim Parteitag der Christdemokraten hinwies. Das stieß auch Macron übel auf. Zudem stellte sich Breton gegen von der Leyens Plan, den Europaabgeordneten Markus Pieper (CDU) zum Mittelstandsbeauftragten der EU zu machen. Als der Aufgabe, konnte sich Breton nicht verneinen zu verbreiten: „Wie bei allen Ernennungen sind Transparenz, Kollegialität und

Leistungsprinzip bei der Auswahl von entscheidender Bedeutung für die Glaubwürdigkeit der Stelle und des gesamten Organs“ – auf X, versteht sich.

Hinzu kommen die politischen Alleingänge des ehemaligen Industriemanagers, dem auch seine Befürworter ein überbordendes Ego und einen besonderen Hang zur Selbstdarstellung bescheinigen. Mitte August sorgte in Brüssel für Unmut, dass sich Breton vor dem viel beachteten Gespräch des X-Eigentümers Elon Musk mit dem republikanischen US-Präsidentenwahlkandidaten Donald Trump zu Wort meldete. Er hatte unter Verweis auf das EU-Gesetz für digitale Dienste (DSA) gewarnt, X dürfe keine Inhalte verbreiten, die EU-Bürgern schaden könnten. Die Kommission beilegte sich klarzustellen, dass das nicht mit von der Leyen abgestimmt war.

Dennoch zeigten sich in der Kommission einige überrascht, dass von der Leyen Breton so kurz vor dem Abschluss der



„Persönliche Gründe“: Ursula von der Leyen und Thierry Breton Foto EPA

HÖHERE SOZIALABGABEN

Die Bemessungsgrenzen für Sozialbeiträge steigen 2025, wie die Belastungen für Gutverdiener.

Wirtschaft, Seite 17

ABKEHR VOM NUTRI-SCORE

Der Danone-Konzern wendet sich von der Nährwertkennzeichnung ab. Kritik kommt vom Erfinder.

Unternehmen, Seite 19

STAHL DER ZUKUNFT

In Duisburg treffen sich Politiker und Branchenvertreter und reden über den Industriestandort.

Unternehmen, Seite 22

Die Photovoltaik ist so gestaltet, dass sie nicht mit den Arbeiten im Hopfenanbau zusammenprallt. Während der Ernte können die Maschinen wie gewohnt an den Pflanzen entlangfahren.

Hopfen unterm Sonnendach

Hopfenbauern wie Josef Wimmer fürchten den Klimawandel. In der Hallertau testet er eine Solaranlage über dem Hopfengarten. Die liefert Strom, Schatten und schützt vor Hagel.

Eine Fotosseite von Felix Kaspar Rosic, Text Tillmann Neuscheler



Hoch oben im Hopfengarten von Josef Wimmer sind die Wechselrichter der Photovoltaikanlage montiert. Am Mittag, wenn die Sonne richtig brennt, arbeitet das Gerät auf Hochtouren: Es wandelt den Gleichstrom, der in den Solarmodulen erzeugt wird, in Wechselstrom um, bevor der Strom ins Netz eingespeist wird. Bei starkem Sonnenschein springen deutlich hörbar die Lüfter an, damit das Gerät nicht überhitzt. „Das ist mittlerweile mein Lieblingsgeräusch“, sagt der Hopfenpflanzer Josef Wimmer. Sieben Cent erhält er für jede Kilowattstunde, die er so ins Netz einspeist.

Sein Feld in Neuhub bei Au in der Hallertau, etwa sechzig Kilometer nördlich von München, ist der weltweit erste Hopfengarten, der mit einer Agri-PV-Anlage überbaut worden ist – also einer Photovoltaikanlage über der landwirtschaftlichen Nutzfläche. In sechs Meter Höhe sind Module auf Ständern montiert – mit etwas Abstand zwischen den Reihen, sodass die Pflanzen beschattet werden, aber noch genug Licht zum Wachsen bekommen. Von der Anlage verspricht sich der Hopfenbauer dreierlei: Neben dem Hopfen will er künftig Strom ernten, zudem spendet die Anlage Schatten, der Boden trocknet nicht so schnell aus, und schließlich soll die Anlage die Pflanzen auch noch teilweise vor Hagel schützen.

Gebaut werden Agri-PV-Anlagen derzeit auf einer Vielzahl ganz verschiedener landwirtschaftlicher Flächen: über Feldern mit Gemüse wie Spargel, Kartoffeln und Lauch, über Himbeeren, Rebstöcken und Getreide, auch über Obstplantagen mit Kirschbäumen und über Wiesen, auf denen Weidetiere grasen. Auch für Legehennen wird darüber nachgedacht, weil die Anlage dort die Tiere zugleich vor Hitze und Greifvögeln schützen kann. Experimentiert wird auch, über welchen Flächen das Konzept funktioniert und über welchen eher nicht. Nach den bisherigen noch vorläufigen Erkenntnissen läuft es sehr gut beispielsweise bei Himbeeren, mittelprächtigt bei Weizen und eher schlecht beim Mais. Der Schatten der Module beeinträchtigt dort deutlich die Photosynthese.

Der Hopfen scheint nach bisherigen Erkenntnissen gut geeignet: Er kommt in der Natur in Auwäldern vor, die Pflanze mag also durchaus etwas Schatten; zu viele heiße sonnige Tage über dreißig Grad dagegen mag die Pflanze gar nicht. In besonders heißen und trockenen Sommern geht die Ernte des Biergewürzes deutlich zurück – je nach Hopfensorte fällt der Ertrag um bis zu vierzig Prozent niedriger aus. Noch schlimmer ist nur Hagel; der kann im schlimmsten Fall ganze Hopfenfelder vernichten. Wimmer ist das im Jahr 2009 passiert, als der Hagel seine komplette Ernte vernichtet hat; im

Jahr 2022 vernichtet der Hagel nochmals etwa siebzig Prozent seiner Ernte. „Das war für mich der Auslöser, über einen Schutz für die Pflanzen nachzudenken“, erzählt er.

Geplant und gebaut hat Wimmer seine Hopfen-Agri-PV-Testanlage zusammen mit dem Solarunternehmen Agrar-Energie. „Die Konstruktion haben wir selbst entwickelt“, erzählt deren Chef Bernhard Gruber. Für das Projekt haben sie gemeinsam eine Firma gegründet und teilen sich das Risiko halbe-halbe. Gemeinsam haben sie bislang rund 1,4 Millionen Euro investiert. Die Solarmodule über dem Hopfen sind deutlich höher über dem Boden montiert als bei anderen Agri-PV-Anlagen. Im Hopfenanbau benötigt man jedoch ohnehin ein Gerüst, an dem sich die Pflanzen hochranken können, das Gerüst für die Pflanzen und die Solarmodule kann gut miteinander verbunden werden.

Bei der Ernte stört die ganze Konstruktion nicht. In der Hallertau, dem größten zusammenhängenden Hopfenanbaubereich der Welt, ist seine Anlage ein Vorzeigeprojekt. Der grüne Bundeslandwirtschaftsminister Cem Özdemir und Bayerns Wirtschaftsminister Hubert Aiwanger (Freie Wähler) waren schon da und haben sich die Testanlage zeigen lassen. Auch aus dem amerikanischen Bundesstaat Illinois kam eine Delegation und hat sich vor Ort über die Anlage informiert.

Wimmer ist von seiner Pilotanlage begeistert. Der Strom der Anlage bringt bislang mehr als doppelt so viel Geld wie die Hopfenpflanzen darunter. Je Hektar produziert die Anlage – die auf eine Maximalleistung von 0,7 Megawatt ausgelegt ist – rund achthundert Megawattstunden Strom im Jahr. Daher will er die Agri-PV-Anlage ausbauen. Insgesamt baut er auf einer Fläche von grob fünfunddreißig Hektar Hopfen an, bislang sind aber erst 1,3 Hektar mit Solaranlagen überdacht, sein Ziel sind Paneele über einer Fläche von rund siebzehn Hektar in den kommenden zwei bis drei Jahren. Das nächste Feld wird demnächst überdacht. Damit die Sonnenausbeute noch besser wird, montiert er die Anlage dabei in einem etwas steileren Winkel als bisher. Er lernt nach und nach dazu.

Auch andere Hopfenpflanzer haben schon Interesse bekundet. An Grenzen stößt der Ausbau der Agri-PV-Anlagen aber im Stromnetz. Es gibt in der Hallertau bislang schlicht zu wenig Netzkapazität, um den Strom einzuspeisen und dorthin zu transportieren, wo der Strom im selben Moment auch benötigt wird. Das merkt auch Wimmer: Weil für seine vergrößerte Agri-PV-Anlage die bisher vorhandenen Leitungen zu klein sind, muss er zusätzlich noch einmal rund vierhunderttausend Euro in die Hand nehmen für ein neues Kabel vom Feld zum nächsten Einspeisepunkt, der sechs Kilometer entfernt liegt.

Er bekomme Anrufe von Bauern, die auch ganz dringend eine Agri-PV-Anlage wollen. Was darunter wächst, sei manchem sogar ziemlich egal, erzählt der Solarunternehmer Bernhard Gruber. Manchmal müsse er sogar bremsen. Der Hopfenanbau darunter dürfe aber nicht als Vorwand benutzt werden, um einfacher eine Genehmigung für eine solche PV-Anlage zu erhalten, sagt der Hopfenzüchter Anton Lutz vom Hopfenforschungszentrum Hüll. Agri-PV-Anlagen werden daher nur genehmigt, wenn die

zu erwartenden Ernteeinbußen durch die Anlage unter dreißig Prozent liegen, erklärt Gruber. Dafür braucht man vorher Gutachten.

Auch beim Hopfen wurde schon im Vorfeld mit unterschiedlichen Beschattungsversuchen getestet. Ganz ohne Ernteeinbußen geht die Solaranlage über dem Feld auch beim Hopfen nicht, sagt Manuel Riedl von der Universität Weihenstephan, der das Projekt wissenschaftlich begleitet, die Ernteeinbußen halten sich aber in Grenzen, nach bisherigen Erkenntnissen liegen sie zwischen fünf und zwanzig Prozent. Riedl hat verschiedene Messinstrumente im Hopfengarten von Wimmer installiert, um das Experiment genau zu dokumentieren.

Sie messen unter anderem das Mikroklima unter der PV-Anlage, die Luftfeuchtigkeit, die Feuchtigkeit auf den Blättern und die Saugspannung der Wurzeln. Wie stark die Ernteeinbußen genau sind, hängt auch von der Hopfensorte ab. Um genauer zu erforschen, welche Sorte mit der Beschattung besser zurechtkommt, sind unter der Testanlage zwei verschiedene Sorten angepflanzt: Auf der einen Seite wächst „Herkules“, ein Bitterhopfen, die meistangebaute Sorte in der Hallertau. Auf der anderen wächst „Hallertauer Tradition“, ein Aromahopfen, der bei Craft-Brauern beliebt ist. „Die Sorte Herkules ist die ‚Cash-Cow‘ der Hallertau“, sagt Riedl, die Sorte verträgt die Anlage allerdings nicht ganz so gut wie die Sorte Tradition.

Welche Sorten künftig in der Hallertau angebaut werden, ist aber ohnehin offen. Viele althergebrachte Sorten kommen nicht so gut mit dem Klimawandel zurecht. Experten plädieren daher längerfristig für die Wahl hitzeresistenterer Sorten, die in den vergangenen Jahren extra dafür gezüchtet wurden. Doch bislang fehlt es den neuen Sorten noch an Akzeptanz. Die Hopfenpflanzer bauen an, was die Bierbrauer ihnen abkaufen. Und bislang verlangen die Brauer noch die herkömmlichen Sorten, deren Geschmacksprofil sie seit Jahren kennen. Doch in der Hallertau kommt in diesen Zeiten manches in Bewegung. Wie es hier wohl in zehn Jahren aussehen wird? Rein theoretisch seien achtzig Prozent der Hopfengärten tauglich für Agri-PV-Anlagen, sagt Gruber.



In der Nähe von Pfettrach ist noch ein traditioneller Hopfengarten mit der klassischen Holzkonstruktion zu sehen.



Hopfenbauer Josef Wimmer ist begeistert vom Erfolg seiner Agri-PV-Anlage über dem Hopfengarten. Er will bald noch mehr seines Bestands mit Photovoltaik ausstatten.



In Hüll gibt es ein Forschungszentrum, das mit diversen Messeinrichtungen verschiedene Kenngrößen für die Hopfenzüchtung ermittelt.

2853 Euro mehr Sozialabgaben

Die Bemessungsgrenzen für Sozialbeiträge steigen 2025 stark, die Belastung für Gutverdiener damit auch. Sozialverbänden reicht das aber nicht.

Von Dietrich Creutzburg, Berlin

Wer als Arbeitnehmer ein Gehalt von mehr als 8000 Euro im Monat bezieht, muss im kommenden Jahr deutlich höhere Abzüge für Sozialabgaben hinnehmen. Das liegt daran, dass die jährliche Erhöhung der sogenannten Beitragsbemessungsgrenzen diesmal sehr kräftig ausfällt. Höhere Beitragssätze der Kranken- und wohl auch Pflegekassen kommen hinzu. Für Beschäftigte mit mindestens 8050 Euro Bruttogehalt bedeutet dies, dass sie 2025 bis zu 1426,73 Euro mehr Sozialbeiträge zahlen als in diesem Jahr; noch einmal so viel kommt auf den Arbeitgeber zu. Insgesamt müssen beide dann 2853,46 Euro mehr an die Sozialkassen abführen. Im Monat sind das jeweils knapp 119 Euro mehr für Arbeitgeber und Arbeitnehmer.

Grundlage dieser F.A.Z.-Berechnungen ist zum einen der Verordnungsentwurf des Bundesarbeitsministeriums zur turnusmäßigen Anhebung der Beitragsbemessungsgrenzen, der am Wochenende bekannt gegeben worden war. Zum anderen ist berücksichtigt, dass die Krankenkassenbeiträge 2025 um 0,6 Prozentpunkte und der Beitrag zur Pflegeversicherung um 0,2 Prozentpunkte steigen dürften. Diese Werte liegen am unteren Rand einer gemeinsamen Prognose der Krankenkassenverbände.

Die Bemessungsgrenzen geben vor, bis zu welcher Höhe eines Gehalts Sozialabgaben abzuführen sind, also Beiträge zur Renten-, Arbeitslosen-, Kranken- und Pflegeversicherung. Ihre jährliche Anpassung richtet sich nach dem Anstieg des statistischen Durchschnittsentgelts, der diesmal mit 6,4 Prozent besonders stark ausfiel. Die stärkste Mehrbelastung kommt



Bei den Krankenversicherungen treffen höhere Abgaben auf einen wachsenden Finanzbedarf.

Foto Ben Kilb

nun auf gut verdienende Arbeitnehmer im Osten zu. Denn dort steigt die Grenze für Renten- und Arbeitslosenversicherung um 600 Euro auf 8050 Euro im Monat, 100 Euro stärker als im Westen. Konkret bedeutet dies, dass von 2025 an auch für diejenigen Teile eines Monatsgehalts, die zwischen 7450 und 8050 Euro liegen, Renten- und Arbeitslosenbeiträge anfallen.

Da diese Beiträge zusammen 21,2 Prozent ausmachen (je 10,6 Prozent für Arbeitnehmer und Arbeitgeber), steigen die monatlichen Zahlungen im Osten damit um je 63,60 Euro. Im Westen sind es je 53 Euro. Der Unterschied rührt daher, dass die Bemessungsgrenze im Osten derzeit noch 100 Euro unter der im Westen liegt. Im Zuge der Vereinheitlichung des Rentensystems werden die Grenzen nun auf einheitlich 8050 Euro angehoben.

Für Kranken- und Pflegeversicherung gilt hingegen schon lange eine einheitliche Bemessungsgrenze. Diese steigt zum 1. Januar von 5175 auf 5512,50 Euro. Für gesetzlich versicherte Arbeitnehmer mit Monatsgehältern in mindestens dieser Höhe werden daher künftig Krankenkassen-

und Pflegebeiträge auf weitere 337,50 Euro ihres Gehalts erhoben. Das sind je 33,24 Euro mehr an Beiträgen für Arbeitnehmer und Arbeitgeber, sofern man die erwarteten Beitragserhöhungen zunächst noch außen vor lässt.

Mit den voraussichtlichen Erhöhungen steigt der durchschnittliche Krankenkassenbeitrag jedoch von bisher 16,3 auf 16,9 Prozent des Bruttolohns, der sogenannte Regelbeitrag der Pflegeversicherung steigt von 3,4 auf 3,6 Prozent. Damit werden künftig von den Gehältern bis zur Höhe von 5512,50 Euro im Monat zusätzliche 0,8 Prozent an Sozialbeiträgen abgezogen. Unter dem Strich macht das noch einmal je 22,05 Euro im Monat für Arbeitnehmer und Arbeitgeber aus. Alle drei Faktoren zusammen – die Erhöhungen der beiden Bemessungsgrenzen und die höheren Beitragssätze – führen damit zu Mehrbelastungen jeweils von knapp 119 Euro für Arbeitnehmer und Arbeitgeber im Osten und von rund 108 Euro im Westen.

Die Bemessungsgrenzen für Renten- und Arbeitslosenkasse werden immer so ermittelt, dass die Beitragspflicht für Gut-

verdiener bis zur doppelten Höhe des statistischen Durchschnittslohns reicht. Zugleich sind ihre Ansprüche auf Rente und Arbeitslosengeld dann aufs Doppelte der Ansprüche für Durchschnittsverdiener begrenzt. Die Idee dahinter ist, dass auch Gutverdiener am Sozialschutz der Solidargemeinschaft teilhaben sollen. Wer aber oberhalb dieser Grenze verdient, dem traut man zu, selbst zu entscheiden, inwieweit er noch zusätzlich vorsorgen will.

Die Bemessungsgrenze der Kranken- und Pflegeversicherung ist dagegen niedriger, weil dort alle Versicherten gleiche Leistungen erhalten, egal wie viel sie einzahlen. Gutverdiener tragen dort also in jedem Fall überproportional zur Finanzierung bei. Der Sozialverband VdK hält deren Beitrag dennoch für zu niedrig. Er fordert daher, auch die Bemessungsgrenze für Kranken- und Pflegeversicherung auf 8050 Euro zu erhöhen. Würde dies umgesetzt, hätte das für Gutverdiener im Osten eine monatliche Mehrbelastung von 369 Euro zur Folge; für Arbeitnehmer und Arbeitgeber zusammen wären es unter dem Strich 8852 Euro mehr pro Jahr.

Ökonomen fordern besseren Datenzugang für Forscher

800 Besucher auf Jahrestagung des Vereins für Socialpolitik in der TU Berlin

BERLIN. Der größte deutsche Ökonomenverband appelliert an die Politik, Wissenschaftler in Deutschland mit besseren Forschungsdaten zu versorgen. Ohne besseren und schnelleren Zugriff auf Daten von Behörden könne die Wirksamkeit von vielen Gesetzesvorhaben nicht ausreichend erforscht werden. Deutschland hinkt anderen Ländern bei der Versorgung von Wissenschaftlern mit Daten noch immer deutlich hinterher, sagte Regina Riphahn, die Vorsitzende des Vereins für Socialpolitik (VfS), zum Auftakt der Jahrestagung des mit knapp 4000 Mitgliedern größten Berufsverbands von Wirtschaftswissenschaftlern im deutschsprachigen Raum.

Im benachbarten Ausland seien in den vergangenen Jahren deutliche Fortschritte gemacht worden, nicht aber in Deutschland. Der Staat müsse nicht nur dafür sorgen, dass Forscher schnelleren Zugriff auf Daten aus dem öffentlichen Sektor bekommen, sondern auch die Verknüpfung unterschiedlicher Datensätze ermöglichen. Außer dürfte sich die Datenlage etwa über die Vermögensverhältnisse der Deutschen und über die Bildungsverläufe der Bevölkerung. Es ergebe auch wenig

Sinn, wenn Ökonomen über finanzpolitische Fragen von heute mit fünf Jahre alten Daten der Steuerstatistik aus der Finanzverwaltung forschen müssten.

Große Hoffnungen setzen die Ökonomen in das kommende Forschungsdatengesetz, das derzeit im Bundesforschungsministerium (BMBF) erarbeitet wird. Die Bundesregierung will bis Ende dieses Jahres das Gesetz beschließen, so ist es im Koalitionsvertrag vereinbart. Bislang ist zwar noch kein Gesetzentwurf präsentiert worden, innerhalb der Regierung kursiert aber ein Referentenentwurf. Was bisher nach außen gedrungen sei, klinge vielversprechend, sagte die Wuppertaler Finanzwissenschaftlerin Kerstin Schneider. Neutrale Datentreuhänder sollen dafür sorgen, dass kritische Daten analysiert, verknüpft und geteilt werden können und der Datenschutz dabei sichergestellt wird.

Die Jahrestagung des Vereins für Socialpolitik widmet sich in diesem Jahr den Arbeitsmärkten. Unter dem Titel „Upcoming Labour Market Challenges“ debattieren seit Sonntag mehr als 800 Wirtschaftswissenschaftler in der Technischen Universität Berlin und präsentie-

ren dabei bis Mittwoch rund 420 neue Forschungsarbeiten.

Eröffnet wurde die Kerntagung am Montag mit einem Vortrag des Wirtschaftsnobelpreisträgers aus dem Jahr 2021, David Card, von der amerikanischen Universität Berkeley. Bekannt geworden ist der kanadische Arbeitsmarktökonom mit seiner Forschung über die Folgen von Mindestlöhnen in den Neunzigerjahren. Höhere Mindestlöhne sind keinesfalls zwingend mit negativen Beschäftigungseffekten verbunden, lautet seine Kernaussage, die damals auf viel Widerstand stieß, heute aber weithin akzeptiert ist. Der Arbeitsmarktökonom widmete sich in seinem Vortrag in Berlin jetzt den Lohnunterschieden innerhalb von und zwischen Städten. Dabei geht es auch um Fragen, ob neu ankommende Migranten die Löhne der einheimischen Bevölkerung verändern. Wie schwierig es ist, die Einflüsse der Migration auf die Löhne der Einheimischen in verschiedenen Segmenten genau zu beziffern, zeigte auch der Vortrag des deutschen Migrationsforschers Christian Dustmann, der am University College London forscht. Er hat zudem mit dänischen Daten unter-

sucht, wie sich Kürzungen von Sozialleistungen für Migranten auf den Arbeitsmarkt auswirken. Tatsächlich haben Betroffene nach der Kürzung eher Arbeit gesucht, allerdings war der Effekt kleiner als von den Befürwortern der Kürzungen erhofft. Und es gab auch negative Auswirkungen, so haben sich die schulischen Leistungen der Kinder aus Migrantenfamilien verschlechtert, und die Kriminalität nahm zu.

Am Rande der Jahrestagung äußerte sich der Verein für Socialpolitik auch zu seinen beiden ökonomischen Fachzeitschriften: der englischsprachigen „German Economic Review“ und der deutschsprachigen „Perspektiven der Wirtschaftspolitik“. Der Verein möchte angesichts der Digitalisierung seine Zeitschriften auf sogenannten „Open Access“ umstellen, die Ausgaben sollen also künftig für Wissenschaftler und Studenten online frei zugänglich sein. Dafür verhandelt der Verein derzeit mit dem Wissenschaftsverlag De Gruyter über die genauen Konditionen. Die gedruckte Ausgabe der „German Economic Review“ in Papierform wird zum Jahreswechsel voraussichtlich eingestellt.

Die schwierige Suche nach den Tätern des Klimabetrugs

Staatsanwaltschaft ermittelt gegen 17 Personen

BERLIN. Wer sind die Täter, die Klimaschutzzertifikate offenbar für Umweltkriminalität im ganz großen Stil ausgenutzt haben? Und wie ist es den Tätern gelungen, Nachweise für die Einsparung von Treibhausgasen zu ergattern, die es mutmaßlich nicht gegeben hat? Diese Fragen standen bislang im Schatten der heftigen Vorwürfe, die die Opposition im Bundestag und die Bio-Kraftstoffindustrie im Zusammenhang mit mutmaßlich betrügerischen Klimaschutzprojekten in China gegen das Umweltbundesamt und Bundesumweltministerin Steffi Lemke (Grüne) erheben. Die Kontrollen seien zu lasch gewesen, und erst viel zu spät hätten UBA und Ministerin Lemke auf Hinweise reagiert, behaupten die Kritiker.

UBA-Präsident Dirk Messner entgegnete am Montag auf die Kritik, seine Behörde sei in die Fallstricke mutmaßlicher Täter geraten, die „hochverdächtig“ seien, ein „Schattenvertragssystem“ aufgebaut zu haben. Nach den bisherigen Erkenntnissen seien „die immer gleichen Akteure“ beteiligt gewesen. Eine zentrale Rolle haben offenbar Vermittler gespielt. Dafür habe man in 45 der 66 Klimaschutzprojekte in China „starke Verdachtsmomente“, Elf der chinesischen Projekte seien unverständlich, und zehn würden noch geprüft.

Die Staatsanwaltschaft Berlin ermittelt bislang gegen 17 Personen wegen des Verdachts des gemeinschaftlichen gewerbsmäßigen Betrugs. Nach derzeitigem Ermittlungsstand sei mutmaßlich im Fall von fünf angeblich zertifizierungsfähigen Klimaschutzprojekten ein Schaden in Höhe von knapp 1.126.000 Euro entstanden. Es bestehe der Anfangsverdacht, dass die Beschuldigten das UBA, welches über die Ausstellung der Zertifikate entscheidet, über die Existenz verschiedener Klimaschutzprojekte oder jedenfalls die Antragsberechtigung getäuscht hätten. Bei den Be-

schuldigten handelt es sich nach Angaben der Staatsanwaltschaft um die Geschäftsführer beziehungsweise Mitarbeiter von Prüfstellen, die an der Verifizierung mutmaßlich betrügerischer Klimaschutzprojekte in China beteiligt gewesen sein sollen. Nach einer Auswertung des ZDF-Magazins „Frontal“ sind in chinesische Klimaschutzprojekte vor allem die Prüforganisationen Verico und Müller-BBM Cert Umweltgutachter sowie bei einigen wenigen Projekten der TÜV Rheinland eingebunden.

Das UBA und die an der Aufklärung beteiligte Rechtsanwaltskanzlei hielten sich am Montag bedeckt, Beteiligte an dem mutmaßlichen „Schattenvertragssystem“ zu benennen. Man sei weiterhin dabei, die Strukturen der „schön gemachten Schattenprojekte“ zu untersuchen. Eine Schwierigkeit bestehe darin herauszufinden, ob Unternehmen dem Täter- oder Opferkreis zuzurechnen seien. So gehe man Hinweisen auf Identitätsdiebstahl nach.

Die Bemühungen, verdächtige Projekte in China in Augenschein zu nehmen, seien in den meisten Fällen erfolglos geblieben. Nur ein kleiner Teil der Anfragen sei mit positivem Ergebnis beantwortet worden. Nach Messners Angaben hat aber allein schon die Tatsache, dass Vor-Ort-Kontrollen gedroht hätten, Wirkung gezeigt. In sieben Verdachtsfällen hätten die Projektträger ihre Anträge auf Freischaltung von Zertifikaten zurückgezogen, als das UBA wegen Auffälligkeiten nachhakte.

Aus der Projektliste des UBA ergibt sich, dass zu den Projektträgern unter anderem die Rohstoffkonzerne Shell, BP und Vitol zählen. Häufig genannt wird der Name des Unternehmens Gulf Organisation for Research and Development (GORD) aus Qatar. Die meisten Projektträger wollten aber ungenannt bleiben und tauchen deshalb nicht auf der Liste auf.

Hochwasser kostet Milliarden

Mitteuropas Regierungen planen Hilfen

WIEN. Nachlassende Regenfälle haben die Katastrophensituation in den Überschwemmungsgebieten Österreichs, der Tschechischen Republik, in Polen und Rumänien etwas gemildert. Dennoch stieg die Zahl der Todesopfer als Folge der vielerorts schwersten Überschwemmungen seit Jahrzehnten. Während vom Militär unterstützte Hilfskräfte auch am Montag in Erwartung neuer Regenfälle Dämme sichern und Sperrwerke bauen, blieben Transportrouten, auch Autobahnen, teils für den Verkehr gesperrt.

In Österreich waren am Montag 40 Zugverbindungen unterbrochen, darunter wichtige Routen von Wien nach Westen, Süden und Osten. Die Österreichischen Bundesbahnen (ÖBB) verlängerten ihre seit Freitag bestehende Reiseverwarnung bis Donnerstagabend. Die Beseitigung der materiellen Schäden dürfte Milliarden Euro kosten, Regierungen kündigten Hilfe für die Betroffenen an. Österreichs Bundespräsident Alexander Van der Bellen sagte, das Land werde sich „mit den Folgen noch lange beschäftigen“. Niemand dürfe im Stich gelassen werden: „Wir werden in den kommenden Wochen und Monaten den Fokus auf die Hauptbetroffenen legen, die am meisten verloren haben.“

In Polen berief Regierungschef Donald Tusk angesichts der schweren Verwüstungen im Südwesten des Landes sein Kabinett zu einer Krisensitzung ein. In Prag beklagte Ministerpräsident Petr Fiala außergewöhnliche Schäden. Er habe seinen Finanzminister angewiesen, „Mittel für die Nothilfe und die Fluthilfe vorzubereiten. Der EU-Minister wird europäische Hilfe beantragen“, schrieb Tusk auf der Plattform X.

Das Hochwasser trifft vor allem Österreich in einer angespannten wirtschaftlichen Lage. Die Nationalbank OeNB hatte erst Ende voriger Woche ihre bisher positive Konjunkturprognose in eine negative gewendet. Demnach wird das reale Bruttoinlandsprodukt (BIP) in diesem Jahr einen Prozentpunkt kleiner ausfallen als erwartet, was ein Schrumpfen der Wirtschaft um 0,7 Prozent bedeuten würde. Schon im Vorjahr war das Wachstum negativ gewesen. Der Direktor des Wirtschaftsforschungsinstituts WIFO, Gabriel Felbermayr, erwartet von den dramatischen, wenngleich lokal begrenzten Unwetterfolgen keine großen Auswirkungen auf die nationale Wirtschaftsleistung. Doch dürfte der staatliche Finanzierungssaldo wegen der zu erwartenden Zusatzausgaben höher ausfallen als erwartet.

Kassenärzte erhalten mehr Geld

Plus von 1,7 Milliarden Euro / Kein Schlichter nötig

BERLIN. Die deutschen Kassenärzte dürfen im kommenden Jahr etwa 1,7 Milliarden Euro mehr für ihre Leistungen abrechnen. Insgesamt werden die gesetzlichen Krankenkassen damit für die ambulante Versorgung rund 49 Milliarden Euro ausgeben. Auf diese Steigerung haben sich die Kassenärztliche Bundesvereinigung (KBV) und der Spitzenverband der Gesetzlichen Krankenversicherung (GKV) am Montag in Berlin geeinigt. In seiner dritten Runde vereinbarte der sogenannte Bewertungsausschuss aus sechs paritätisch besetzten Vertretern beider Seiten, den Orientierungswert für die Berechnung der ärztlichen und psychotherapeutischen Behandlungen für das kommende Jahr um 3,85 Prozent anzuheben.

Dieser Multiplikator für die Vergütungsberechnung nach dem Einheitlichen Bewertungsmaßstab EBM klettert damit auf rund 12,39 Cent. Die prozentuale Steigerung ist genauso hoch wie im Vorjahr. Neu ist allerdings, dass sie zum ersten Mal seit Jahren nicht in einer Schlichtung im „Erweiterten Bewertungsausschuss“ unter Vermittlung des Essener Gesundheitsökonom Jürgen Wasem zustande kam, sondern in den regulären Verhandlungen. Die KBV hatte in der ersten Runde im August zunächst eine Anhebung des Orientierungswerts um knapp 6 Prozent gefordert, die GKV-Seite hatte damals 1,6 Prozent angeboten.

Beiden Seiten ist wichtig, mit dem Kompromiss die Arbeitsfähigkeit der Selbstverwaltung im Gesundheitswesen unter Beweis zu stellen. Denn sowohl die Mediziner als auch die Krankenkassenversicherer fühlen sich derzeit äußerst missverstanden und vernachlässigt von der Politik, vor allem von Bundesgesundheitsminister Karl Lauterbach (SPD). Von dessen ehrgeizigstem Projekt, einer „großen Krankenhausreform“, befürchtet die GKV hohe finanzielle Belastungen in der stationären Versorgung und sucht daher Ruhe und Verständigung im ambulanten Arbeitsfeld.

Entsprechend versöhnlich fielen die Stellungnahmen zu der Einigung vom Montag aus. Beide Seiten sagten, das Ergebnis sei keine Jubelnachricht, aber wichtig im Sinne der Kompromissuche und der Selbstverwaltung. 1,7 Milliarden Euro seien viel Geld für die Beitragszahler, hieß es von der Kassenseite. „Damit unsere Versicherten ambulante Versorgung erhalten, müssen aber auch Inflation und Fachkräftemangel in Arztpraxen finanziell ausgeglichen werden.“ Die KBV lobte die „gemeinsame Verantwortung mit der GKV in einem sehr schwierigen politischen Umfeld“. Die Einigung sei ein Signal in Richtung Gesundheitsminister: „Ohne die niedergelassenen Kolleginnen und Kollegen in den Praxen ist eine gute Gesundheitsversorgung unmöglich.“

Kein Defizit, aber mehr Armut in Argentinien

Regierung von Präsident Milei prognostiziert ein Wachstum von 5 Prozent

SÃO PAULO. Es geht bergauf in Argentinien. So zumindest sieht das der Haushaltssaldo der Regierung des liberalen Präsidenten Javier Milei vor, der am Sonntag dem Kongress vorgelegt worden ist. Er sieht bis Ende 2025 ein Wachstum von fünf Prozent vor, mit einer Inflation von 18,3 Prozent und einem Wechselkurs von etwas mehr als 1200 Pesos je Dollar. Auch in den beiden folgenden Jahren prognostiziert die Regierung Wachstumsraten von fünf und 5,5 Prozent. In diesem Jahr dürfte die Wirtschaft Argentinien um bis zu drei Prozent schrumpfen.

Normalerweise obliegt die Präsentation des Budgets dem Finanzminister. Milei ließ es sich jedoch nicht nehmen, den Voranschlag persönlich dem Kongress zu unterbreiten. Er unterstrich in seiner Rede, dass er der Verpflichtung, seine Regierung müsse den Haushalt im Lot halten, um jeden Preis nachkommen werde. Er werde sein Veto gegen alle Gesetzesentwürfe einlegen, die dies gefährdeten. Ausgaben könnten nur erhöht werden, wenn sie anderswo in gleichem Maße reduziert würden. „Wenn nicht, wird ein Veto eingelegt“, sagte Milei. Auch durch makroökonomische Bedingungen will sich die Regierung nicht vom

Ziel des Nulldefizits abbringen lassen. Das Budget habe „eine Methodik, die den Haushaltssaldo schützt, egal, wie das wirtschaftliche Szenario ist“, sagte Milei.

Er hatte gleich beim Amtsantritt im Dezember eine Reihe von strengen Sparmaßnahmen ergriffen, um der galoppierenden Inflation entgegenzutreten. In nur wenigen Monaten entwertete Milei den argentinischen Peso um gut 50 Prozent, strich Preiskontrollen für Lebensmittel und Mieten sowie Subventionen für Energie und Transport, fror alle öffentlichen Bauprojekte ein, halbierte die Zahl der Ministerien, kürzte den Finanzausgleich an die Provinzen und entließ 15.000 Staatsangestellte. Obwohl Mileis Partei im Kongress nur über eine kleine Minderheit verfügt, gelang es dem Präsidenten, mithilfe der bürgerlichen Mitte und dank weitreichender Zugeständnisse ein umfassendes Reformpaket durchzubringen.

In den vergangenen neun Monaten im Amt haben die Kürzungen zu einem Haushaltsüberschuss beigetragen, dem ersten seit fast zwei Jahrzehnten. Gleichzeitig hat die Sparpolitik aber auch einen Anstieg der Armut verursacht. Rund 60 Prozent der Argentinier leben nun in Ar-



Javier Milei

Foto AP

mut; im Dezember waren es 44 Prozent. Die wirtschaftliche Aktivität ist eingebrochen und die Kaufkraft gesunken, was ebenfalls zum Rückgang der Inflation beigetragen haben dürfte.

Wie aufgeladen die Stimmung in Argentinien weiterhin ist, zeigte sich in der vergangenen Woche, als Milei sein Veto gegen einen Gesetzesentwurf einlegte, der eine Anhebung der Renten vorsah. Der Opposition gelang es anschließend nicht, die notwendige Zweidrittelmehrheit zusammenzubringen, um das Veto zu überstimmen. In der Folge kam es zu Demonstrationen von Rentnern, die in diesem Jahr rund die Hälfte ihrer Kaufkraft verloren haben.

Die Kämpfe auf der Straße und im Kongress, dessen Mitglieder Milei ein weiteres Mal als „elende Ratten“ bezeichnet hat, werden auch in den kommenden Monaten andauern. Jeder Gesetzesentwurf führt aufgrund der Mehrheitsverhältnisse zwangsläufig zu einem politischen Kampf. Was durchkommt und sich gegen Mileis Sparpläne richtet, wird vom Präsidenten mit einem Veto abgescmetert. Wenn das nicht ausreicht, verspricht Milei, werde er andere Wege finden, um die Staatsausgaben zu kürzen.

Die grünen Lastwagen sind da, die Kunden nicht

Bei Daimler Truck ist der Unmut groß: Trotz funktionierender Technik und elektrischer Trucks stockt die Verkehrswende. Der Grund liegt für Andreas Gorbach, Entwicklungsvorstand des weltgrößten Nutzfahrzeugherstellers, im stockenden Ausbau der Infrastruktur.

Von Tobias Piller und Benjamin Wagener, Leinfelden-Echterdingen

Im Verteilerverkehr sind die elektrischen Lastwagen von Daimler Truck längst angekommen, Kunden des weltgrößten Lastwagenherstellers liefern mit ihnen schon seit gut einem Jahr Pakete, Gemüse und Bauteile aus. Im November läuft auch die Serienproduktion des E-Actros 600 an – und mit diesem Fahrzeug will das baden-württembergische Unternehmen auch auf der Langstrecke ohne schädliche Abgase unterwegs sein. Der im Oktober 2023 vorgestellte Truck soll mit einer einzigen Batterieladung rund 500 Kilometer weit kommen.

Aussichten, die Daimler-Truck-Entwicklungsvorstand Andreas Gorbach eigentlich optimistisch stimmen sollten – zumal die Wahrscheinlichkeit groß ist, dass viele Kunden den gebürtigen Stuttgarter auf der am Montag in Hannover gestarteten IAA Transportation mit Fragen zu dem neuen Fahrzeug bestürmen werden. Doch von großem Optimismus ist bei dem Neunundvierzigjährigen gerade nicht viel zu spüren. „Beim Thema Dekarbonisierung sehen wir gerade eine große Ernüchterung“, sagt Gorbach im Gespräch mit der F.A.Z. „Die Produkte sind in Serienproduktion. Aber sie werden von den Kunden noch nicht in großen Stückzahlen gekauft.“

Der Grund ist einfach: Wenn Lastwagen festgelegte Routen ohne planbare Heimfahrten zur Ladestation auf dem eigenen Betriebshof verlassen sollen, fehlt die Ladeinfrastruktur. Solange Spediteure nicht sicher sind, dass ihre Fahrer auf überfüllten Rastplätzen eine freie Ladesäule finden und ihre Batterien in angemessener Zeit aufladen können, werden sie sich nicht für einen elektrischen Truck anstelle eines Diesellastwagens entscheiden. Dabei läuft den Unternehmen die Zeit davon: Die Gesetzgebung der Europäischen Union sieht empfindliche Strafzahlungen vor, wenn die Emissionen der neu verkauften Fahrzeuge 2030 nicht um 45 Prozent niedriger sind im Vergleich zum Jahr 2020.

Daimler-Truck-Technikvorstand Gorbach ärgert die Strafzahlungen. Vor zehn Jahren hätten sie möglicherweise einen Sinn gehabt, als die Politik die Hersteller

dazu bewegen wollte, überhaupt in alternative Antriebe zu investieren. „Aber heute haben die Unternehmen ihre Hausaufgaben gemacht, die Elektrolastwagen sind auf der Straße, aber sie werden nicht gekauft, weil die dafür notwendige, von der Politik versprochene Infrastruktur fehlt“, erläutert Gorbach. „Die Strafzahlungen für die Fahrzeughersteller bleiben dennoch bestehen.“

Gorbach plädiert für eine konzertierte Aktion, um die ehrgeizigen Klimaziele bis 2030 auch nur ansatzweise zu erreichen: Mit Anreizsystemen müsse die Politik Investoren und Energieunternehmen zusammenbringen, damit der Ausbau der Infrastruktur schneller vorantreibe. „Regelungen zu Strafzahlungen sollten wir dann an den Fortschritt der Infrastruktur koppeln“, sagt Gorbach.

Der Ingenieur fordert dabei einen kombinierten Ausbau von elektrischen Ladesäulen und Wasserstofftankstellen. „Es ist richtig, dass zuerst die Lastwagen mit Batterieantrieb kommen, das ist der erste Schritt, aber im Zielbild brauchen wir auch Wasserstoffantriebe“, erläutert der Entwicklungsvorstand. „Eine Entscheidung gegen Wasserstoff ist aber auch eine Entscheidung gegen die schnellste und am wenigsten kapitalintensive Dekarbonisierung.“ So seien die Kosten bei der elektrischen Infrastruktur am Anfang niedrig. Speditionen installierten sich auf ihren Betriebshöfen Ladestationen, Probleme gebe es erst, wenn die Logistiker die zehnte, elfte, zwölfte Ladesäule haben wollen – ganz abgesehen von den enormen Kosten für riesige Ladeparks an Rastplätzen. Da werde das Netz der limitierenden Faktor, es müsse ausgebaut werden, und die Kosten stiegen exponentiell.

Anders beim Wasserstoff: Die ersten Tankstellen seien unglaublich teuer. „Doch wenn die Zahl der Wasserstofflastwagen steigt, sinken die Kosten pro Lastwagen und Kilometer schnell“, sagt Gorbach. „Über den gesamten Zeitraum der Transformation ist der Ausbau beider Infrastrukturen weniger kapitalintensiv. Und auch schneller, weil die Genehmigungen für eine Wasserstofftankstelle lange nicht so langwierig sind wie die für den Ausbau des Stromnetzes.“ Aber klar ist für

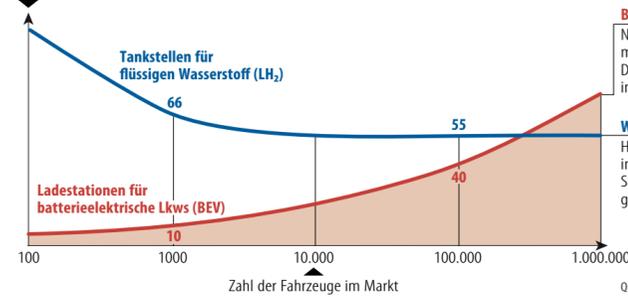


Unterwegs mit Wasserstoff: Andreas Gorbach vor dem „GenH2“-Truck

Foto AFP

Wie sich Batterien und Wasserstoff ergänzen

Kosten für die Infrastruktur je Schwerlastwagen in tausend Euro



BEV-Ladeinfrastruktur:

Niedrige Anfangskosten, hauptsächlich mit Installation zusätzlicher Ladepunkte. Der notwendige Netzausbau erfordert immer mehr Investitionen und Zeit.

Wasserstofftankstellen (LH₂):

Hohe Anfangsinvestitionen und Zeitbedarf, insbesondere in der vorgelagerten Infrastruktur. Steigende Nachfrage und Nutzung bieten große Skaleneffekte.

Quelle: Daimler Truck/F.A.Z.-Grafik fbr.

Gorbach eines: „Die Infrastruktur wird zum Flaschenhals der Dekarbonisierung.“

Das Argument, dass Wasserstoff einen schlechten Wirkungsgrad habe und dass die Wasserstoffwirtschaft eine Verschwendung von Ressourcen sei, hält Gorbach „erstens für falsch und zweitens für nicht relevant.“ Wenn in sonnigen Regionen wie in Afrika Solarpanels aufgebaut würden, dann sei die Effizienz doppelt so hoch wie in Deutschland – wenn man dann aus diesem Strom Wasserstoff mache, habe man zwar den halben Wirkungsgrad bis zum rollenden Reifen – „aber eben immer noch den doppelten Wirkungsgrad am Panel. Das heißt, die emissionsfrei gefahrenen Kilometer pro Stunde Sonne sind die gleichen“, erläutert Gorbach. „Die Sun-to-Wheel-Effizienz ist also die Gleiche, weil die Ressource die Sonne ist. Alternativ behält man dort heißen Sand.“

Zudem verweist der Entwicklungsvorstand von Daimler Truck darauf, dass Deutschland und Europa bei der Energieerzeugung nie autark sein werden. „Europa importiert 60 Prozent der Energie in Form von Öl, Gas und Kohle. Und in einer dekarbonisierten Welt wird die Importquote ähnlich sein“, sagt Gorbach. „Aber die Welt wird dann mit grünen Molekülen handeln, weil die Energie nur in Molekülen sinnvoll speicherbar und auf langen Strecken transportierbar ist.“ Strom aus sonnenreichen oder wasserkraftreichen

Regionen der Welt werde verteilt mit grünen Molekülen, und das fange mit Wasserstoff an. Warum Gorbach mit Blick auf die Erfolgsaussichten bei der grünen Transformation des Lastwagenverkehrs trotz aller von seinem Unternehmen entwickelten Fahrzeuge nicht sehr optimistisch ist, gründet der studierte Verfahrenstechniker auf diese einfache Rechnung: In Europa sind sechs Millionen Lastwagen auf der Straße, die brauchen jährlich 60 Millionen Tonnen Dieseltreibstoff, umgerechnet sind das 700 Terawattstunden. Selbst bei der Annahme, dass der Wirkungsgrad von elektrischen Lastwagen doppelt so hoch ist, seien 350 Terawattstunden an elektrischer Energie nötig – das ist mehr als die Hälfte des jährlichen Bruttostromverbrauchs von Deutschland. „Um diese Energiemenge in die sechs Millionen Lastwagen zu bringen, brauchen wir entsprechend viele Kabel und Wasserstofftankstellen“, sagt Gorbach. „Wir müssten in Europa 400 Schnellladestationen für Lastwagen bauen, mit 350, 500 oder 1000 Kilowatt Ladekapazität, und zusätzlich mehr als 30 Wasserstofftankstellen – und das jeden Monat. Das passiert aktuell nicht.“

Im Gegensatz zu den Herstellern von Automobilen können Lastwagenunternehmen auch nicht auf den Idealismus ihrer Kunden hoffen. Während Käufer von Elektroautos in einem gewissen Maße bereit sind, auf Komfort zu verzichten und etwas mehr Geld zu bezahlen, wenn sie

damit einen Beitrag zur Verkehrswende leisten können, denkt ein Transportunternehmer anders: Er steigt nur auf Trucks mit elektrischem Antrieb um, wenn es sich rechnet. „Ein Lastwagen ist immer ein Investitionsgut, man kauft ihn mit dem Taschenrechner und nicht mit dem Herzen“, sagt Gorbach. „Die Kunden rechnen in Cent pro Kilometer – es geht immer um Total Cost of Ownership, also die Gesamtbetriebskosten. Darin geht alles ein, Anschaffungen, Abschreibungen, Energie, Fahrer, Versicherungen, Restwerte.“ Wegen der zusätzlichen CO₂-Abgaben zu Mautgebühren für Verbrenner sei der Batteriebetrieb in Deutschland in den meisten Fällen gerade so gleichwertig mit dem Diesel – „in vielen anderen Ländern ist das aber nicht der Fall“.

Aus der Perspektive der Energiebilanz betrachtet, wären Elektro-Lkws sehr interessant, meint der Daimler-Technikchef: „Ein Lastwagen braucht mit Dieselantrieb 27 Liter auf 100 Kilometer, das sind umgerechnet rund 325 Kilowattstunden an Energie. Unser neuer E-Actros braucht dagegen 120 Kilowattstunden, also ein Drittel“, sagt Gorbach. Und es gehe sogar noch sparsamer: „Bei unseren Sommertestfahrten haben wir Werte gemessen, die noch niedriger lagen, nahe an 100 Kilowattstunden. Wir lassen uns gerne motivieren und überraschen von Wettbewerbern, aber ich habe noch keine niedrigeren Zahlen gesehen.“

Doch ganz abgesehen von den Problemen der Ladeinfrastruktur ist für die Techniker auch der derzeit gravierendste Nachteil der Batterietechnik offensichtlich: „Bei Batterie-Lkw wird das zulässige Gesamtgewicht um zwei Tonnen erhöht, das kompensiert aber nicht die fünf bis sechs Tonnen Batterie“, sagt Gorbach. Allerdings falle der Nachteil von zwei bis drei Tonnen weniger Zuladung für die meisten Kunden nicht ins Gewicht, denn viele Lastwagen würden mit relativ leichter Ware beladen und damit bereits vom Volumen her voll, bevor das Gewichtslimit erreicht sei. Dennoch gelte derzeit: „Für 800 bis 1000 Kilometer Reichweite müsste die Batterie derzeit so groß werden, dass das keinen Sinn mehr macht. Das ist ein weiterer Grund, auch den Antrieb mit Wasserstoff zu entwickeln.“

Gegenüber Elektroautos, bei denen viele teure Modelle NMC-Batterien mit Lithium, Nickel, Mangan und Kobalt benutzen, die billigen dagegen LFP-Batterien mit Lithium und Eisenphosphat, sei der Elektrolastwagen bei der Wahl der Batterietechnik im Vorteil: „Wir nutzen LFP-Batterien, also Lithiumeisenphosphat. In einem Lkw kann man die geringere Energiedichte gegenüber NMC-Batterien konzeptionell ausgleichen und gleichzeitig Vorteile bei Kosten, Lebensdauer und Sicherheit mitnehmen.“ Dass die eigentlich billigeren Batterien mehr Platz brauchen, ist beim Lastwagen einfach kein Problem, dafür muss diese Art von Batterietechnik andererseits auch nicht so aufwendig gekühlt werden wie teure und kompakte NMC-Batterien. Dass zuerst Fahrzeuge mit batterieelektrischem Antrieb auf den Markt kommen, sei richtig. Daimler Truck habe nun die Kernanwendungen elektrifiziert, mit kleinen Elektrolieferwagen unter dem zu Daimler Truck gehörenden Markennamen Fuso, mit schweren Elektrolastwagen für den Verteilerverkehr und mit Elektrobussen. Doch aus der Sicht von Gorbach wird vorerst der Elektroantrieb keine ähnlich universale Rolle einnehmen, wie es in den vergangenen Jahren der Dieselmotor konnte. „Im Zielbild brauchen wir auch Wasserstoffantriebe.“ Die breite Einführung dieser Technik könne sich aber noch in Richtung Ende des Jahrzehnts verschieben.

Den Dieselmotor will Gorbach zudem nicht vollständig abschreiben: „Generell wird es in Zukunft auch weiter spezielle Anwendungen geben, in denen wir weiter den Diesel haben werden. Bei einem Feuerwehrauto will man lieber 1000 Liter Wasser dabei haben als eine Tonne Batterie. Und der Kohlendioxid-Ausstoß ist bei diesen Fahrzeugen ohnehin vernachlässigbar.“ Bedauern ist aus der Einordnung zu E-Fuels zu hören: „Mit Blick auf die technische Machbarkeit limitiert die Gesetzgebung die Möglichkeiten auf elektrische Energie und Wasserstoff. E-Fuels und andere CO₂-neutrale Kraftstoffe scheiden aus, weil nur die sogenannte Tank-to-Wheel-Bilanz am Auspuff gemessen wird – und wenn dort Kohlenstoff rauskommt, ist der Lastwagen kein Nullmissionsvehikel.“ Die Folgerung klingt drastisch: „Im Grenzfall scheint das verrückt: Wenn Batterie-Lkw Strom aus Kohleverbrennung nutzen, sind sie grün, wenn Dieselfahrzeuge kohlendioxidneutrales HVO verbrennen, sind sie grau.“

Für den Technikfreak Gorbach stecken im Umbruch aber auch viele Möglichkeiten für die Zukunft: „Die Transformation ist auch eine große Chance. Wir sind als Unternehmen so stark, weil wir innovativ sind – und in den neuen Techniken steckt ein unglaublich großes Feld an Innovationsmöglichkeiten“, sagt der Entwicklungsvorstand von Daimler Truck. „Nach mehr als 100 Jahren Dieseloptimierung bietet die neue Antriebstechnik wieder eine Chance auf weiter 100 Jahre Innovation und hoffentlich auch auf eine neue Technologieführerschaft.“ So pessimistisch er auf die Verkehrswende im Schwerlastverkehr schaut, so optimistisch ist der Stuttgarter mit Blick auf den Erfindergeist seiner Ingenieure.

Bekanntmachungen

Sozialgericht Hannover
S 20 KA 126/21
Beschluss
05.09.2024

In dem Rechtsstreit

Agaplesion MVZ Gefäßzentrum Südniedersachsen GmbH, vertreten durch die Geschäftsführung, Albert-Schweitzer-Weg 9, 37154 Northheim -Kläger-
Prozessbevollmächtigte:
Rechtsanwälte Dr. Hoppe und Partner, Theaterstraße 7, 30159 Hannover
gegen

Kassenärztliche Vereinigung Niedersachsen, vertreten durch den Vorstand, Berliner Allee 22, 30175 Hannover -Beklagte-
hat die 20. Kammer des Sozialgerichts Hannover am 5. September 2024 durch den Richter am Sozialgericht Oehl beschlossen: Es wird angeordnet, dass nur solche Personen zu dem Rechtsstreit beigeladen werden, die dies bis zum 05. Januar 2025 gegenüber dem Sozialgericht Hannover beantragen.

Gründe

In dem Verfahren ist streitig, ob erbrachte vertragsärztliche Leistungen im Abrechnungsquartal I/2021 für in der Abrechnung gekennzeichnete (Neu)Patienten extrabudgetär vergütet werden können. Die Klägerin ist Trägerin eines MVZ welches mit Beginn des Quartals IV/2020 aus dem Zulassungsverzeichnis zugunsten einer Anstellung der Fachärztin für Innere Medizin/Angiologie Dr. Lübbert und Dr. Schmitz-Salue hervorgegangen ist. Die Beklagte stufte dies als Praxisneugründung ein und verweigerte die extrabudgetäre Vergütung von Neupatienten. Die Beklagte hat die Beiladung der nachfolgenden Krankenkassen beantragt und dies damit begründet, dass die begehrte Vergütung nicht Teil der Gesamtvergütung sei und im Fall eines Obsiegens von den jeweils betroffenen Krankenkassen zu tragen wäre. Betroffen seien hier folgende Kassen: AOK Hessen, AOK Niedersachsen, AOK Nordost - Die Gesundheitskasse, Audi Betriebskrankenkasse, BARMER, BKK MOBIL OIL, BKK ProVita, BKK Salzgitter, BKK Technoform, BKK 24, Bosch BKK, DAK-Gesundheit, IKK Brandenburg und Berlin, Kaufmännische Krankenkasse - KKH, Knappschaft Landwirtschaftliche Krankenkasse (LKK), pronova BKK, Siemens Betriebskrankenkasse, Techniker Krankenkasse, VIACTIV Krankenkasse, AOK Baden-Württemberg, AOK Bayern - Die Gesundheitskasse, AOK NORTHWEST, AOK PLUS, AOK Rheinland/Hamburg, AOK Sachsen-Anhalt, Bahn-Betriebskrankenkasse, BKK Diakonie, BKK Dürkopp Adler AG, BKK firmus, BKK Freudenberg, Continentale BKK, Debeka Betriebskrankenkasse, energie-BKK, Hanseatische Krankenkasse, hkk, IKK classic, IKK gesund plus, Mobil Betriebskrankenkasse, R+V BKK, Salus BKK, Securvita BKK, vvida bkk, AOK Rheinland-Pfalz/Saarland, BIG direkt gesund, BKK Deutsche Bank AG, BKK exklusiv, BKK Gildemeister/Seidensticker, BKK Herkules, BKK Pfalz, BKK Verkehrsunion, Daimler Betriebskrankenkasse, Heimat Krankenkasse, IKK Südwest, Novitas BKK, vvida bkk, BKK Public - Partner der BKK Salzgitter, BMW BKK und BKK Werra-Meißner. Vom Ausgang des Verfahrens sind die Interessen Dritter, namentlich der hier aufgeführten Krankenkassen, derart betroffen, dass eine Entscheidung auch ihnen gegenüber nur einheitlich ergehen kann. Eine entsprechende Beiladung käme für eine Anzahl von deutlich über zwanzig Personen in Betracht, weswegen nach Anhörung von Kläger und Beklagten von der Möglichkeit des § 75 Abs. 2a Satz 1 SGG Gebrauch gemacht wird, wonach zum Verfahren nur solche Personen beigeladen werden, die eine entsprechende Beiladung bis zum 5. Januar 2025 beim Sozialgericht Hannover beantragen. Das Gericht trifft diese Anordnung in Ausübung des ihm durch § 75 Abs. 2a SGG eingeräumten Ermessens im Interesse der Verfahrensvereinfachung und -beschleunigung. Dieser Beschluss ist gemäß § 75 Abs. 2a Satz 2 SGG unanfechtbar. Oehl.

Startschuss für klimaneutralen Containerumschlagplatz

Im Duisburger Hafen ist ein Containerterminal eröffnet worden, das bald zu den größten Europas zählen soll

joja. DUISBURG. Es ist ein Ort mit Symbolcharakter, an dem die Duisburger Hafengesellschaft am Montag ihr neues Containerterminal eröffnet hat. Vor 100 Jahren wurden hier noch fast 20 Millionen Tonnen Kohle im Jahr umgeschlagen, der damals wichtigste Energieträger im Ruhrgebiet. 2020 wurde die Kohleninsel stillgelegt – jetzt soll dort auf 240.000 Quadratmetern der größte Containerumschlagplatz eines europäischen Binnenhafens entstehen.

Duisburg hat schon jetzt den größten Binnenhafen der Welt, doch soll die Kapazität an Rhein und Ruhr zukünftig um bis zu 850.000 Container (TEU) im Jahr steigen und 105 Millionen Tonnen Güter an dem neuen trimodalen Terminal im Jahr per Schiff, auf der Schiene und mit Lastkraftwagen transportiert werden. Mit einem Anteil von 20 Prozent soll der Straßenverkehr der kleinste sein, Schiff und Zug sollen jeweils 40 Prozent ausmachen. Dabei startet die Betreibergesellschaft des „Duisburg Gateway Terminal“ (DGT), zu der neben der Hafengesellschaft Duisport auch das Schweizer Logistikunternehmen Hupac, der niederländische Anbieter HTS Intermodal und der Singapurischer Hafenbetreiber PSA gehören, erstmal klein: mit zwei Zügen am Tag und einem Binnenschiff. Doch der Duisport-Vorstandsvorsitzende Markus Bangen rechnet schon im November mit acht bis zehn

Schiffen am Tag. „Hier weiß jeder, die fangen gerade erst an“, sagte Bangen der F.A.Z. „So eine Kapazität ist seit Logport I nicht mehr in den Markt gekommen.“ Auf dem Gelände des ehemaligen Krupp-Werks hatte die Hafengesellschaft Ende

der Neunzigerjahre diesen Logistikstandort aufgebaut. Das neue Containerterminal wird das zehnte und mit Abstand das größte. „Der Strukturwandel ist dann erfolgreich, wenn wir bestehende Strukturen nutzen und sie mit Innovationen ver-

binden“, sagte der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Hendrik Wüst (CDU) am Montag zur Eröffnung auf dem Hafengelände. Das Land NRW hält zwei Drittel der Anteile der Duisport-Gruppe, die Stadt Duisburg ein Drittel. 120 Millionen Euro sind in die Errichtung des DGT geflossen, davon sind 47,8 Millionen Euro Förderung. Das Projekt wird nämlich über vier Jahre vom Bundeswirtschaftsministerium im Rahmen der „Technologieoffensive Wasserstoff“ gefördert.

Das DGT soll schließlich nicht nur groß, sondern langfristig auch klimaneutral sein. Im Rahmen eines Forschungsprojekts namens Enerport II testet das Fraunhofer-Institut für Umwelt-, Sicherheits- und Energietechnik aus Oberhausen gemeinsam mit Partnern etwa aus der Energiewirtschaft, wie etwa Rangierlokomotiven mit Wasserstoffantrieben werden. Die Güter werden digital gesteuert, die Binnenschiffe am Kai werden mit Landstrom versorgt, damit keine Dieselmotoren laufen. Mit Brennstoffzellensystemen von Partnern wie dem Rolls-Royce-Geschäftsbereich Power Systems und Batteriespeichern sollen langfristig auch benachbarte Stadtteile mit Energie versorgt werden. Der Duisburger Stadtteil Ruhrort, in dem das Hafengelände liegt, will im Projekt „Urban Zero“ bis Ende 2029 „umweltneutral“ werden, also ohne Einfluss auf die Biosphäre.



Startschuss: Eröffnung mit Ministerpräsident Wüst (5. v. l.)

Foto Marco Stepiak

Der Nutri-Score sorgt wieder einmal für reichlich Gesprächsstoff. Mit Danone hat vor wenigen Tagen ein großer Lebensmittelkonzern aus Frankreich angekündigt, sich in Teilen von der Nährwertkennzeichnung zu verabschieden. Betroffen sind Produkte wie Actimel, Activia und Danino. Auf ihre Verpackung will Danone künftig nicht mehr auf einer Skala von A (grün) bis E (rot) Orientierung geben, wie gesund oder ungesund ein Lebensmittel ist.

Das Prinzip ist simpel: So sorgt beispielsweise ein hoher Anteil an Ballaststoffen und Eiweiß sowie der Gehalt an Gemüse und Obst je 100 Gramm oder 100 Millilitern für eine gute, ein hoher Anteil an gesättigten Fettsäuren, Salz und Zucker dagegen für eine schlechte Einstufung. Erstmals eingeführt wurde der Nutri-Score 2017 in Frankreich und danach in sechs weiteren europäischen Ländern, darunter Deutschland. Das geschah auf freiwilliger Basis. Vorschriften darf die Politik die Etikettierung nach geltendem Europarecht nicht. Dabei steht für die Industrie viel auf dem Spiel: Untersuchungen des Marktforschungsinstituts Nielsen IQ zeigen, dass die Nutri-Score-Klassifizierung einen signifikanten Einfluss auf das Konsumverhalten hat.

Danone begründet seinen Teilrückzug mit der Überarbeitung des Algorithmus. Dadurch werden seit Anfang dieses Jahres trinkbare Milchprodukte und pflanzenbasierte Getränke nicht länger wie allgemeine Lebensmittel behandelt, sondern wie Softdrinks. Danone findet dies nicht nachvollziehbar. Man dürfe nicht außer Acht lassen, dass die Produkte neben Zucker auch noch viel Kalzium oder Magnesium enthielten. Ein Sprecher moniert, in den Prozess der Überarbeitung des Nutri-Scores nicht eingebunden gewesen zu sein. Mit Migros, Emmi und Bjorg hatten unlängst schon andere Lebensmittelkonzerne das Logo von Produkten genommen.

Serge Herberg, Spiritus Rector des Nutri-Scores, geht mit Danones Entscheidung scharf ins Gericht. Sie sei „beschämend und wirklich enttäuschend“, sagte er im Gespräch mit der F.A.Z. „Danone rühmt sich seit Jahren für sein soziales Engagement und seinen Einsatz für gesunde Ernährung. Es war in Frankreich das erste börsennotierte Unternehmen mit Mission“, erinnert er an der Pariser Sorbonne lehrende Professor für Epidemiologie und Ernährungswissenschaftler. Den Nutri-Score nun teilweise von Produkten zu nehmen stehe „in völligem Widerspruch zu dem in der Satzung von Danone verankerten Ziel und dem Image, das das Unternehmen vermitteln möchte, nämlich Verbrauchern dabei zu helfen, fundierte Entscheidungen über ihre Ernährung zu treffen“.

Es sei „legitim, Joghurt drinks oder pflanzenbasierte Getränke als Getränke zu betrachten“, sagt Herberg. Enthielten die Produkte keinen Zucker, verschlechterte sich ihr Nutri-Score durch den neuen Algorithmus auch nicht. Dann würden sie weiterhin gut mit einem B eingestuft. „Aber in Übereinstimmung mit den Empfehlungen der öffentlichen Gesundheit werden die zuckerhaltigen Getränke je nach ihrem Zuckergehalt auf C, D oder E herabgestuft“, unterstreicht der Professor. Einige der Getränke wie Limonaden enthielten schließlich mehr als 10 Prozent Zucker. „Bisher wurden sie unabhängig von ihrem Zuckergehalt in A oder B eingestuft, was aus Sicht der öffentlichen Gesundheit nicht kohärent war“, sagt Herberg.

Einige Studien legten nahe, dass der Verzehr von fettfreien, fermentierten Milchprodukten wie Joghurt das Risiko von Herz- und Stoffwechselerkrankungen senkt. Bei zuckerhaltigen Milchprodukten und insbesondere bei fermentierten Milchprodukten in flüssiger Form sei dieser Effekt dagegen nicht zu beobachten, referiert Herberg den aktuellen Forschungsstand. Verschiedene Studien legten außerdem nahe, dass der in Trinkjoghurt enthaltene freie Zucker möglicherweise deutlich weniger vorteilhaft ist als der Zucker, der festen Joghurts zugesetzt wird.

Hinzu komme: Gesüßte flüssige Joghurts würden – anders als Joghurt, den



„Beschämend und wirklich enttäuschend“

Danone verabschiedet sich in Teilen vom Nutri-Score. Serge Herberg, der Erfinder der Nährwertkennzeichnung, geht mit dem Konzern scharf ins Gericht.

Von Niklas Záboji, Paris

man mit dem Löffel isst – zwischen den Mahlzeiten als flüssige „Snacks“ verzehrt. Sie verleiten zu einem Konsum, der üppig werden könne. Danone-Produkte, die Zucker enthalten, würden daher nun zu Recht schlechter eingestuft.

Für den Wissenschaftler ist die Ankündigung des französischen Lebensmittelriesen eindeutig kommerziell motiviert. „Das zeigt sich dadurch, dass Danone das Etikett nur von Marken wie Actimel, Activia und Danino entfernt, die der neue Nutri-Score schlechter klassifiziert“, sagt Herberg. Mit Blick darauf, dass der Konzern auf Marken wie Tallefine, Jockey oder Gervais, deren Klassifizierung sich nicht geändert hat, das Etikett drauflasse, spricht er von einer „variablen Transparenz in Bezug auf die Ernährungsqualität von Lebensmitteln“. Danone „nutzt den Nutri-Score, wenn es ihm passt, aber nicht, wenn es der Meinung ist, dass er seinen Geschäftsinteressen schaden könnte“, sagt er.

Doch warum ist es nicht gelungen, die Kritik vor Inkrafttreten des neuen Nutri-Scores Anfang dieses Jahres zu berücksichtigen? War der Dialog mit der Industrie unzureichend? Herberg entgegnet: „Der Nutri-Score wurde von einem wissenschaftlichen Ausschuss überarbeitet, der sich aus Fachleuten für Ernährung und öffentliche Gesundheit aus sieben europäischen Ländern zusammensetzt.“

Die Industrie habe die Möglichkeit gehabt, ihre Vorschläge und Anregungen einzubringen, bevor der Ausschuss seine Arbeit aufnahm. Die eingebrachten Vorschläge seien analysiert worden. Berücksichtigt habe der Ausschuss bei seiner Arbeit aber nur die wissenschaftlichen und gesundheitspolitischen Daten im Interesse der Verbraucher.

„Die Überarbeitung trägt dem wissenschaftlichen Fortschritt Rechnung und war schon bei Konzeption des Algorithmus vor rund zehn Jahren vereinbart worden“, ist Herberg wichtig zu betonen. Die Wissenschaftler hätten keinerlei Interessenkonflikte. Sie hätten unabhängig von wirtschaftlichen und politischen Mächten zwei Jahre lang daran gearbeitet, zwei Hunderte Seiten lange Berichte vorzulegen.

Danones Entscheidung sei insofern ein „Rückschritt, da das Unternehmen auf unbegründete Weise versucht, seine Position, die einzig und allein von der Verteidigung seiner wirtschaftlichen Interessen diktiert wird, zu rechtfertigen, indem es Zweifel an der Arbeit von Wissenschaftlern aufkommen lässt“, urteilt der Professor. Damit reiche der Konzern in die Reihe derjenigen ein, die die Nährwertkennzeichnung schon immer bekämpft haben, wie Ferrero, Lactalis, Coca-Cola, Mars, Mondelez oder Kraft. Kritik am Nutri-Score kommt allerdings auch aus anderen Ecken. Unge-

Aus für englischen Kohlebergbau Richter stoppt Genehmigung für neue Mine

ppl. LONDON. Das umstrittene Projekt einer neuen Kohlemine in Nordwestengland ist durch ein Urteil des Hohen Gerichts beendigt worden. Der Bergbau nahe der Hafenstadt Whitehaven in der Grafschaft Cumbria wäre die erste neue Kohleförderstätte auf der Insel seit dreißig Jahren gewesen und wurde von Umwelt- und Klimagruppen heftig bekämpft. Vor zwei Jahren hatte der damalige Minister Michael Gove der konservativen Regierung dem Unternehmen West Cumbria Mining (WCM) eine Genehmigung für die neue Mine erteilt. Doch mit dem Urteil des High Courts ist das Projekt nun zu Ende. WCM könnte noch in Berufung gehen, doch die Erfolgsaussichten sind gering.

Die Begründung für die Genehmigung 2022 lautete, dass die in Whitehaven geförderte Kohle für die britische Stahlindustrie genutzt würde und damit Importe von Kohle vermieden würden, die mehr CO₂-Emissionen verursachen. Auch die Anwälte von WCM argumentierten vor dem High Court, dass die Mine einen „weitgehend neutralen Effekt auf die globale Freisetzung von Treibhausgasen“ habe. Der neue Energie- und Klimaminister Ed Miliband (La-

bour) unterstützt das Projekt aber nicht mehr. Labour-Vertreter sprachen von einer falschen Rechtsauslegung durch die Tory-Vorgänger. Der Londoner Richter David Holgate urteilte, bei der Genehmigung seien die weiteren Klimaauswirkungen nicht ausreichend berücksichtigt worden. Die Organisation Friends of the Earth (FoE), einer der Kläger gegen die Mine, argumentierte zudem, in der britischen Stahlindustrie werde kaum noch Kohle benötigt.

Das Urteil gegen die neue Mine stützt sich auch auf eine Grundsatzentscheidung des Höchstgerichts von Juni. Der Supreme Court hatte betont, bei Genehmigungen müsse die Regierung nicht nur die unmittelbaren CO₂-Emissionen eines Werks berücksichtigen, sondern auch den CO₂-Ausstoß in der Lieferkette und bei der Nutzung der Produkte, die sogenannten Scope-3-Emissionen.

Das Urteil hat weitreichende Folgen. Labour hat schon die Verteidigung für zwei bedeutende neue Erdöl- und Gasfelder von Equinor und Shell in der Nordsee fallen gelassen. Auch andere fossile Energieprojekte stehen auf der Kippe. Das letzte Kohlekraftwerk des Landes schließt Ende September.



Not amused:
Serge Herberg
Fotos Laif/Kermalo/Ermalo/Rea,
privat

achtet der jüngsten Überarbeitung fühlen sich auch italienische Olivenölproduzenten oder französische Hersteller von Käse wie Roquefort diskriminiert, weil ihre Produkte aufgrund ihres hohen Fettgehalts schlecht eingestuft werden, obwohl niemand sie in rauen Mengen konsumiert. Zudem suggeriere die Kennzeichnung eine Vergleichbarkeit zwischen völlig unterschiedlichen Produkten wie Joghurt, Wurst und Tiefkühlpizza, lautet ein oft geäußertes Kritikpunkt.

„Man muss wissen, was der Nutri-Score aussagt: Er verhindert nicht den Verzehr von Nahrungsmitteln. Ich esse selbst gerne Roquefort. Aber der Käse enthält nicht nur viel Fett, sondern ist auch sehr salzig“, sagt Herberg dazu. Das Logo gebe Verbrauchern diese Informationen an die Hand. Bei Lebensmitteln, die mit D oder E eingestuft sind, werde nur darauf hingewiesen, dass sie im Rahmen einer ausgewogenen Ernährung verzehrt werden können. Das sollte aber nicht zu häufig und in geringen Mengen erfolgen, erklärt der Professor.

Der Nutri-Score sei „weder perfekt noch in Stein gemeißelt, da sich die Wissenschaft weiterentwickelt und er aus diesem Grund ständig überarbeitet wird, um die wenigen Unzulänglichkeiten zu korrigieren, die von den Lobbyisten, die ihn ablehnen, oft auf unlaute Weise instrumentalisiert werden“, resümiert Herberg. Die Lobbyarbeit der Lebensmittelindustrie beobachte er schon seit Jahrzehnten. Der „Kampf gegen Fake News und für wissenschaftsbasierte Transparenz“ sei noch nicht zu Ende.

Verträge für Rettung der Meyer Werft unterzeichnet

Minister Lies: „Harte Sanierungsphase“ steht an

dpa-AFX. PAPANBURG/HANNOVER. Die milliardenschwere Rettung der finanziell angeschlagenen Meyer Werft im niedersächsischen Papenburg ist nun auch vertraglich beschlossen. Alle nötigen Verträge seien unterzeichnet worden, sagte Niedersachsens Wirtschaftsminister Olaf Lies nach einer Betriebsversammlung der Werft. „Die Zukunft der Werft ist damit stabilisiert, und jetzt gehen wir fest davon aus, dass wir auch eine positive weitere Entwicklung der Standorte erleben werden“, sagte der SPD-Politiker. Klar sei aber auch, dass vor der Werft nun auch eine „harte Sanierungsphase“ stehe – unter anderem sollen rund 340 Arbeitsplätze wegfallen.

Vergangene Woche hatten sowohl der Haushaltsausschuss des Bundestags als auch der Haushaltsausschuss des niedersächsischen Landtags grünes Licht für die Staatshilfen gegeben. Am

Freitag waren laut Lies noch vertragliche Details verhandelt worden. An der Rettung der Werft sei eine „Vielzahl von Banken“ beteiligt, sagte er.

Das mehr als 200 Jahre alte Unternehmen, das vor allem für seine Kreuzfahrtschiffe bekannt ist, ist in eine finanzielle Schieflage geraten. Bund und Land haben daher vereinbart, vorübergehend bei dem Unternehmen einzusteigen. Das Rettungspaket sieht vor, dass der Bund und das Land für 400 Millionen Euro zusammen rund 80 Prozent der Anteile an der Werft übernehmen. Zudem gewähren sie Bürgschaften von jeweils rund einer Milliarde Euro, um Kredite von Banken abzusichern.

Insgesamt arbeiten rund 7000 Menschen für die Meyer Gruppe. Neben dem Standort Papenburg hat sie Werften in Rostock und im finnischen Turku.

Titanic-Werft wieder insolvent

Keine staatliche Rettung für Harland & Wolff

ppl. LONDON. Die Schiffswerft Harland & Wolff in Belfast, die einst die legendäre Titanic baute, ist abermals insolvent, wie die Geschäftsführung der Holding am Montag mitteilte. Sie kann ihre Schulden bei ihren Gläubigern nicht mehr bedienen, nachdem die Londoner Labour-Regierung einen staatlichen Rettungskredit abgelehnt hat. Es ist das zweite Mal innerhalb von fünf Jahren, dass die Werft zahlungsunfähig wird. Harland & Wolff beschäftigte bislang mehr als 1000 Arbeiter. Nun sind Entlassungen wahrscheinlich. Das Unternehmen besitzt neben dem Hauptstandort Belfast kleinere Anlagen in England und in Schottland. Die Aktionäre verlieren absehbar alles.

Die Werft war über lange Zeit eine Industriekrone in Belfast. Sie baute den Dampfer Titanic, der 1912 spektakulär mit mehr als 1500 Passagieren unterging. Während des Zweiten Weltkriegs arbeiteten mehr als 30.000 Menschen in der Werft. 2019 ging H&W insolvent

und wurde von neuen Eigentümern wiederbelebt. Zentral für die Zukunftshoffnungen war ein großer Auftrag des britischen Verteidigungsministeriums im Jahr 2022. Die Werft sollte – zusammen mit Navantia aus Spanien – für die Royal Navy drei große Versorgungsschiffe bauen. Der Auftragswert betrug für die Belfast Werft ungefähr 700 Millionen Pfund (830 Millionen Euro).

Nach Ansicht von Beobachtern fehlte es Harland & Wolff aber an ausreichendem Kapital. Die Werft war abhängig von teuren Krediten eines US-Gläubigers. Die Werft machte 2022 und 2023 jeweils zweistellige Millionenverluste. Verhandlungen mit der Londoner Regierung über eine finanzielle Unterstützung scheiterten. Die neue Labour-Regierung verweigerte eine staatliche Rettungsaktion mit 200 Millionen Pfund Kredit, welche die Vorgängerregierung noch in Aussicht gestellt hatte. Vorstandschef John Wood trat daraufhin zurück.

Frankfurter Allgemeine Konferenzen

Stadt von morgen

Perspektiven und Lösungen für die Transformation der Stadt

20.–21.11.2024

Allianz Forum, Berlin

Jetzt anmelden

Diskutieren Sie u.a. mit kommunalen Entscheidungsträgern über innovative Lösungen und gestalten Sie erfolgreiche Umsetzungsbeispiele für eine nachhaltige Transformation der Stadt von morgen.

Freuen Sie sich auf einen spannenden Austausch u.a. mit:



Stephanie Haaks
Vorstandsvorsitzende,
Kölnener Verkehrsbetriebe AG



Michael Kellner
Parlamentarischer Staatssekretär,
Bundesministerium für Wirtschaft und Klimaschutz



Sibylle Keupen
Oberbürgermeisterin,
Stadt Aachen

„Wir machen ein attraktives Angebot, um die Menschen zum Umstieg auf Bus und Bahn zu bewegen. Aber die Verkehrswende kostet Geld, und wer sie will, muss die notwendigen finanziellen Mittel dafür bereitstellen.“

„Die große Aufgabe ist die ökologische Transformation zu gestalten und dabei Stadt und Land und die strukturschwachen Regionen im Blick zu behalten.“

„Die Kommunen stehen vor einem Spagat zwischen den traditionellen Aufgaben der Daseinsvorsorge und den neuen, transformativen Herausforderungen der Zukunftsgestaltung. Ich halte es für äußerst wichtig, hier Perspektiven und Lösungen auszutauschen.“

Eine Veranstaltung von

F.A.Z. BUSINESS MEDIA
an der Universität des Saarlandes

Partner

ENGAGEMENT GLOBAL

EY

GW

LB=BW

REMONDIS

Mitinitiatoren

Deutscher Städtetag

DSITGB

Medienpartner

Kammerer

#stadtvonmorgen

Sichern Sie sich Ihr Ticket

QR Code

QR Code

QR Code

Kurze Meldungen

Mercedes steigt aus

Mercedes-Benz und Chinas Elektroauto-Krösus BYD gehen getrennte Wege. Die Stuttgarter sind aus dem 2011 gegründeten Gemeinschaftsunternehmen Denza ausgestiegen. Das geht aus Unternehmensdatenbanken in China hervor. Viele Jahre fanden die Premiumautos kaum Abnehmer. Vor zweieinhalb Jahren reduzierte Mercedes seinen Anteil von 50 auf zehn Prozent, daraufhin stiegen die Verkäufe auf rund 10.000 Fahrzeuge im Monat. Die Denza-Autos zählten damit zuletzt zu den erfolgreichsten Elektroautos mit Mercedes-Beteiligung. guth.

Vossloh beliefert Bahn

Der Verkehrstechnikkonzern Vossloh hat mit der Deutschen Bahn einen Rahmenvertrag über die Schienennpflege und Instandhaltung geschlossen. Das Gesamtvolumen der mehrjährigen Vereinbarung betrage „deutlich über 100 Millionen Euro“, teilte Vossloh am Montag mit. Schienenfräsen und Hochgeschwindigkeitsschleifen seien Schlüsseltechnologien für die Instandhaltung des Schienennetzes und sorgten für eine Verlängerung der Lebensdauer des Fahrwegs. Reuters

MENSCHEN UND WIRTSCHAFT

Letzte Hoffnung Straßburg

Im Cum-ex-Skandal sieht sich Christian Olearius schwer getroffen – finanziell und persönlich. Nun will der Bankier eine Rehabilitierung durch den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte.

Es ist Montag, der 24. Juni 2024, als sich Christian Olearius mit einer knapp einseitigen Erklärung an die Medien wendet. Sobe-
eben hat die 13. Große Strafkammer des Landgerichts Bonn nach neunmonatiger Verhandlungsdauer den Cum-ex-Prozess gegen den ehemaligen Vorstandsspre-

ziehung von 43 Millionen Euro, die er an den inzwischen für illegal erklärten Aktiengeschäften verdient haben soll, bleibt ihm erspart. Doch den Makel der schweren Steuerhinterziehung tilgt die Strafkammer nicht in Form eines Freispruchs.

Das Ende des Strafprozesses interpretiert Olearius dennoch als persönlichen Sieg. „Ich habe immer gesagt, dass ich mir nicht nur keiner Schuld bewusst war und bin, sondern dass mich auch objektiv keine Schuld trifft“, heißt es in seiner Erklärung. Eine Breitseite gibt es noch gegen die Kölner Staatsanwaltschaft und deren ehemalige Oberstaatsanwältin Anne Brorhiller. Olearius nennt sie zwar nicht namentlich. Doch für jeden, der die vielen Wendungen im „Fall Warburg“ bis hinauf ins Bundeskanzleramt verfolgt hat, ist klar, dass der Privatbankier den Vorwurf der „eklatanten Rechtsstaatsverstöße“ an die ehemalige Cum-ex-Chefermittlerin persönlich richtet, die erst wenige Wochen zuvor aus dem Staatsdienst ausgeschieden war. Olearius, von dem sich mit Beginn der Ermittlungen im Jahr 2016 so mancher Geschäftskontakt distanzierte, will diesen Moment der Genugtuung für sich auskosten. Er werde nun Abstand von dieser sehr belastenden Phase suchen und über das weitere Vorgehen nachdenken. Mit diesen Worten tritt er ab.

Es ist unklar, ob Olearius die kommenden Wochen in Hamburg oder auf seinem Gutshof in der Uckermark verbringt. Doch sein Name und das Einstellungsurteil sind



Christian Olearius (Mitte)

Foto Reuters

Morgen in Natur und Wissenschaft



Gehackte Schlüssel
In Zukunft könnten Quantencomputer die Sicherheit unserer Daten im Internet bedrohen. Drei neue Algorithmen sollen dem schon heute ein Riegel versetzen.

Die Fehler der Kopisten
Beethovens Arbeiten, Ehrungen und Sorgen im Jahr der neunten Symphonie

Brauchbare Illegalität
Wie man der Bürokratievermehrung in der Wissenschaft begegnen sollte

cher und Miteigentümer der Hamburger Privatbank M.M. Warburg eingestellt. Der mittlerweile 82 Jahre alte, gesundheitlich angeschlagene Bankier ist nach Einschätzung von Gutachtern der Kölner Rechtsmedizin dauerhaft verhandlungsunfähig. Olearius kann den Gerichtssaal ohne Strafurteil verlassen. Auch die Ein-

im Sommer immer wieder präsent. Wenn in öffentlichen Debatten, Kommentaren in Tageszeitungen, vor allem aber in den sozialen Netzwerken über Recht und Unrecht vor Strafgerichten gestritten wird und dabei das Alter und die Gesundheit eines Angeklagten im Mittelpunkt stehen, sind die Verweise auf den „Fall Olearius“ nicht weit. So auch im Zusammenhang mit Martin Winterkorn und seinem jüngst in Braunschweig begonnenen Betrugsprozess. Der ehemalige Vorstandsvorsitzende von Volkswagen stellt sich dem Strafverfahren, steht aber nach mehreren Hüftoperationen unter ständiger ärztlicher Beobachtung – wie zuvor Olearius im Cum-ex-Prozess in Bonn.

Trotz dessen Ende haben Olearius' Anwälte ihre Aktivitäten keineswegs eingestellt. Mit Nachdruck fordern sie Wiedergutmachung für ihren Mandanten. Olearius kämpft um sein Vermögen und das Ansehen seines Familiennamens. Also um

das, was er seinem Sohn Joachim – der im September 2021 auf Druck der Finanzaufsicht Bafin aus der Geschäftsführung der Warburg-Bank gedrängt wird – einmal hinterlassen wird. Für seine juristischen Auseinandersetzungen hat Olearius eine ganze Reihe von Kanzleien und Juristen engagiert. Der Münchner Rechtsanwalt und ehemalige CSU-Politiker Peter Gauweiler ist nicht nur im Strafprozess sein wichtigster Berater. Der wortgewaltige Prozessanwalt koordiniert die Klagen vor Gericht und konnte bereits Erfolge gegen die Bafin und das Justizministerium Nordrhein-Westfalen verbuchen. Auf die Kanzlei Quinn Emanuel setzt der Warburg-Banker auch in seinen Schadensersatzprozessen gegen ehemalige Geschäftspartner und ebenfalls in Cum-ex-Geschäften verwickelte Kreditinstitute wie die Deutsche Bank. Unter Wirtschaftsanwälten gilt die US-Sozietät als eine der „härtesten Prozesskanzleien“ weltweit.

Vereinfacht sieht die Argumentation des Warburg-Bankiers so aus: Im Cum-ex-Steuerskandal sei die Hamburger Privatbank nur ein kleines Licht gewesen. In diesem Zusammenhang stellen Olearius' Anwälte auf die geringe Höhe der Erträge der Warburg-Bank aus Cum-ex-Geschäften im Vergleich zum geschätzten Gesamtschaden von rund zehn Milliarden Euro ab. Zudem beklagt man, dass sich Brorhiller Ermittlungen zu stark und einseitig auf die Warburg-Gruppe konzentriert haben. Mehrere ehemalige Mitarbeiter der Bank und einer Tochtergesellschaft, darunter auch die einst „rechte Hand“ von Olearius, sind rechtskräftig zu Haftstrafen verurteilt worden. Anklagen gegen ebenfalls am Cum-ex-Handel beteiligte Manager von Landesbanken wie der WestLB oder eben der Deutschen Bank habe es nach bald einem Jahrzehnt Ermittlungen nicht gegeben, so lautet der wiederkehrende Vorwurf an die Strafverfolger.

Christian Olearius und Max Warburg sahen sich von der Justiz als Steuerbetrüger vorverurteilt und zogen vor das Bundesverfassungsgericht. Den Bankeigentümern sei durch abschließende Festlegungen im Urteil des Bundesgerichtshofs vom Juli 2021 das Grundrecht auf ein faires Verfahren und die Unschuldsvermutung verweigert worden, teilte Anwalt Gauweiler seinerzeit mit. Er sprach davon, dass beide Bankiers „Gegenstand einer Sündenbockprojektion“ geworden seien.

Fakt ist: Olearius' gute Verbindungen zur Hamburger Landespolitik waren zu diesem Zeitpunkt längst zur Staatsaffäre geworden. In den Jahren 2016 und 2017 hatte sich der akribische Tagebuchschreiber angesichts hoher Steuernachforderungen der Hamburger Finanzbehörde wegen Cum-ex-Geschäften mehrfach hilfesuchend an den Ersten Bürgermeister der Hansestadt gewandt. Sein Name: Olaf Scholz (SPD).

2016 musste die Warburg-Bank 47 Millionen Euro Einnahmen aus Cum-ex-Geschäften nicht an den Fiskus abführen. Ein Jahr später intervenierte das Bundesfinanzministerium, ein weiterer Millionenverzicht konnte verhindert werden. Die Frage, ob es damals eine politische Einflussnahme von SPD-Politikern auf die Finanzverwaltung gab, beschäftigt bis heute einen Untersuchungsausschuss in Hamburg. Scholz und sein Nachfolger im Amt, Peter Tschentscher (SPD), bestreiten dies vehement. Dass er sich überhaupt mit Olearius und Warburg getroffen hatte, räumte Scholz erst nach mehreren Medienberichten ein.

In Karlsruhe fand Olearius mit seinen Argumenten kein Gehör. Die Verfassungsrichter des Zweiten Senats nahmen seine Beschwerde nicht zur Entscheidung an. (Az.: 2 BvR 1872/21). Dann wendete sich der 82 Jahre alte Beschwerdeführer mit seinem letzten Rechtsmittel an den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Straßburg. Unter dem Aktenzeichen 166678/22 verklagt Olearius die Bundesrepublik Deutschland dort wegen Verletzung seines Grundrechts auf ein faires Verfahren sowie auf Achtung seines Privatlebens – denn nachdem die Ermittler seine Tagebücher beschlagnahmt hatten, gelangten Kopien aus der Asservatenkammer an Journalisten. Damit begann 2021 die „Staatsaffäre Warburg“. Der Straßburger Gerichtshof will am Dienstag sein Urteil verkünden.

MARCUS JUNG

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Rotwand, 2.400 m ü. NN, Dolomiten/Italien Scholz & Friends

DAHINTER STECKT IMMER EIN KLUGER KOPF.

Reinhold Messner, Bergsteiger
Wir gratulieren zum 80. Geburtstag



Grüne Transformation, niedrige Preise, schwache Konjunktur, wenig Nachfrage aus der Autoindustrie, Konkurrenz auf den Weltmärkten – die Lage in der Stahlbranche ist angespannt. Am Montag haben daher elf Bundesländer mit Stahlproduktion, die Wirtschaftsvereinigung Stahl und die Gewerkschaft IG Metall dem Bundeswirtschaftsminister Robert Habeck (Grüne) einen Forderungskatalog überreicht, wie diese Industrie aus ihrer Sicht wieder wettbewerbsfähiger und zugleich klimafreundlicher werden kann.

Das Vergaberecht müsse so ausgestaltet werden, dass „Stahl made in Germany“ wieder stärker nachgefragt werde. Das entscheidende Kriterium solle dabei nicht „deutsch“, sondern „nachhaltige Produktion“ sein, sagte Habeck. Die öffentliche Hand sei ein großer Stahlnachfrager, etwa wenn es um Schienen, Züge, Brücken oder Panzer gehe. Deshalb müsse jetzt über das Vergaberecht der Standort Deutschland gestärkt werden. Auch die Unterzeichner des Nationalen Aktionsplans machen sich in ihrem Papier für grüne Leitmärkte stark.

Habeck hob als ein zweites Ziel hervor, dass er nicht länger für einen subventionierten Industriestrompreis kämpfen wolle, sondern sich lieber dem Thema Netzentgelte zuwenden werde. Die Infrastrukturkosten müssten gebremst werden, ihre Subventionierung sei „eine gut argumentierte politische Handlungsoption“. Wenn die Infrastrukturkosten nicht bei den Unternehmen zu Buche schlagen würden, dann hätten sie niedrigere Stromkosten, so der Wirtschaftsminister. Er räumte jedoch vor Journalisten ein, dass eine Entscheidung in dieser Hinsicht „nicht so sehr wahrscheinlich für die jetzigen Haushaltsverhandlungen“ sei. „Ich nehme an, dass darüber noch so manche Debatte geführt wird.“

Auch den Unterzeichnern des Stahl-Aktionsplans geht es um die – im internationalen Vergleich hohen – Strompreise und um den Hochlauf der Wasserstoffwirtschaft. Auch sie sprechen sich klar für eine Begrenzung der Netzentgelte aus, etwa durch Wiedereinführung des staatlichen Zuschusses zur Stabilisierung der Übertragungsnetzentgelte. Solange noch nicht in ausreichenden Mengen und zu wettbewerbsfähigen Preisen Wasserstoff verfügbar ist, solle außerdem die Nutzung von Gas erlaubt bleiben. Dazu sagte Habeck, wenn Unternehmen in Zukunft Grünstahl-Produktionsanlagen hätten und es sei kein Wasserstoff da, „dann werden wir nicht pingelig sein“, und die Anlagen müssten eben mit Erdgas laufen.

Weiterhin enthält der Aktionsplan die Forderung nach handelspolitischen Maßnahmen, weil die Unterzeichner sich auf dem Weltmarkt benachteiligt sehen. Sie wünschen sich etwa, dass die „Schwach-



Gemeinsamer Protest: Stahlarbeiter von Salzgitter und Thyssenkrupp demonstrieren vor der Halle.

Foto dpa

Ein Plan für den Stahl der Zukunft

In Duisburg haben mehr als 350 Branchenvertreter und Politiker darüber diskutiert, wie die Stahlindustrie fitter und grüner werden kann. Die Herausforderungen sind riesig.

Von Nadine Bös und Jonas Jansen, Duisburg, und Christian Geinitz, Berlin

stellen beim CBAM“ beseitigt werden. CBAM steht für den CO₂-Grenzausgleichsmechanismus, der sicherstellen soll, dass aufgrund des europäischen CO₂-Emissionshandels die Produktion nicht in Länder ausweicht, die weniger Wert auf Klimaschutz legen (können).

Aus der Stahlindustrie war zu hören, der für sie relevante Börsenstrompreis liege derzeit bei rund 9,7 Cent je Kilowattstunde. Das sei mehr als doppelt so hoch wie in Frankreich und dreimal so hoch wie in Spanien oder Portugal. Kritisch wurde vermerkt, dass weder der durch Zentralasien reisende Bundeskanzler Olaf Scholz (SPD) noch ranghohe Vertreter seines Kanzleramts am Stahlgipfel teilgenommen hätten. Und das, obgleich Scholz im Bundestagswahlkampf einen Industriestrompreis von vier Cent versprochen habe.

Habeck sagte in Duisburg, dass es das gemeinsame Ziel auf dem Stahlgipfel sei, die Stahlindustrie in Deutschland zu halten. „Grüner Stahl ‚made in Germany‘ ist unser Antrieb.“ Im Schulterschluss von Wirtschaft, Verbänden, Gewerkschaften und Politik rücke das Ziel einer klimaneutralen Stahlindustrie näher. Deutschland und die EU seien Vorreiter bei der Dekarbonisierung: „In Deutschland werden wir bis 2030 rund ein Drittel der deutschen Rohstahlkapazität umstellen und damit rund 12 Millionen Tonnen CO₂-freien Stahl erzeugen und mehr als 10 Millionen Tonnen CO₂ einsparen.“ Die deutsche Stahlproduktion stehe am Anfang vieler relevanter Wertschöpfungsketten und sei damit wichtiger Impulsgeber für Schlüsselbranchen wie Auto- oder Maschinenbau und ihre Transformation. Kerstin Maria Rippel, Hauptgeschäftsführerin der Wirtschaftsvereinigung Stahl, sagte, das „gemeinsame Signal“ des Stahlgipfels sei „existenziell wichtig“. Der an Habeck übergebene Plan mache deutlich: „Strompreise müssen runter, Außenhandelschutz rauf, und bei grünen Leitmärkten heißt es, den Vorsprung, den wir hier jetzt haben, auszubauen.“

Ein konkreter Vorschlag, wie die europäische und die deutsche Politik der Stahlbranche helfen könnten, kam von dem neuen Bundesvorsitzenden der Christlich-Demokratischen Arbeitnehmerschaft (CDA), dem Europaabgeordneten Dennis Radtke. Er sagte der F.A.Z.: „Mit Blick auf die Automobilindustrie, die wesentliche Kunde der Stahlindustrie ist, ist für mich klar: Die 15 Milliarden Euro Strafzahlungen im nächsten Jahr wegen nicht erreichter Flottenziele zum Kohlendioxidausstoß müssen ausge-

setzt werden, damit die Situation sich nicht noch weiter verschärft.“ Auch Radtke forderte einen vergünstigten Industriestrompreis, welcher den Unternehmen für die kommenden sechs Jahre Planungssicherheit geben müsse.

Auch der CDU-Politiker bekräftigte: „Wir müssen ran an Themen wie Beihilferecht und Vergaberecht.“ Des Weiteren verlangte der neue Chef des Arbeitnehmerlagers der Union höhere „Mindesteinfuhrpreise als Antwort auf den chinesischen Preiskampf“. Radtke resümierte: „Wir brauchen jetzt schnell wuchtige Signale aus Berlin und Brüssel, das Zeitfenster für die Stahlindustrie schließt sich.“

Wie aufgeheizt die Stimmung ist, ließ sich in Duisburg schon Stunden vor dem Gipfel spüren. Aus allen betroffenen Bundesländern waren auf Einladung der IG Metall Stahl-Beschäftigte nach Duisburg gereist, viele Hundert Menschen machten ihrer Sorge mitten in der Innenstadt Luft. Sie waren zum Teil in Warnwesten oder Arbeitskleidung, mit Helmen und Schutzbrillen gekommen und riefen: „Stahl ist Zukunft.“

Die Herausforderungen sind aktuell riesig. Die Branche ist für rund sieben Prozent des gesamten Treibhausgasausstoßes in Deutschland verantwortlich. Abhilfe schaffen sollen neue Stahlerzeugungsverfahren, unter anderem basierend auf grünem Wasserstoff. Als künftige Großabnehmerindustrie soll die Stahlbranche umgekehrt den Wasserstoffhochlauf unterstützen. Der Bau der nötigen Großanlagen wird deshalb vom Staat mit mehreren Milliarden Euro gefördert.

Doch ausgerechnet mit Blick auf eines dieser Vorzeigeprojekte hatte es zuletzt Verwerfungen gegeben: Eine mit rund zwei Milliarden Euro Staatsgeld subventionierte Direktreduktionsanlage (DRI-Anlage) soll beim größten deutschen Stahlspieler, Thyssenkrupp Steel (TKSE), künftig einen Hochofen ersetzen. Doch rund um die Restrukturierung und Teilherauslösung der kriselnden Sparte aus dem Konzern hatte es einen großen Streit zwischen Mutter- und Tochtergesellschaft und zwischen Arbeitnehmer- und Anteilseignerseite gegeben; sieben ranghohe Stahlmanager waren im Zuge dessen zurückgetreten. BDI-Präsident Siegfried Russwurm, der Aufsichtsratschef des Thyssenkrupp-Konzerns ist, hatte im Anschluss angedeutet, dass das Vorzeige-Grünstahl-Projekt durch mögliche Mehrkosten bedroht sei, manche sahen den Bau der DRI-Anlage sogar schon in Gänze wanken. Thyssenkrupp-Chef Miguel López hatte hingegen zuletzt der F.A.Z. gesagt: „Aktuell gehen wir davon aus, dass die Direktreduktionsanlage unter den gegebenen Rahmenbedingungen realisiert werden kann.“

Habeck fand am Montagmorgen deutliche Worte: „Es gibt in Duisburg unternehmerische Entscheidungen, die das gefährden, was wir aufgebaut haben“, sagte er im Gründerzentrum der RAG-Stiftung. Thyssenkrupp müsse wieder „konsistent an einer Linie arbeiten“. Es sei wichtig, dass das Unternehmen „klipp und klar unterstreicht, dass sie bei dem Projekt bleiben wollen“.

Chiles größtes Stahlwerk schließt

AFP. TALCAHUANO. Nach 74 Jahren ist Schluss: In Chile erlöschen am Montag die Hochofen des größten Stahlwerks des Landes. Die Huachipato-Fabrik in Talcahuano, rund 500 Kilometer südlich der Hauptstadt Santiago, macht dicht, 2700 direkte und 20.000 weitere damit verbundene Arbeitsplätze sind betroffen. Grund ist die Konkurrenz durch billige Stahlimporte aus China. In Chile wird bis auf recyceltes Metall nun kein Stahl mehr produziert.

Huachipato wurde 1950 gegründet und produzierte einst rund 800.000 Tonnen Stahl pro Jahr. Das Unternehmen belieferte hauptsächlich die Bergbaubranche, den Motor der chilenischen Wirtschaft. Chinesischer Importstahl ist jedoch rund 40 Prozent günstiger. Seit 2019 häufte Huachipato deshalb Verluste in Höhe von 700 Millionen Euro an.

Das Unternehmen versuchte zu überleben, forderte Aufschläge auf chinesische Importe. Diese wurden im vergangenen April auch von einer Regierungskommission genehmigt, die „unlauteren Wettbewerb“ chinesischer Unternehmen feststellte. Die Maßnahme kam jedoch zu spät und reichte nicht aus.

Allianz holt Lillilund

maf. MÜNCHEN. Die Industrieversicherung im Allianz-Konzern wird in Zukunft Thomas Lillilund verantworten. Wie der Versicherer am Montag mitteilte, kommt der Däne von dem US-Wettbewerber AIG. Dort leitete der 52 Jahre alte Lillilund das Geschäft in Europa, dem Mittleren Osten und Afrika. Er soll Anfang des kommenden Jahres den Vorstandsvorsitz von Allianz Global Corporate & Specialty SE (AGCS) und die Leitung von Allianz Commercial übernehmen. Dann wird er für das Versicherungsgeschäft mit mittelgroßen Unternehmen, globalen Konzernen und Spezialrisiken zuständig sein. Vor einem Jahr war Joachim Müller überraschend ausgeschieden. Sein Nachfolger Petros Papanikolaou ist seit 1. September als „Executive Director of Group Strategic Initiatives“ für die Konzernstrategie zuständig und berichtet direkt an den Vorstandsvorsitzenden Oliver Bäte. Die Industrieversicherung wird übergangsweise von Vorstandsmitglied Chris Townsend geleitet. Der Brite freut sich über Lillilund, der mehr als 25 Jahre Erfahrung im Versicherungsgeschäft hat. „Er steht dafür, profitables Wachstum voranzutreiben, eine kunden- und versicherungstechnische Kultur zu fördern und leistungsstarke Teams zu entwickeln“, erklärte Townsend.

FIRMENINDEX table with columns for company name and page number.

Die F.A.Z.-Wetterinformationen

im Internet: www.faz.net/wetter

Advertisement for 'Einspruch' app, featuring a smartphone displaying the app interface and the text 'Für alle, die sich ihr eigenes Urteil bilden.' and 'F.A.Z. Einspruch: die ganze Bandbreite aktueller Themen rund um Staat, Recht und Steuern in einer App.'

Städte Wetter Deutschland

Table of weather forecasts for various German cities, including Aachen, Berlin, Hamburg, Köln, and München, with columns for dates and temperature ranges.

Weather forecast section including a map of Germany with temperature indicators, a 'Vorhersage für heute' text block, and 'Wetter in Deutschland heute' section with regional forecasts for Bremen, Baden-Württemberg, and Berlin.

Weather forecast section for Europe and Africa, featuring a map of Europe with weather icons and temperature forecasts for major cities like London, Paris, and Berlin.

Table of weather forecasts for various international cities, including Accra, Los Angeles, New York, and Sydney, with columns for dates and temperature ranges.

Belén Garijo und ihr Merck-Vermächtnis



Auf dem Sprung

Von Stefan Paravicini

Noch immer ist sie die einzige Chefin eines Dax-Konzerns. Doch Belén Garijos Amtszeit in Darmstadt neigt sich dem Ende entgegen. Zeit für ein erstes Resümee.

Von Vanessa Trzewik und Thimo Heeg, Frankfurt

Belén Garijo wirkt in diesen Tagen entspannt. Zurück aus zwei Wochen Sommerurlaub auf Mallorca geht es für die Spanierin und den von ihr geführten Dax-Konzern Merck auf die entscheidenden Meter für das Geschäftsjahr 2024. Ein Jahr, für das die Managerin dem Kapitalmarkt und der Eigentümerfamilie nach einem schlechten Vorjahr die Rückkehr zum Wachstum in Aussicht stellt. Und ein Jahr, in dem sich Fragen nach ihrer weiteren Karriere in Darmstadt stellen.

Offiziell hält sich der Konzern bedeckt, wie lange Garijos Vertrag noch läuft. Das ist ungewöhnlich, zumal in anderen Großunternehmen darum weniger ein Geheimnis gemacht wird. Bekannt ist: Ende April 2025 werden es für sie vier Jahre an der Merck-Spitze sein. Im Mai 2021 hatte sie ihren Vorgänger Stefan Oschmann abgelöst. Sie war damals die erste Frau an der alleinigen Spitze eines Dax-Konzerns und ist bis zum heutigen Tag die einzige geblieben. Aus informierten Kreisen ist zu hören, dass 2025 das Stichjahr für das Vertragsende bildet. Zum Thema will es die Vierundsechzigjährige aber nicht machen. „Ich denke nicht an meinen Vertrag“, sagt Garijo im Gespräch mit der F.A.Z. Es gehe ihr wie der Eigentümerfamilie um die langfristige Sicht. „Es ist unsere Aufgabe, das Unternehmen an die nächste Generation zu übergeben, in einem nachhaltigen und sogar in einem besseren Zustand. Und das ist, was ich anstrebe.“

Anders als Oschmann und Karl-Ludwig Kley, die als Vorstandsvorsitzende einst mit milliardenschweren Zukäufen den Kurs der Merck-Aktie befeuerten, steht Garijo bisher für kleinere Akquisitionen und Desinvestitionen. An die Rekordwerte ihrer Vorgänger, die zum Ende ihrer Amtszeit an der Börse Kurssprünge von mehr als 80 Prozent beziehungsweise 66 Prozent vorweisen konnten, kommt Garijo damit nicht heran. Der starke Kursanstieg während der Corona-Pandemie auf ein Allzeithoch Ende 2021 von 229,40 Euro je Anteilsschein war nicht nachhaltig. Aktuell notiert die Merck-Aktie mit rund 170 Euro gerade etwa 16 Prozent höher als zu Beginn ihrer Amtszeit im Mai 2021.

Mit ihrer Vita gilt Garijo als Vorbild für Frauen in Führungspositionen. Das allein dürfte der ehrgeizigen Medizinerin als Vermächtnis bei Merck nicht reichen. „Alles dreht sich für mich um Menschen, Kultur und Innovation“, sagt Garijo, darauf angesprochen. „Mein Fokus sind die Menschen und eine Unternehmenskultur, in der sie sich bestmöglich entfalten und weiterentwickeln können. Denn am Ende sind es die Menschen, die eine Strategie umsetzen.“ Das zweite Element sei Innovation. „Ich möchte sicherstellen, dass das langfristige und nachhaltige Wachstum des Unternehmens durch Innovationen in unseren drei Geschäftsbereichen gesichert ist.“

KI – hochattraktive Möglichkeiten für das Merck-Geschäft

Einen bleibenden Eindruck hinterlassen Vorstandsvorsitzende mit erfolgreichen Strategien. Garijos Vorgänger Kley hat sich mit milliardenschweren Zukäufen im Zuliefergeschäft für die Pharmaindustrie im Hause Merck ein Denkmal gesetzt. Oschmann punktete mit einer Großakquisition im Geschäft mit Spezialchemikalien für die Halbleiterindustrie. Garijo ist ihnen bisher nicht gefolgt. Auch sie könnte aus dem Vollen schöpfen. Das Geld für den großen Wurf wäre da. Bis zu 20 Milliarden Euro wurden in der Vergangenheit als mögliches Transaktionskapital kolportiert. „Akquisitionen bleiben Teil unserer Strategie“, versichert die Merck-Chefin im F.A.Z.-Gespräch. Aber eben nicht sofort. „Zur richtigen Zeit, für das richtige Ziel, zum richtigen Preis“, wiederholt sie die Merck-Devise und lässt damit alles offen.

Ihre Zurückhaltung mit Blick auf große Akquisitionen begründet die gelernte Ärztin mit den strategischen Weichenstellungen der Vergangenheit. Während ihre Vorgänger die Aufgabe hatten, den Pharmakonzern Merck breiter und damit widerstandsfähiger aufzustellen, habe sie es mit einem in drei Sparten global diversifizierten und in seinen Branchen wettbewerbsfähigen Konzern zu tun. „Nun geht es darum, nach Möglichkeiten Ausschau zu halten, die unsere Geschäftsdynamik und unsere Geschäfts-

entwicklung beschleunigen können“, erläutert Garijo. Sie sieht hierbei jedoch keine Dringlichkeit für schnelle Aktionen. „Wir haben Kapital und verfügen über eine beträchtliche Liquidität. Das werden wir natürlich investieren und dabei unsere strategischen Prioritäten verfolgen.“

Den größten Teil des Umsatzes erwirtschaftet Merck heute mit dem Unternehmensbereich Life Science, der auf die Belieferung der Pharmaindustrie mit Materialien und Dienstleistungen spezialisiert ist. Besonders gefragt war das Geschäft während der Corona-Pandemie, als Impfstoffhersteller Vorprodukte und Dienstleistungen für die Herstellung ihrer Impfstoffe benötigten. Die Kehrseite der Sonderkonjunktur bekam die Merck-Sparte entsprechend schmerzhaft zu spüren. Hohe Lagerbestände und die Investitionszurückhaltung der Kunden verhalfen Merck wie anderen Wettbewerbern das Geschäftsjahr 2023. Life Science stand dennoch für 9,3 Milliarden Euro von 21 Milliarden Euro Konzernumsatz.

Auch in diesem Jahr hängt die Aussagekraft der nach dem zweiten Quartal leicht angehobenen Jahresprognose von der Erholung der Life-Science-Geschäfte ab. Der Auftragseingang der Sparte habe sich weiter positiv entwickelt, sagt Garijo. Das stimmte Analysten zuletzt positiv. Trotz der temporären Schwäche bleibt das Life-Science-Geschäft für Garijo eine klare strategische Priorität. Hier werde perspektivisch das meiste Geld investiert, um die Wettbewerbsfähigkeit der Sparte zu stärken, sagt die Merck-Chefin.

Ein weiteres wichtiges Wachstumsfeld schlummert in der kleinsten Sparte Electronics, die 2023 einen Umsatz von 3,7 Milliarden Euro erzielte. Nach dem Verkauf des Pigmentgeschäfts konzentriert sich Garijo vor allem auf Spezialchemikalien für die Halbleiterindustrie. Der breite Halbleitermarkt kämpft sich noch aus dem Nach-Corona-Tief. Allerdings profitieren die Darmstädter schon spürbar von der hohen Nachfrage nach Elektronik für Künstliche Intelligenz (KI) und die entsprechenden Anwendungen, für die Merck die Basis liefert. Die Prognose der Sparte konnte deshalb jüngst angehoben werden.

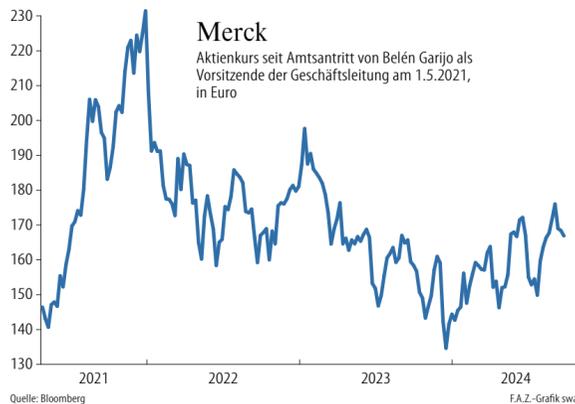
Garijo sieht in den Chancen der KI hochattraktive Möglichkeiten für das Merck-Geschäft. Die Einführung von KI habe erst begonnen. Nur etwa 10 Prozent der Materialumsätze seien heute von KI getrieben. Bei Geräten lägen sie noch im Promillebereich. Garijo erwartet, dass KI in Zukunft überall integriert wird. Wann dies der Fall sein wird, sei noch offen. „Das Wichtigste ist, dass wir bereit sind zu liefern, um die Bedürfnisse einer beschleunigten Integration zu bedienen“, sagt sie. Den Hype um KI hält Garijo nicht für übertrieben. Das hat auch Folgen für den Konzern. Seit Monaten beschäftigt sich das Management damit, wie es KI in die DNA des Unternehmens einbauen will. „Das ist kein neues Spielzeug.“

Bleibt die traditionsreiche Pharmasperte Healthcare. Mit ihr hat bei Merck vor 356 Jahren in der Engel-Apotheke alles begonnen. Sie ist auch heute noch ein Umsatzgarant, was das bestehende Produktportfolio betrifft. Beim Nachschub mit neuen Medikamenten sieht es schlechter aus. Zuletzt gab es zwei herbe Rückschläge in der Pharmaentwicklung. Mit dem Multiple-Sklerose-Mittel Evoxibutrin und dem Krebsmedikament Xevinapant sind Garijo binnen weniger Monate zwei Hoffnungsträger für künftige Milliardenumsätze weggebrochen. Einen Ersatz hat sie bisher nicht. Der nächste vielversprechende Kandidat, ein Medikament gegen die seltene Autoimmunerkrankung Lupus, befindet sich erst in der zweiten von drei für die Zulassung erforderlichen klinischen Phasen. „Hier erwarten wir bis Anfang 2025 wichtige Daten, die darüber entscheiden, ob das Medikament in die letzte, zulassungsrelevante Studienphase geht“, sagt Garijo. Abhängig von den Ergebnissen soll die Strategie für die Immunologie überarbeitet werden, um den Bereich weiter auszubauen.

Als ehemalige Pharmachefin glaubt Garijo an das Potential des Medikaments. Gleichzeitig ist sie sich der klaffenden Lücke in der Pipeline der späten Phase-drei-Projekte bewusst, die früher auf den Markt kommen und weitere Erlöse bringen könnten. Einen teuren Pharmazukauf schließt sie aber weiterhin aus. Bis zur Marktreife eigener Inno-



Seit 2021 an der Spitze:
Belén Garijo
Foto Frank Röth



Einflussreiche Fachärztin

Auch für Cyberbetrüger ist Belén Garijo keine Unbekannte. Merck als Dax-Konzern ist für Kriminelle ein lohnendes Angriffsziel. Da kommt es schon mal vor, dass sie mithilfe Künstlicher Intelligenz ihre Stimme nachzuahmen versuchen oder angeblich von ihr stammende E-Mails an Mitarbeiter verschicken – und welcher Beschäftigte würde ohne Weiteres an den Anordnungen der Chefin zweifeln? Das sei schon ein wenig beängstigend, sagt Garijo – die freilich überzeugt ist, solche Attacken in den Griff zu bekommen.

Dem Ängstlichkeit gehört nicht zu den ersten Charaktereigenschaften, die man mit der Spanierin verbinden würde. Die Vierundsechzigjährige, seit Mai 2021 Vorsitzende der Geschäftsleitung von Merck, strahlt auf den Markt etwas anderes aus: Zuversicht und Führungsstärke. So ist es kein Wunder, dass in ihrer offiziellen Biographie zu lesen ist: „Kultur & Führung, die Großes bewegen“. Das jedenfalls gehört laut Merck-Home-

page zu den vier Konzernprioritäten, die Merck unter Garijos Führung verfolgt. Neben Innovation, Wachstum und langfristigen Werten wird diese Priorität als allererste aufgeführt. Zudem habe das Unternehmen unter ihrer Führung „einen strategischen Transformationsprozess eingeleitet, um seine Position als globaler Vorreiter in Wissenschaft und Technologie zu stärken“.

Ihre Karriere in Darmstadt begann Garijo 2011 im Unternehmensbereich Healthcare, dessen Leitung sie 2015 übernahm. Vor ihrem Wechsel zu Merck arbeitete sie unter anderem für den Pharmakonzern Sanofi-Aventis. Belén Garijo wurde am 31. Juli 1960 im spanischen Almansa geboren. Sie ist Fachärztin für klinische Pharmakologie und begann ihre Berufslaufbahn als praktizierende Ärztin im Krankenhaus La Paz in Madrid. 2022 und 2023 listeten die Magazine „Fortune“ und „Forbes“ sie in ihren Ranglisten der einflussreichsten Frauen der Welt auf.

dem US-Markt zu verstärken, dem weiterhin attraktivsten Pharmamarkt der Welt.“ Darauf werde der Fokus liegen.

Trotz der mangelnden Produktivität der Pharmaentwicklung sieht sich die Merck-Chefin dank der hohen Umsatzbeiträge und Cash-Generierung des bestehenden Portfolios nicht unter Zugzwang. Das Geld aus dem Pharmageschäft habe in den vergangenen zehn Jahren die Diversifizierung der anderen beiden Bereiche finanziert und sei auch für die Zukunft entscheidend, betont sie. „Im Gegensatz zu anderen Unternehmen gibt es bei uns keine Patentklippe. Deshalb ist die Konzentration auf eine beschleunigte Einlizenzierung derzeit unsere wichtigste Priorität im Healthcare-Bereich.“

Vom ehrgeizigen Strategieziel noch ein gutes Stück entfernt

Die Multiple-Sklerose-Tablette Mavencad verliert 2026 die ersten Patentschutzrechte. Das Krebsmittel Bavencio ist noch bis mindestens 2030 vor Konkurrenz sicher. Beide Medikamente wurden in Garijos Zeit als Pharmachefin auf den Markt gebracht und haben mit einem dritten neu eingeführten Mittel in den vergangenen fünf Jahren „mehr als 70 Prozent des Wachstums im Healthcare-Bereich“ ausgemacht. „Als mittelgroßes Unternehmen in Bezug auf den Pharmabereich verfügen wir über ein sehr robustes Portfolio, mit dem wir zum richtigen Zeitpunkt in die Schwellenländer vorstoßen und auch dort Wachstum erzielen können“, sagt Garijo.

Zur Rückkehr zum Wachstum wird das Pharmageschäft in diesem Jahr abermals signifikant beitragen. 20,7 bis 22,1 Milliarden Euro Konzernumsatz sind prognostiziert. Das wäre ein organisches Wachstum von zwei bis fünf Prozent im Vergleich zum schwachen Vorjahr. Von ihrem ehrgeizigen Strategieziel, Merck bis 2025 zu 25 Milliarden Euro Umsatz zu führen, ist Garijo damit noch ein gutes Stück entfernt. Es weiter zu verfolgen sei eine Herausforderung, räumt die Merck-Chefin ein. Doch sie blickt schon deutlich weiter.

Auf dem Kapitalmarkttag am 17. Oktober werden sie und ihre Vorstandskollegen die Strategie bis 2030 vorstellen. Radikale Umbrüche sind aber nicht zu erwarten. „Wir werden weiter auf unseren organischen Erfolg setzen“, sagt Garijo. Und Akzente bei M&A wie genannt setzen: vornehmlich bei Life Science, dann Healthcare. Am wenigsten Bedarf sieht Garijo für Electronics. Ob es für sie der letzte Investorentag als Merck-Chefin sein wird? Eine überzeugende Mittelfriststrategie käme Garijos Vermächtnis in jedem Fall zugute.

Die Eigentümer des Berliner Medienhauses Axel Springer stehen wohl kurz vor der Einigung über die Aufspaltung des traditionsreichen Unternehmens. Die Gesellschafter haben sich darauf verständigt, das Onlinegeschäft mit Kleinanzeigen wie auf dem Jobportal Stepstone mehrheitlich in die Hände des Finanzinvestors KKR zu legen. Die Private-Equity-Gesellschaft, die 2019 bei Springer eingestiegen ist und den Konzern 2020 vom Börsenparkett holte, hält knapp 36 Prozent der Anteile. Konzernchef Mathias Döpfner und die Verlegerwitwe Friede Springer, die jeweils mit 22 Prozent beteiligt sind, wollen die Kontrolle über das Mediengeschäft mit Marken wie „Welt“, „Bild“ und „Politico“ übernehmen. Der Aufsichtsrat, der in dieser Woche tagt, hat für die Aufspaltung schon grünes Licht gegeben, heißt es in unternehmensnahen Kreisen. Scheitern könnte eine Transaktion wohl nur noch an unterschiedlichen Preisvorstellungen.

Nach Angaben von Insidern wird der Unternehmenswert in den Verhandlungen auf 13,5 Milliarden Euro veranschlagt. Das ist etwa das Doppelte dessen, was beim Einstieg von KKR zugrunde gelegt wurde. Mehr als zehn Milliarden Euro entfallen auf das Kleinanzeigengeschäft. Für einen möglichen Börsengang von Stepstone hatte Springer zuletzt eine Bewertung von sieben Milliarden Euro als Ziel aufgerufen. Dass der Börsengang der Tochtergesellschaft in dem kleinen Fenster zwischen Corona-Pandemie und russischem Angriff auf die Ukraine nicht gelang, dürfte einer der Gründe sein, warum die Gesellschafter die Eigentumsverhältnisse neu sortieren. Denn KKR war in der Partnerschaft auf Zeit mit Mathias Döpfner immer am wachstumsstarken Kleinanzeigengeschäft interessiert. Hinzu kommt, dass die 2019 mit KKR vereinbarte Lock-up-Periode ausläuft.

Die Private-Equity-Gesellschaft könnte sich nach der Aufspaltung ganz darauf konzentrieren, das Kleinanzeigengeschäft für den Sprung an die Börse zu rüsten. Döpfner würde zusätzliche unternehmerische Freiheiten gewinnen, nachdem er sich 2020 mit Unterstützung von KKR bereits dem kritischen Blick der Börse entzogen hat. Er will in den USA die Nummer eins werden, hat 2021 in der bisher größten Übernahme von Springer das US-Nachrichtenportal „Politico“ übernommen und könnte nach der Aufspaltung zum nächsten Sprung ansetzen.

Südzucker kippt Prognose

tag. MAINZ. Fallende Zuckerpreise haben die Planung von Europas größtem Zuckerhersteller Südzucker zunichtegemacht. Das Mannheimer Unternehmen reduzierte seine bisherigen Erwartungen am Montag drastisch. Südzucker geht jetzt davon aus, im Geschäftsjahr 2024/25 in seinem größten Geschäftsfeld Zucker einen operativen Verlust zu erwirtschaften. Bisher hatte der Konzern ein Plus von 200 bis 300 Millionen Euro genannt, im Jahr davor standen noch 558 Millionen Euro zu Buche. Der Verlust im Zuckergeschäft wird nach Angaben des Unternehmens auch das operative Konzernergebnis auf 175 bis 275 Millionen Euro drücken. Bisher standen 500 bis 600 Millionen Euro in der Planung. Im laufenden Geschäftsjahr rechnet Südzucker nach Angaben eines Sprechers zum zweiten Mal in Folge damit, dass die globale Produktion über dem Verbrauch liegen wird. Grund seien die gute Rübenenernte in Europa und die ebenfalls guten Rohrzucker-Ernten in großen Zuckerländern wie Brasilien und Indien. Im nach wie vor regulierten europäischen Markt komme hinzu, dass die Ukraine zollfrei Zucker importieren darf – auch das sorgt für ein größeres Angebot. Nach den Preisanstiegen der letzten Jahre – teils wegen der knappen Ernten, teils wegen der hohen Energiepreise – wird Zucker auch wieder für Verbraucher billiger. Nach einer Umfrage der Nachrichtenagentur dpa wollen Aldi Nord und Aldi Süd von morgen an den Preis für eine Ein-Kilo-Packung Zucker von 1,49 Euro auf 89 Cent senken. Lidl, Edeka, Rewe, Netto, Penny und Norma würden ihre Preise ebenfalls reduzieren.

Der Familie fiel es als letztes auf. Klar, Mutter Witteck erzählte weniger, aber geschwätzig war sie nie gewesen. Erst als sie gestand, ihr Auto seit Tagen nicht mehr finden zu können, begann den Angehörigen zu dämmern, was Sache war: dass sie nicht mehr allein klarkam. Eine erste Lösung mit Pflegedienst, Hausnotruf und Essen auf Rädern erwies sich innerhalb von nur neun Monaten als nicht tragfähig. Der Pflegedienst konnte in den zwei Stunden täglich die kritischen Situationen, die sich zu häufen begannen, nicht allein bewältigen. Und der Essensdienst brachte zwar das Essen, stellte es auch in die Mikrowelle, gegessen wurde es trotzdem nicht. Billig war die Versorgung mit insgesamt 13.300 Euro auch nicht. „Krankenkasse und Beamtenbeihilfe haben insgesamt etwa ein Viertel übernommen“, sagt Stefan Witteck*. „Da waren wir ja auch noch in einem niedrigen Pflegegrad.“

Mehrere Lösungen wurden diskutiert: Für eine 24-Stunden-Pflege hätte es wegen der ungeeigneten Maisonettewohnung mit Wendeltreppe eines Umzugs bedurft. Nicht unlösbar, denn immerhin wohnte man ja nicht allzu weit voneinander. Auch dies sei ein großer Vorteil gewesen, sagt Witteck. „Ich weiß nicht, wie man das bewältigen soll, wenn man 300 Kilometer entfernt wohnt.“

Zumal die 24-Stunden-Pflege auch nicht ohne Tücken ist. So gilt für Pfleger deutsches Arbeitsrecht mit Pausenzeiten und Urlaub. Eine Rund-um-die-Uhr-Betreuung erfolgt dann durch mehrere sich abwechselnde Pflegekräfte. Gerade bei verwirrten Menschen kann ein solches privates Mini-Pflegeheim eine schlechte Lösung sein. Gedächtnisverlust und Veränderungen im Gehirn können Stress und Angst hervorrufen, heißt es etwa vom Alzheimer's Project. Gleichbleibende Routinen können Verhaltensweisen wie Aggression, Ruhelosigkeit und Erregung verringern. „Ich bin skeptisch, dass von einem Pflegedienst vermittelte Pflegekräfte dies bei allem guten Willen gewährleisten können“, sagt Witteck. Zumal nicht jede Seniorin auf „die Fremde“ zu Hause positiv reagiert.

Die Verschlechterung des geistigen und körperlichen Zustands machte heimische Pflegelösungen im Fall von Frau Witteck am Ende ohnehin obsolet, vor allem weil sie aufgrund einer „Weglauffähigkeit“ immer wieder verschwand. Diese Weg- und Hinlauffähigkeiten sind bei Demenzkranken häufig, weil Aktivität ihre Zielgerichtetheit verliert oder weil sie die verlorene Geborgenheit „zu Hause“ suchen – was nicht immer die letzte Wohnform sein muss.

PFLEGE



Nicht jedes Seniorenzentrum ist darauf eingerichtet. Das mussten auch die Wittecks erfahren. Man sei auf Demenzpatienten mit Weglauffähigkeit nicht eingestellt, hieß es von der eigentlich optimal gelegenen Einrichtung, Frau Witteck könne nicht bleiben.

Für Seniorenzentren sind die Fälle schwierig. Das Abschließen der Stationstür etwa gilt als freiheitsentziehende Maßnahme. Diese können nur individuell und auf richterliche Anordnung erfolgen. In den Heimen behilft man sich mit simplen Lösungen: schwere Türen mit Öffnungsalarm oder auch ein Code-Schloss. Der Code steht dann direkt daneben – für viele Demenzpatienten schon unüberwindbar.



Ist die Mutter im Heim zufrieden? Das ist die wichtigste Frage.

Foto Michael Braunschädel

Die Suche nach einem guten Pflegeheim

Wenn an der Pflege in einer Einrichtung kein Weg mehr vorbeiführt, stehen die Angehörigen vor einer großen Aufgabe.

Von Martin Hock, Frankfurt

Gefallen habe die Heimunterbringung niemand, sagt Stefan Witteck, es habe aber kein Weg daran vorbeigeführt. Die Weglauffähigkeit war eines der wichtigsten Dinge, die es bei der Wahl des Heims zu beachten galt. Ein Einrichtung ist im dicht besiedelten Rhein-Main-Gebiet kein Mangel. Auch in vielen kleineren Orten sind mittlerweile Einrichtungen unterschiedlicher Größe entstanden. Eine sei von fast familiärer Größe gewesen, gelegen in einem Wohngebiet. Doch gab es keinen Außenbereich, und insgesamt ergab sich ein Eindruck von Enge. Angesichts der Weglauffähigkeit war auch die Nähe der Durchgangsstraße ein Gegenargument.

Wichtig gewesen sei vor allem der Eindruck bei der Besichtigung, sagt Stefan Witteck. Wenn man seine Angehörigen nicht mit einem guten Gefühl in ein Pflegeheim bringe, ergebe das keinen Sinn. Über einige Zentren habe man auch Negatives gehört oder gelesen. Meist sei dann auch der persönliche Eindruck nicht der allerbeste gewesen. Auseinander gingen die Meinungen beim Thema Aktivität. Ein Teil der Familie war der Ansicht, dass es viel Aktivierung durch entsprechende Angebote brauche, ein anderer fürchtete Überforderung.

Am Ende fand man einen guten Mix. Spontan habe er mit seiner Frau eines der Heime besucht, berichtet Witteck, auch um die Reaktion zu testen. Dort ha-

be man sich für die Zeit genommen, sie herumgeführt und erklärt, was man mit den Bewohnern alles so mache – von Gottesdienst über Bingo bis zum Backen. „Im Gemeinschaftsbereich roch es gerade nach Waffeln, vielleicht war das ja ausschlaggebend“, lacht Witteck. Aber auch das Vorhandensein eines geschlossenen Gartens und die Ortsrandlage seien Pluspunkte gewesen. Für alle Fälle ließ man sich auf die Warteliste setzen, und schon drei Tage später war ein Zimmer frei. Ein verkehrstechnisch günstiger gelegenes Heim konnte dagegen nichts versprechen. Weil Eile geboten war und das andere Zentrum überzeugte, wurde die Mutter dort untergebracht.

Hilfreich sei bei der Auswahl auch der Pflegefinder des BKK-Dachverbands im Internet gewesen. Hier finden sich die externen und internen Bewertungen der Heime – und ihre Kosten. Diese können sehr unterschiedlich sein. Die Pflegekosten zahlen für die pflegerische Tätigkeit und medizinische Behandlungen im Rahmen der Pflege sowie die allgemeine Betreuung. Kosten für Unterkunft und Verpflegung müssen selbst getragen werden, dazu der sogenannte einrichtungseinheitliche Eigenanteil (EEE).

Dieser wurde 2017 eingeführt, weil zuvor die Eigenanteile mit steigender Pflegebedürftigkeit immer höher wurden. Dies hatte dazu geführt, dass trotz umfangreicherer Pflegemaßnahmen Neube-

gutachtungen verwehrt wurden. Der EEE ist die Differenz zwischen Leistung der Pflegekasse und dem Pflegesatz der Einrichtung. Dieser wiederum hängt vom Grad der Pflegebedürftigkeit der Bewohner ab und wird zwischen Trägern des Heims, Pflegekassen und Sozialhilfeträgern vereinbart. Zum EEE und Kost und Logis kommen noch die Investitionskosten hinzu, ein Beitrag zu Instandhaltung oder Modernisierung der Einrichtung.

Im Bundesdurchschnitt betrug der EEE nach Daten des Verbands der Ersatzkassen zu Jahresbeginn 1377 Euro im Monat, für Unterkunft und Verpflegung waren 921 Euro aufzuwenden und für die Investitionskosten 485 Euro. Summa summarum lag damit die Eigenbeteiligung bei 2783 Euro brutto im Monat. Dies wird durch Zuschüsse gemildert, die mit der Dauer des Aufenthalts steigen. Im ersten Jahr sind es 15, ab dem dritten Jahr 75 Prozent. Auf diese Weise sinkt die Eigenbeteiligung im Bundesdurchschnitt von 2576 Euro netto im ersten Jahr auf 1750 Euro ab dem dritten Jahr des Aufenthalts.

Die regionalen Unterschiede sind jedoch enorm. Der EEE liegt in Baden-Württemberg bei durchschnittlich 1716 Euro, in Hamburg sind es nur 1096 Euro. Unterkunft und Verpflegung sind mit 1193 Euro in Nordrhein-Westfalen am teuersten, in Sachsen-Anhalt werden im Durchschnitt nur 60 Prozent dieses Be-

trages fällig. Der Investitionskostenbeitrag liegt zwischen 313 Euro in Brandenburg und 587 Euro in Nordrhein-Westfalen. Per Saldo sind Pflegeplätze in Baden-Württemberg mit 2917 Euro im ersten Jahr am teuersten, am billigsten ist Sachsen-Anhalt mit 900 Euro weniger.

Aber auch von Zentrum zu Zentrum, innerhalb einer Region, sind die Kosten sehr unterschiedlich. Der Eigenanteil im preiswertesten Heim, das man sich angeschaut habe, liege aktuell bei 70 Prozent dessen, was im teuersten fällig werde, sagt Witteck. Ein System habe er nicht feststellen können. Kleinere Häuser seien tendenziell vielleicht etwas teurer, aber keine Regel ohne Ausnahme.

Kürzlich hat Witteck einmal Bilanz gezogen. Nach etwas mehr als sechs Jahren haben sich die Heimkosten auf insgesamt rund 260.000 Euro summiert. Das täuscht insofern, weil die gesetzliche Krankenkasse im Fall der Wittecks nur die Hälfte der Pflegekosten übernimmt. Die andere Hälfte wird von der Beamtenbeihilfe getragen. Unter dem Strich blieben etwas mehr als 125.000 Euro. Wer indes heute einen Angehörigen in Pflege gibt, muss für denselben Zeitraum wohl eher mit dem Doppelten rechnen. Im Bundesdurchschnitt ist die Eigenbeteiligung seit 2018 um rund 40 Prozent gestiegen, am stärksten mit rund 75 Prozent der EEE.

Witteck ist dankbar, dass seine Mutter eine Witwenpension bezieht. Er sei sich nicht sicher, wie Familien mit geringerem Einkommen das stemmen könnten. Selbst müsse man schon ein bisschen auf die Liquidität achten, weil man den von der Beihilfe getragenen Anteil erst einmal vorstrecken müsse, auch wenn diese einen monatlichen Abschlagsbetrag zahle. Der liege aber natürlich immer unter den tatsächlichen Kosten, weil er erst nach der alle sechs Monate erfolgenden Abrechnung erhöht werde. Zu den großen Kostenblöcken kommen noch andere hinzu: mal die Physiotherapie, mal der Friseur, aber auch ein Ausbildungsbeitrag und die zusätzliche Betreuungsleistung wie das Backen, Malen und ähnliche Dinge. Das seien im Vergleich aber recht kleine Beträge, die zudem zum Teil von der Beihilfe übernommen würden.

Die Kosten seien sicher wichtig, vor allem natürlich, wenn die Mittel nicht ausreichen, meint Witteck. Aber wichtiger sei am Ende, dass Bewohner und Angehörige zufrieden seien. Sie hätten nie bereut, genau diese Einrichtung ausgesucht zu haben. Die Corona-Zeit sei schwierig gewesen. Lange gab es ein Besuchsverbot, aber immerhin auch so gut wie keine Infektionen. Seine Mutter habe sich am Ende bei einem Krankenhaus-aufenthalt angesteckt. Das Zentrum habe je nach Lage Besuche ermöglicht: im Garten oder wenigstens durch eine Glasscheibe. Sogar eine Teststation wurde eingerichtet. Nach der Öffnung seien Anspannung und Personalmangel spürbar gewesen, mittlerweile habe sich vieles eingeregelt.

Mit einigen Pflegern habe man einen guten Kontakt. Besonders beeindruckt habe ihn, dass seine Mutter in einem Pflegeexamen Prüfungsgegenstand gewesen sei. „Ich weiß nicht, ob das üblich ist. Aber ich finde es gut, wenn darauf Wert gelegt wird zu zeigen, dass auch demente Bewohner Menschen mit eigenen Biographien sind“, sagt Witteck und berichtet von dem ehemaligen Oberarzt, der keinen Satz mehr habe zu Ende sprechen können. Wenn Geld und Vermögen ausreichen, seien die Kosten kein Argument. „Dabei heißt teuer nicht gut, und gut muss nicht teuer sein.“ Und werde das Vermögen aufgezehrt, dann sei es eben so. „Es ist immer noch das Geld meiner Mutter.“

* Name auf Bitten der Familie geändert.



Gold glänzt

Von Christian Siedenbiedel

Zur sehr sollte man sich vom Hype um das Gold im Moment vermutlich nicht anstecken lassen. Die erheblichen Goldkäufe der Notenbanken und die allgemeinen geopolitischen Risiken schaffen zwar ein Umfeld, in dem derzeit ein Goldrekord nach dem anderen möglich ist. Für die kurzfristige Entwicklung des Goldpreises aber spielen die Spekulationen über die Zinspolitik der amerikanischen Notenbank Federal Reserve (Fed) die entscheidende Rolle. Am Mittwoch steht die Fed-Sitzung an, auf der es die erste Zinssenkung in diesem Zyklus geben dürfte. Zwischenzeitlich hatten viele Analysten einen großen Zinsschritt um 0,5 Prozentpunkte für möglich gehalten. Das ist noch immer nicht ausgeschlossen, wahrscheinlicher aber dürfte ein Schritt um 0,25 Prozentpunkte sein. Wenn er kommt, wird er den Goldpreis zumindest nicht weiter beflügeln. Auch die Europäische Zentralbank (EZB) dürfte die Fed-Sitzung aufmerksam verfolgen. Und zwar weniger den Zinsscheid als vielmehr die Begründung. Wenn es aus den Vereinigten Staaten negative Signale für die Weltkonjunktur geben sollte, kann das auch die Notenbank des Euro-Raums nicht kaltlassen. Kleinere Schwankungen des Wechselkurses zwischen Euro und Dollar dagegen dürfte die EZB eher ignorieren. Nicht ausgeschlossen ist, dass ein Ende der Zinssenkungsspekulationen irgendwann auch das Ende der Goldrally einleitet. Bislang aber merkt man davon rein gar nichts.

Gold schlägt den Rekord noch mal

sibi. FRANKFURT. Der Preis für Gold hat am Montag einen neuen historischen Höchststand erreicht. Zeitweise kostete das Edelmetall 2589,59 Dollar je Feinunze (31,1 Gramm) und damit so viel wie noch nie. Auch in Euro gerechnet erreichte der Goldpreis ein Rekordhoch bei 2334,57 Euro. Schon in der vergangenen Woche hatte der Goldpreis Höchststände erzielt. Ein zentraler Grund sind Hinweise aus der amerikanischen Notenbank Federal Reserve (Fed), die auf die erste Zinssenkung in diesem Zyklus am Mittwoch hindeuten. Noch ist nicht völlig klar, ob die Zinsen in Amerika um 0,25 oder 0,5 Prozentpunkte sinken werden. Auch die Europäische Zentralbank (EZB) hatte in der vergangenen Woche ihre Leitzinsen gesenkt. Sinkende Zinsen sind tendenziell gut für das unverzinsten Gold, weil konkurrierende Anlageformen wie Staatsanleihen dadurch unattraktiver werden. Mit der Aussicht auf sinkende US-Zinsen hat zudem der amerikanische Dollar zuletzt an Wert verloren, was dem Gold zusätzlichen Auftrieb verlieh. Als weitere Gründe für den hohen Goldpreis nennt die DZ Bank die Notenbankkäufe und die geopolitischen Spannungen. Die Bank erhöhte ihre Goldpreisprognose für Mitte 2025 von 2300 auf 2800 Dollar.

Die Dauermisere an Chinas Börsen

CSI 300 auf Fünfjahrestief / Wachstumsziel in Gefahr / Banken senken Prognose / Ökonom sieht Parallelen zur Deflation in Japan

guth. SHANGHAI. Für Chinas Finanzmärkte ist keine Hoffnung in Sicht. Ein wichtiger Index notiert auf einem Fünfjahrestief. Die wirtschaftlichen Daten enttäuschen, internationale Großbanken haben ihre Einschätzungen zu Chinas Wirtschaft und Börsen gesenkt. Auch die Führung in Peking scheint sich mit einem niedrigen Wirtschaftswachstum abgefunden zu haben.

Die vergangene Woche schloss der Shanghai Composite, der innerhalb Chinas am meisten beachtet wird, mit 2704 Punkten, nur wenig oberhalb des Fünfjahrestiefs. Der CSI 300, der die wichtigsten Titel an den Börsen in Shanghai und Shenzhen zusammenfasst, riss diese Marke dagegen und notierte zuletzt bei 3160 Punkten. Die Börsen in Festlandchina öffnen aufgrund des Mondfestes erst an diesem Mittwoch wieder.

Sämtliche Stützungsmaßnahmen, mit denen die chinesische Regierung die Börsen von Anfang Februar an um rund ein Sechstel angehoben hatte, sind damit

wieder verpufft. Präsident Xi Jinping hatte die Turbulenzen am Aktienmarkt zur Chefsache gemacht und den Leiter der Börsenaufsicht ausgetauscht. Er installierte einen Veteranen, der seinem Ruf als Maklerschlichter alle Ehre machte und gegen Leerverkäufer vorging, während viele wichtige Banker einer Antikorruptionskampagne zum Opfer fielen. Staatliche Finanzinstitutionen kauften Aktien, um die Kurse anzuhoben. Andere erhielten die Anweisung, nicht mehr zu verkaufen, als zu kaufen. Gut drei Monate lang schien der Kurs erfolgreich zu sein.

Doch dann drehte sich das Blatt wieder. Denn die Wirtschaft kommt nicht in Fahrt. Die Steuereinnahmen sinken auf breiter Front, die Deflation hält sich hartnäckig, die Hauspreise fallen. Die Stimmung in der Bevölkerung bezüglich Einkommen und Arbeitsmarkt fiel laut einer Umfrage auf den niedrigsten Stand seit dem letzten Covid-Quartal Ende 2022. Für die Umfrage befragt die Zentralbank einmal im Vierteljahr 20.000 Anleger im

ganzen Land. Dann enttäuschte eine wirtschaftspolitische Konferenz der Kommunistischen Partei, die nur alle fünf Jahre stattfindet, viele Beobachter. Zuletzt senkten mit der US-Bank JP Morgan, der schweizerischen Großbank UBS

oder Nomura Holdings aus Japan etliche Schwergewichte ihre China-Ausblicke. Viele Banken gehen nun davon aus, dass Chinas Volkswirtschaft in diesem Jahr unterhalb der ausgegebenen Wachstumsrate von etwa 5 Prozent landet. Man-

che Beobachter interpretierten auch Xi Jinpings Wortwahl als Indiz dafür, dass es eng wird mit dem Wachstum. Er sprach in der vergangenen Woche nur noch davon, man solle danach „streben“, die Ziele zu erreichen. Im Sommer hieß es noch, Peking müsse „fest entschlossen bleiben“. Ein Wachstum von rund 5 Prozent im Jahr ist nötig, um die chinesische Volkswirtschaft zwischen dem Jahr 2020 und dem Jahr 2035 zu verdoppeln.

Die Stimmung in der Bevölkerung wirkt indes nicht, als wache Chinas Wirtschaft. Besser trifft Fu Peng die Stimmung, Chefökonom des Finanzdienstleisters Northeast Securities. Andere Ökonomen hatten Warnungen aus Peking erhalten, sich nicht zu negativ zu äußern, und halten sich zurück. Fu dagegen stößt mit recht offener Kritik gerade auf großen Widerhall. Kürzlich verglich er China mit dem deflationären Japan der Neunzigerjahre. „Die Situation in Japan ist im Prinzip die gleiche wie das, was wir jetzt erleben.“



TRÜGERISCHE RENDITEN

Die Reihenfolge, in der Krisen und Aufschwünge auftreten, entscheidet übers Vermögen.

Finanzen, Seite 25

UNGEEIGNETE KREDITKARTEN

Verbraucherschützer können in Premium-Kreditkarten keinen Nutzen erkennen und warnen.

Finanzen, Seite 25

AUS DEM TRAUM WIRD WIRKLICHKEIT

Stuttgart startet ins Abenteuer Champions League – und dort wartet sogleich Real Madrid.

Sport, Seite 27

„COOLE WOCHEN“ OHNE KRÖNUNG

Esther Henseleit leistet mit Europas Golferinnen dem US-Team starken Widerstand.

Sport, Seite 28

Die Börse

Dax in Punkten	Bundesanleihe Rendite 10 Jahre
19200	2,75
18600	2,50
18000	2,25
17400	2,00
16800	1,75
17.6.24	16.9.24
17.6.24	16.9.24
	13.9.24 16.9.24
F.A.Z.-Index	2634,77 2629,87
Dax	18699,40 18633,11
M-Dax	25550,66 25412,15
Tec-Dax	3313,57 3288,92
Euro Stoxx 50	4843,99 4827,63
F.A.Z.-Euro-Index	161,80 161,49
Dow Jones	41393,78 41622,08
Nasdaq Index	17683,98 17592,13
Bund-Future	134,78 135,03
Tagesgeld Frankfurt	3,73 % 3,74 %
Bundesanl.-Rendite 10 J.	2,15 % 2,14 %
F.A.Z.-Renten-Rend. 10 J.	2,32 % 2,32 %
US-Staatsanl.-Rend. 10 J.	3,65 % 3,62 %
Gold, Spot (\$/Unze)	2577,99 2582,53
Rohöl (London \$/Barrel)	72,18 72,93
1 Euro in Dollar	1,1081 1,1126
1 Euro in Pfund	0,8448 0,8428
1 Euro in Franken	0,9387 0,9394
1 Euro in Yen	156,17 155,66

Alle Werte Stand: 22:07 Uhr

Dax, M-Dax und Tec-Dax

Table with columns: 52 Wochen, Vergleich, Hoch, Tief, Dax, M-Dax, Tec-Dax, 13.9.24, 16.9.24, Schluss, 13.9.23, 16.9.23, Veränd. in %, seit 13.9.23, 29.12.23, 52 Wochen, Hoch, Tief, Div., Div.-Rend., Tot.D. 16.9.23.

Table listing various companies and their stock prices, including Adidas, Bayer, Linde, SAP, and others.

Table listing companies under the M-Dax index, such as Linde, SAP, and others.

Table listing companies under the Tec-Dax index, such as SAP, Linde, and others.

Table listing companies under the Tec-Dax index, such as SAP, Linde, and others.

Table listing companies under the Tec-Dax index, such as SAP, Linde, and others.

Table listing companies under the Tec-Dax index, such as SAP, Linde, and others.

Table listing companies under the Tec-Dax index, such as SAP, Linde, and others.

Table listing companies under the Tec-Dax index, such as SAP, Linde, and others.

Table listing companies under the Tec-Dax index, such as SAP, Linde, and others.

Table listing companies under the Tec-Dax index, such as SAP, Linde, and others.

Table listing companies under the Tec-Dax index, such as SAP, Linde, and others.

Table listing companies under the Tec-Dax index, such as SAP, Linde, and others.

Table listing companies under the Tec-Dax index, such as SAP, Linde, and others.

Table listing companies under the Tec-Dax index, such as SAP, Linde, and others.

Table listing companies under the Tec-Dax index, such as SAP, Linde, and others.

Table listing companies under the Tec-Dax index, such as SAP, Linde, and others.

Table listing companies under the Tec-Dax index, such as SAP, Linde, and others.

Table listing companies under the Tec-Dax index, such as SAP, Linde, and others.

Table listing companies under the Tec-Dax index, such as SAP, Linde, and others.

Table listing companies under the Tec-Dax index, such as SAP, Linde, and others.

Table listing companies under the Tec-Dax index, such as SAP, Linde, and others.

Table listing companies under the Tec-Dax index, such as SAP, Linde, and others.

Table listing companies under the Tec-Dax index, such as SAP, Linde, and others.

Table listing companies under the Tec-Dax index, such as SAP, Linde, and others.

Table listing companies under the Tec-Dax index, such as SAP, Linde, and others.

Börsennotierungen von Bloomberg. Alle Angaben ohne Gewähr. K.A. = keine Angaben. ... auch im Euro Stoxx 50 enthalten. ... auch im Euro Stoxx 50 enthalten.

Frankfurter Allgemeine Zeitung logo and publication information.

Internationale Finanzmärkte

Table with columns: Statistikk (aus dem H-Dax), Tagesgewinner, Veränderung, 52-Wochen-Gewinner, Veränderung, 52-Wochen-Verlierer, Veränderung.

Table with columns: Dax im Jahresverlauf (Xetra), 21000, 19500, 18000, 16500, 15000, O, N, D, J, F, M, A, M, J, J, A, S, O, N, D.

Table with columns: Deutsche Börsen, Frankfurt, Prime Standard, Aktien, 13.9.24, 16.9.24, Schluss, 13.9.23, 16.9.23, Veränd. in %, seit 13.9.23, 29.12.23, 52 Wochen, Hoch, Tief, Div., Div.-Rend., Tot.D. 16.9.23.

Table with columns: Europäische Börsen, 13.9.24, 16.9.24, Schluss, 13.9.23, 16.9.23, Veränd. in %, seit 13.9.23, 29.12.23, 52 Wochen, Hoch, Tief, Div., Div.-Rend., Tot.D. 16.9.23.

Table with columns: Übersee Börsen, Dow Jones Industrial Average, New York, 13.9.24, 16.9.24, Schluss, 13.9.23, 16.9.23, Veränd. in %, seit 13.9.23, 29.12.23, 52 Wochen, Hoch, Tief, Div., Div.-Rend., Tot.D. 16.9.23.

Table with columns: Euro Stoxx 50, 13.9.24, 16.9.24, Schluss, 13.9.23, 16.9.23, Veränd. in %, seit 13.9.23, 29.12.23, 52 Wochen, Hoch, Tief, Div., Div.-Rend., Tot.D. 16.9.23.

Table with columns: Aktien-Indizes, 13.9.24, 16.9.24, Schluss, 13.9.23, 16.9.23, Veränd. in %, seit 13.9.23, 29.12.23, 52 Wochen, Hoch, Tief, Div., Div.-Rend., Tot.D. 16.9.23.

Table with columns: Zinsen, Renditen, Terminkontrakte und Indizes, 13.9.24, 16.9.24, Schluss, 13.9.23, 16.9.23, Veränd. in %, seit 13.9.23, 29.12.23, 52 Wochen, Hoch, Tief, Div., Div.-Rend., Tot.D. 16.9.23.

Table with columns: Intern. Devisenmärkte, Devisenkurse für 1 Euro, 16.9.24, 16.9.23, Währung, Ankauf, Verkauf, 16.9.24, 16.9.23.

Table with columns: Intern. Devisenmärkte, Notizenpreise für 1 Euro, 16.9.24, 16.9.23, Währung, Ankauf, Verkauf, 16.9.24, 16.9.23.

Table with columns: Münzen, Barren, 13.9.2024, 16.9.2024, Ankauf, Verkauf, 16.9.2024, 16.9.2024.

Table with columns: F.3.A.-Renditen-Rendite, Restlaufzeit, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10.

Table with columns: Renten-Indizes, 13.9.24, 16.9.24, Schluss, 13.9.23, 16.9.23, Veränd. in %, seit 13.9.23, 29.12.23, 52 Wochen, Hoch, Tief, Div., Div.-Rend., Tot.D. 16.9.23.

Table with columns: New Yorker Geldmarkt, USA Primäres, Treasury Bills, 13.9.24, 16.9.24, Schluss, 13.9.23, 16.9.23, Veränd. in %, seit 13.9.23, 29.12.23, 52 Wochen, Hoch, Tief, Div., Div.-Rend., Tot.D. 16.9.23.

Table with columns: Renditen/Kreditzinsen, 13.9.24, 16.9.24, Schluss, 13.9.23, 16.9.23, Veränd. in %, seit 13.9.23, 29.12.23, 52 Wochen, Hoch, Tief, Div., Div.-Rend., Tot.D. 16.9.23.

Table with columns: Zinsen, Renditen, Terminkontrakte und Indizes, 13.9.24, 16.9.24, Schluss, 13.9.23, 16.9.23, Veränd. in %, seit 13.9.23, 29.12.23, 52 Wochen, Hoch, Tief, Div., Div.-Rend., Tot.D. 16.9.23.

Table with columns: Zinsen, Renditen, Terminkontrakte und Indizes, 13.9.24, 16.9.24, Schluss, 13.9.23, 16.9.23, Veränd. in %, seit 13.9.23, 29.12.23, 52 Wochen, Hoch, Tief, Div., Div.-Rend., Tot.D. 16.9.23.

Table with columns: Zinsen, Renditen, Terminkontrakte und Indizes, 13.9.24, 16.9.24, Schluss, 13.9.23, 16.9.23, Veränd. in %, seit 13.9.23, 29.12.23, 52 Wochen, Hoch, Tief, Div., Div.-Rend., Tot.D. 16.9.23.

Table with columns: Zinsen, Renditen, Terminkontrakte und Indizes, 13.9.24, 16.9.24, Schluss, 13.9.23, 16.9.23, Veränd. in %, seit 13.9.23, 29.12.23, 52 Wochen, Hoch, Tief, Div., Div.-Rend., Tot.D. 16.9.23.

Table with columns: Zinsen, Renditen, Terminkontrakte und Indizes, 13.9.24, 16.9.24, Schluss, 13.9.23, 16.9.23, Veränd. in %, seit 13.9.23, 29.12.23, 52 Wochen, Hoch, Tief, Div., Div.-Rend., Tot.D. 16.9.23.

Table with columns: Zinsen, Renditen, Terminkontrakte und Indizes, 13.9.24, 16.9.24, Schluss, 13.9.23, 16.9.23, Veränd. in %, seit 13.9.23, 29.12.23, 52 Wochen, Hoch, Tief, Div., Div.-Rend., Tot.D. 16.9.23.

Table with columns: Zinsen, Renditen, Terminkontrakte und Indizes, 13.9.24, 16.9.24, Schluss, 13.9.23, 16.9.23, Veränd. in %, seit 13.9.23, 29.12.23, 52 Wochen, Hoch, Tief, Div., Div.-Rend., Tot.D. 16.9.23.

Table with columns: Zinsen, Renditen, Terminkontrakte und Indizes, 13.9.24, 16.9.24, Schluss, 13.9.23, 16.9.23, Veränd. in %, seit 13.9.23, 29.12.23, 52 Wochen, Hoch, Tief, Div., Div.-Rend., Tot.D. 16.9.23.

Table with columns: Zinsen, Renditen, Terminkontrakte und Indizes, 13.9.24, 16.9.24, Schluss, 13.9.23, 16.9.23, Veränd. in %, seit 13.9.23, 29.12.23, 52 Wochen, Hoch, Tief, Div., Div.-Rend., Tot.D. 16.9.23.

Table with columns: Zinsen, Renditen, Terminkontrakte und Indizes, 13.9.24, 16.9.24, Schluss, 13.9.23, 16.9.23, Veränd. in %, seit 13.9.23, 29.12.23, 52 Wochen, Hoch, Tief, Div., Div.-Rend., Tot.D. 16.9.23.

Table with columns: Zinsen, Renditen, Terminkontrakte und Indizes, 13.9.24, 16.9.24, Schluss, 13.9.23, 16.9.23, Veränd. in %, seit 13.9.23, 29.12.23, 52 Wochen, Hoch, Tief, Div., Div.-Rend., Tot.D. 16.9.23.

Table with columns: Zinsen, Renditen, Terminkontrakte und Indizes, 13.9.24, 16.9.24, Schluss, 13.9.23, 16.9.23, Veränd. in %, seit 13.9.23, 29.12.23, 52 Wochen, Hoch, Tief, Div., Div.-Rend., Tot.D. 16.9.23.

Table with columns: Zinsen, Renditen, Terminkontrakte und Indizes, 13.9.24, 16.9.24, Schluss, 13.9.23, 16.9.23, Veränd. in %, seit 13.9.23, 29.12.23, 52 Wochen, Hoch, Tief, Div., Div.-Rend., Tot.D. 16.9.23.

Table with columns: Zinsen, Renditen, Terminkontrakte und Indizes, 13.9.24, 16.9.24, Schluss, 13.9.23, 16.9.23, Veränd. in %, seit 13.9.23, 29.12.23, 52 Wochen, Hoch, Tief, Div., Div.-Rend., Tot.D. 16.9.23.

Table with columns: Zinsen, Renditen, Terminkontrakte und Indizes, 13.9.24, 16.9.24, Schluss, 13.9.23, 16.9.23, Veränd. in %, seit 13.9.23, 29.12.23, 52 Wochen, Hoch, Tief, Div., Div.-Rend., Tot.D. 16.9.23.

Table with columns: Zinsen, Renditen, Terminkontrakte und Indizes, 13.9.24, 16.9.24, Schluss, 13.9.23, 16.9.23, Veränd. in %, seit 13.9.23, 29.12.23, 52 Wochen, Hoch, Tief, Div., Div.-Rend., Tot.D. 16.9.23.

ANZEIGE

PRO DIGITALWIRTSCHAFT logo and header text.

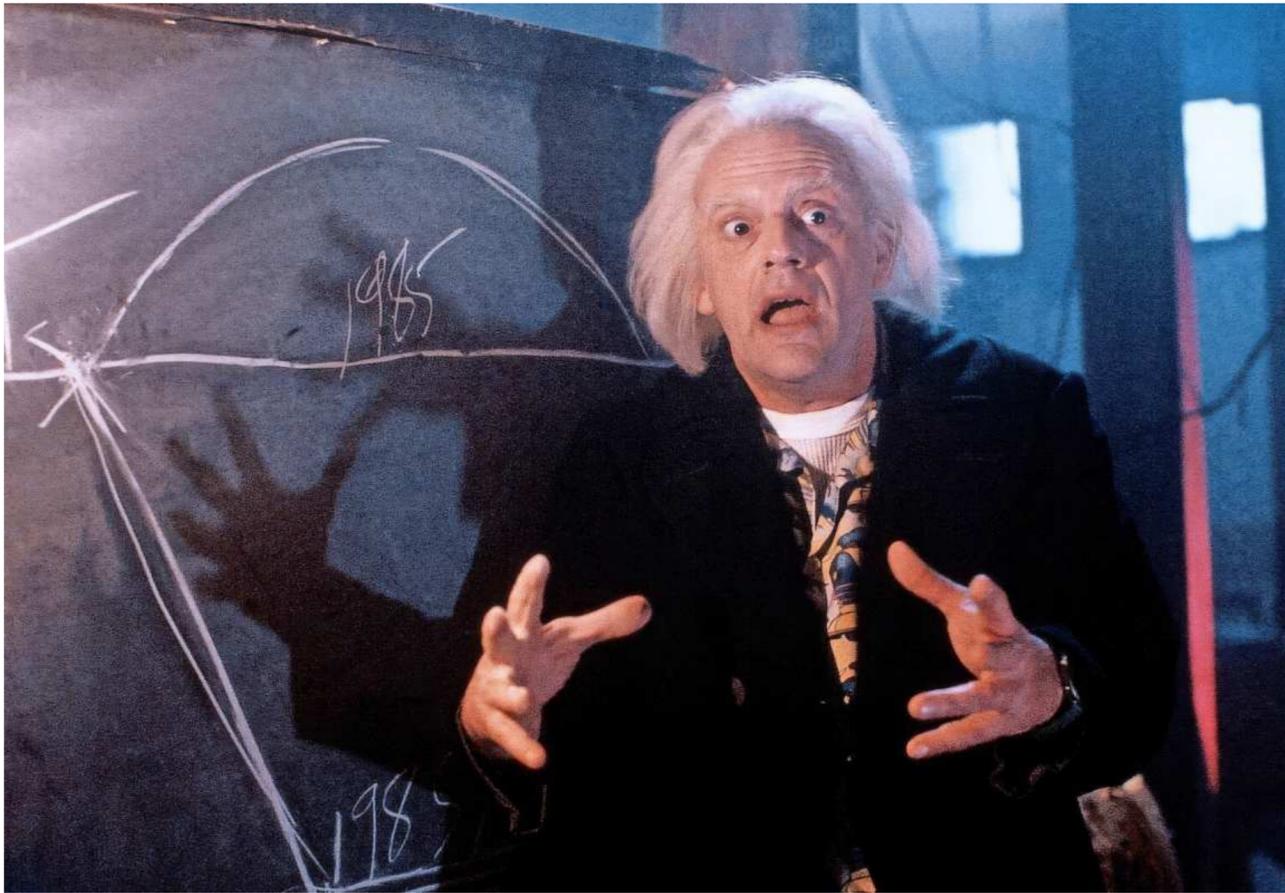
Alles Wichtige zu KI, Transformation und Plattformen. F.A.Z. PRO Digitalwirtschaft: Ihr Experten-Update rund um digitale Wirtschaft als wöchentliches Briefing und als Website.

Jetzt testen unter faz.net/pro-digitalwirtschaft. Includes a small image of a person at a computer.

Kurse in Euro. Table listing various companies and their stock prices in Euro.

Kurse in Euro / Schweizer Franken. Table listing various companies and their stock prices in Euro/Swiss Francs.

Table listing various companies and their stock prices.



Die Zukunft ist nicht exakt vorhersagbar – auch wenn es sich Doc Emmett Brown in dem Komödienklassiker „Zurück in die Zukunft“ noch so sehr wünscht.

Foto ddp

N eulich fragte mich eine Seminarartefizierin, warum ich immer mit der Durchschnittsrendite rechne. Ich schluckte kurz. Die Durchschnittsrendite ist in meinen Rechenbeispielen so gesetzt wie das Amen in der Kirche. Wenn man sich die jährlichen Renditen des globalen Aktienindex MSCI World über 25 Jahre ansieht, kommt man auf „rund“ 8 Prozent. Genau genommen sind es 8,1 Prozent, aber da die Rechenbeispiele einfach und nachvollziehbar sein sollen, spreche ich von „rund“ 8 Prozent und „rund“ 6 Prozent nach Steuern. Dabei werde ich nicht müde zu sagen, dass es sich um einen Vergangenheitswert handelt und das, was war, nichts, absolut gar nichts über die Zukunft aussagt. Aber mit irgendwelchen Werten müssen wir rechnen. Da ist die Vergangenheit das Naheliegendste, ansonsten könnten wir ja gleich würfeln.

Die Durchschnittsrendite hat aber noch einen weiteren Haken – sobald wir Sparpläne berechnen. Die geometrische Rendite ergibt sich, indem ich die jährlichen Gewinne addiere und durch die Anzahl der Jahre teile. Wenn ich nur einmalig einen Betrag zu Beginn der Laufzeit investiere, ist es völlig egal, in welcher Reihenfolge die einzelnen Renditen auftreten. Ob mich gleich zu Beginn eine Krise wie die Finanzkrise 2008 mit einem Minus von 37,3 Prozent erwischt oder ein fulminantes Börsenjahr mit einem Plus von 46,2 Prozent wie 1999 kurz vor dem Platzen der Dotcomblase, macht keinen Unterschied. Das Ergebnis bleibt dasselbe: Wenn ich 1994 10.000 Euro investiert hätte, hätte ich Ende 2023 bei durchschnittlichen Erträgen von „rund“ 8 Prozent „rund“ 100.000 Euro.

Anders ist es aber, wenn wir uns einen regelmäßigen Sparplan ansehen. Um die Rechnung einfach und nachvollziehbar zu halten, gehen wir von 10.000 Euro im Jahr aus, jeweils am Jahresanfang. Auch Steuern und Inflation lasse ich außen vor, damit jeder mitrechnen kann. Nun macht es sehr wohl einen Unterschied, in welcher Reihenfolge die jährlichen Gewinne auftreten. Im Laufe der vergangenen 30 Jahre mussten Anleger immerhin drei größere, längere Einbrüche an den Börsen durchleben: das Platzen der Dotcomblase 2001/02, die Finanzkrise 2008 und

ÜBERRENDITE

die Zinswende 2022 samt Ukrainekrieg und steigenden Energiepreisen.

Wenn ich die Renditen in der tatsächlichen Reihenfolge von minus 2,2 Prozent im Jahr 1994 bis plus 19,5 Prozent im Jahr 2023 bei einem jährlichen Investment von 10.000 Euro zugrunde lege, habe ich nach 30 Jahren 1.201.044 Euro auf meinem Konto.

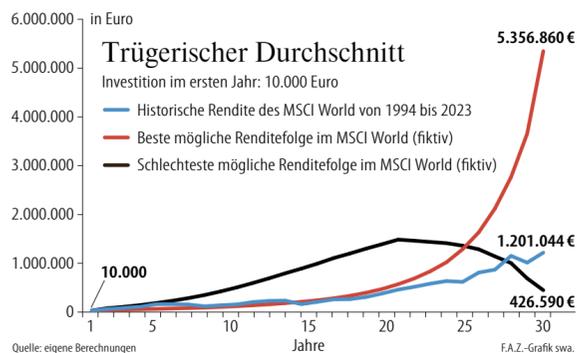
Jetzt spiele ich mit meiner Excel-Tabelle, sortiere die Erträge von niedrig nach hoch. Völlig unerschrocken investiere ich – rein hypothetisch – zu Beginn des Jahres 2008, mitten in der Finanzkrise. Bis zum Jahresende hätte ich ein Minus von 37,3 Prozent verbucht. Es folgen – wiederum hypothetisch – zwei weitere Kurseinbrüche aus den Jahren 2002 (minus 32,7 Prozent) und 2022 (minus 13,1 Prozent) hinzu. Unerschrocken hätte ich Jahr für Jahr weiter investiert. Erst gegen Ende

meines Anlagezeitraums erholen sich die Märkte wieder, mein Mut wird belohnt. In den letzten fünf Jahren verbuche ich durchschnittliche Gewinne von 26,4 Prozent (2005) bis hin zu gar 46,2 Prozent (1999). Diese fiktive Renditefolge hat für meinen Sparplan ganz erfreuliche Folgen: 5.356.860 Euro sind nun auf meinem Konto (siehe Grafik). Das ist nicht weiter verwunderlich, denn die größten Verluste sind in den ersten Jahren angefallen, als mein Anlagebetrag gering war. Die größten Gewinne kamen hingegen, als meine Investitionssumme schon beträchtlich war. Nun drehe ich die ganze Rechnung um. Diesmal fange ich an zu investieren, wenn die Börsen richtig gut laufen und die Euphorie groß ist – wie es viele schlecht informierte Privatanleger übrigens gerne tun. Zum Ende meines theoretischen 30-Jahre-Sparplans geht meine

Im Schnitt ganz gut

Mit Durchschnittsrenditen zu rechnen ist trügerisch: Die Reihenfolge, in der Aufschwünge und Krisen auftreten, entscheidet übers Vermögen.

Von Christiane von Hardenberg



Welt unter, eine Krise reiht sich an die andere, und im letzten Jahr geht es noch einmal richtig abwärts. Mit fatalen Folgen für mein Endvermögen: Hatte ich im 29. Jahr noch 670.231 Euro auf dem Konto, sind es nach dem Einbruch der Finanzkrise nur noch 426.590 Euro (siehe Grafik). Leicht nachvollziehbar, denn die guten Renditen sind auf die kleinen Beträge angefallen, die großen Verluste auf meine höheren Ersparnisse.

Dies sind zwei extreme Beispiele, die im wirklichen Leben so nicht vorkommen. Doch ergeben sich daraus einige relevante Konsequenzen: Erstens lohnt es sich, auch dann – oder gerade dann – mit dem Investieren zu beginnen, wenn die Kurse im Keller sind. Das klingt banal. In den vergangenen Wochen, in denen die Börsen die Nerven der Anleger strapaziert haben, konnte ich zögerliche oder ängstliche Privatanleger beobachten. Dabei spielt einem eine Krise in die Hände.

Deutlich drastischere Konsequenzen hat die Renditereihenfolge zum Zeitpunkt der Entnahme. Ein oft unterschätztes Risiko, dessen sich Anleger aber bewusst sein sollten. Kommen wir noch einmal auf das zweite fiktive Beispiel zurück. Trifft mich der Börseneinbruch kurz vor meiner Rente, habe ich ein größeres Problem. Statt der durchschnittlichen 1.201.044 Euro sind in dem extremen Beispiel nur noch 426.590 Euro auf meinem Konto. Auch kann ich die Krise jetzt nicht einfach aussitzen, sondern bin auf das Kapital angewiesen. Zudem bleiben mir weniger Mittel, den Verlust wieder wettzumachen. Das zeigt, wie wichtig es ist, Entnahmen rechtzeitig zu planen.

Diese Rechnung werde ich übrigens in meinen nächsten Workshop mitbringen. Auf mögliche Fragen, was der Durchschnitt denn dann taugt, werde ich so antworten wie einst meine Volkswirtschaftsprofessorin auf die Frage, wie gut denn wissenschaftliche Modelle seien. „Auf einer Straßenkarte ist auch nicht jeder Baum und jede Kurve eingezeichnet“, sagte sie dann immer. „Und trotzdem finden Sie den Weg von Berlin nach Hamburg.“ Das war natürlich, noch bevor es Google Maps gab. So ist es auch mit der Durchschnittsrendite. Sie bietet eine grobe Orientierung. Für den möglichen Abschwung kurz vor Renteneintritt sollten Sie sich dennoch wappnen.

Christiane von Hardenberg ist promovierte Volkswirtin, Autorin, Gründerin und Investorin. Wenn Sie ein Thema besonders oder auch weitergehend interessiert, dann schreiben Sie uns: fragdiefinanzen@faz.de

BRIEFE AN DIE HERAUSGEBER

Gutes Geschäft für Fondsverwaltung

In dem Artikel „Private Altersvorsorge vor großer Reform“ (F.A.Z. vom 28. August) heißt es, dass die von der Regierung dafür eingerichtete Fokusgruppe in „großer Übereinstimmung“ ihre Empfehlungen zu diesem Thema abgegeben habe. Dabei übergeht Daniel Mohr aber völlig das massiv entgegenstehende Votum des DGB (vgl. Abschlussbericht der Fokusgruppe Private Altersvorsorge, S. 76 ff). Der sagt unter anderem (S.76): „Für den DGB sind individualvertragliche private Finanzprodukte kein essenzieller Teil staatlicher Alterssicherungspolitik.“ Der Artikel erwähnt das nicht einmal und gibt somit nur einseitig die Interessen der Finanzinvestoren wieder, ohne das aber irgend deutlich zu machen.

Zugrunde liegen entsprechend die Berechnungen des BVI (Branchenverband der Fondsverwaltungen), in dem auch Blackrock, Vanguard und State Street, die größten Vermögensverwalter der Welt, Vollmitglieder sind.

Nach den BVI-Berechnungen soll ein Betrag von 105 Euro pro Monat (mit zwei Prozent Inflationsausgleich) bei einer angenommenen Anspa-

runngssumme von 35.200 Euro einem 66-jährigen Fondszeichner circa 25 Jahre ausgezahlt werden. Die Verwaltungskosten des Fondszeichners werden in der BVI-Studie mit 1,57 Prozent angegeben. Das klingt wenig. Aber je nach zugrunde gelegten Renditeerwartungen summiert sich dieser Betrag auf 10.000 bis 13.000 Euro in 25 Jahren. Also: nach den überbeurteilten Riester-Projekten erneut ein Supergeschäft für die Fondsverwaltungen! Zulasten der Anleger, denn nach den Empfehlungen der Fokusgruppe müssen keinerlei Garantien geleistet werden: weder für den Erhalt des angelegten Geldes noch auch für Zahlung bis zum Lebensende der einzahlenden Person.

Die staatliche Förderung mit Steuervergünstigungen und direkten Zuschüssen kann man nur als einseitige Förderung der Fondsverwaltungen bezeichnen. Steuermittel aber sollten für eine funktionierende und zukunftssteuerte Wirtschaft ausgegeben werden und nicht für Finanzjongleure.

URSULA KLINGMÜLLER, BERLIN

Es geht nicht ohne die Rechte der Natur

Der Überschrift des Artikels „Die Natur braucht keine Rechte“ (F.A.Z. vom 27. August) erlaube ich mir entgegenzusetzen: Die Natur braucht Recht, sie braucht die Anerkennung eigener Rechte. Die Gründe dafür sind die fortschreitende Veränderung der Natur zu ihrem und unserem Schaden. Die F.A.Z. hat dazu die überzeugenden Argumente auch in den in der F.A.Z. veröffentlichten Artikeln von Professor Dr. Jens Kersten („Ökologie ins Grundgesetz“, F.A.Z. vom 21. Juni) und Professor Dr. Jens Beckett („Das Scheitern am Klimaschutz“, F.A.Z. vom 11. Juli) gewürdigt. Im ersten Teil Ihres Artikels werden diese Gründe nochmals sehr zutreffend dargestellt, insbesondere die Erderwärmung, das Artensterben und die Globalvermüllung vor allem der Meere.

Seit 1972 verfolge ich die bisher erlassenen unzähligen gesetzlichen Bemühungen, dem Einhalt zu gebieten. Es werden immer mehr Vorschriften, aber die beschriebenen, zum Teil empörenden Umstände verdeutlichen doch: Die Natur wird weiterhin als Objekt genutzt, das der Mensch ausbeutet, zerstört und verwüstet (vgl. Kersten, Das ökologische Grundgesetz S. 19; Beckett, Verkaufte Zukunft S. 9). Wir alle leisten leider einen Beitrag zu dieser Entwicklung, nicht nur die Wirtschaft, sondern auch vieles andere, an dem wir alle teilhaben.

Wenn es in dem Artikel heißt: Ökosysteme mit eigenen Rechten auszustatten sei kein Befreiungsschlag, so gebietet die andauernde Erderwärmung, das Artensterben und die globale Vermüllung der Erde doch die

Frage, wie dem denn entgegengewirkt werden soll? Der weltweite Einsatz für eigene Rechte der Natur, was macht er deutlich? Weltweit – von Ecuador über Indien, Neuseeland, die USA bis nach Spanien – verdeutlicht er doch vor allem, die gesetzgeberische Behandlung der Natur als Objekt überzeugt nicht mehr. Bei Zielkonflikten zwischen den menschlichen und den Interessen der Natur sollen diese nicht – wie derzeit – immer wieder weggewogen und damit geschädigt werden.

An die Stelle der leider regelhaften „Wegwägung“ des Schutzes der Natur soll mit eigenen Rechten der Natur eine angemessene Abwägung bei Zielkonflikten ermöglicht werden. Es ist wahrlich nichts Neues, wenn die Rechte der Natur dabei von Menschen wahrgenommen werden müssen, solange die Natur nicht „mit uns spricht“ – vielmehr ein alter Hut. Die juristische Person, die in Gestalt von Verbänden, Vereinen oder Unternehmen in der Form von Gesellschaften auftritt, wird ebenfalls von Menschen vertreten, und das seit Jahrhunderten.

Sicherlich ist die von Katja Gelinsky geäußerte Vorstellung, alles über den Preis zum Schutz der Natur zu regeln, bedenkenswert, in einer globalen Welt aber doch wohl nicht realistisch und in einem sozialen Rechtsstaat schwierig. Werden Rechte der Natur anerkannt, so ist nicht der Untergang anderer Ansprüche zu befürchten, aber doch ein Weg, der Erderwärmung, dem Artensterben entgegenzutreten.

DR. PETER C. MOHR, FRIEDRICHSTADT

Rheinwasser? Welches Rheinwasser?

Zu dem Artikel „Schöne Seen – teures Wasser“ in der F.A.Z. vom 9. September: Die momentane Empörung über den Wunsch von RWE, das Rheinwasser, das man zum Auffüllen der „Monsterlöcher“ in Hambach und Garzweiler benötigt, kostenlos zu erhalten, ist zwar mehr als berechtigt, lenkt aber vom Hauptproblem ab. Ich will an dieser Stelle nicht auf alle „Unmöglichkeiten“ (im wahren Sinne des Wortes) dieses in den Siebzigerjahren begonnenen „Projektes“ eingehen. Wer dies tun möchte, kann aber genügend dazu im Netz oder gleich bei der zuständigen Bezirksregierung Arnsberg finden, wo man sich seit dem 9. September auch über offizielle „Einwendungen“ gegen dieses Projekt informieren kann.

Das Rheinwasser zur „Schaffung einer Seenplatte mit hohem Freizeitwert“ soll circa 5 Cent pro Kubikmeter kosten. Das wären in 40 Jahren, so lange dauert es laut RWE, bis die beiden Seen gefüllt seien, circa 680 Millionen Euro. Da aber selbst RWE davon ausgeht, noch weitere 30 Jahre darüber hinaus Rheinwasser „entnehmen“ zu müssen, um die Verdunstung auszugleichen, kann man sich leicht ausrechnen, was wir und unsere Nachkommen werden bezahlen müssen, um RWE noch mehr Gewinne zu sichern, als dies ohnehin der Fall ist. RWE aber sieht das locker: Das Wasser werde ja nicht entnommen, um es zu verbrauchen, sondern in die Seen überführt. Es sei nicht weg, sondern bloß woanders.

Mich erschreckt diese unbedarft „Flapsigkeit“ des Konzerns und die unvorstellbar hohe Summe, welche die Allgemeinheit zahlen soll. Am meisten aber schockiert mich die genannte Anzahl der Jahrzehnte! Schon von 2030 an will RWE also über 40 bis 70 Jahre hinweg mit Millionen von Kubikmetern Rheinwasser die „Braunkohle-Marslandschaften“, die es selbst geschaffen hat, in schicke Freizeitgebiete verwandeln? Mir stellt sich an dieser Stelle jedoch die alles entscheidende Frage: Mit welchem Wasser?

Man weiß schon sehr lange, dass die Erde sich weltweit dramatisch erhitzt und unter anderem auch weltweit die Gletscher schmelzen. Übereinstimmend gehen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler davon aus, dass in den 2050er-Jahren alle Gletscher verschwunden sein werden. Die Gletscher aber haben in der Vergangenheit immer zuverlässig mit ihrer Frühjahrschmelze für frisches Rheinwasser gesorgt. Das ist sehr bald vorbei, denn in den kommenden Jahren wird das Flussbett des Rheins fast und nicht viel später komplett ausgetrocknet sein, weil eben kein „Gletscherwasser“ mehr nachkommt – und auch nicht mehr viel Regen. In 40 Jahren wird folglich gar kein Wasser mehr da sein, mit dem RWE die Vision eines Bodensees im Rheinland realisieren will. Und in 70 Jahren?

Jeder klar denkende Mensch wird den ganzen Plan als völligen Unsinn entlarven und darüber hinaus erkennen, dass man folglich auch keine neuen, riesigen, 41 Kilometer langen Rohre für den Transport des bald überhaupt nicht mehr vorhandenen Rheinwassers benötigt.

Meine Bitte an die Verantwortlichen: Hört bitte schleunigst auf, über diesen von Anfang an dummen Plan zu diskutieren, was wir und unsere Nachkommen werden bezahlen müssen, um RWE noch mehr Gewinne zu sichern, als dies ohnehin der Fall ist. RWE aber sieht das locker: Das Wasser werde ja nicht entnommen, um es zu verbrauchen, sondern in die Seen überführt. Es sei nicht weg, sondern bloß woanders.

EVELYN MEESEN, KÖLN

Von den vielen Zuschriften, die uns täglich erreichen können wir nur einen kleinen Teil veröffentlichen. Dabei kommt es nicht darauf an, ob sie Kritik oder Zustimmung enthalten. Oft müssen wir kürzen, denn möglichst viele Leser sollen zu Wort kommen. Wir lesen alle Briefe sorgfältig und beachten sie, auch wenn wir sie nicht beantworten können.

Kurze Meldungen

Ungenügender Schutz

Die Versicherungswirtschaft fordert einen besseren Brandschutz auf Frachtschiffen. „Die Feuerlöschsysteme haben mit der Größenentwicklung der Schiffe in den vergangenen Jahrzehnten nicht Schritt gehalten“, kritisierte in Berlin der Hauptgeschäftsführer des Gesamtverbands der Deutschen Versicherungswirtschaft (GDV), Jörg Asmussen. Manche Besatzungen arbeiteten mit Technik aus den Fünfzigerjahren. Schiffe und Ladungen müssten angesichts eines Wertes von bis zu einer Milliarde Euro besser geschützt werden. Eine besondere Gefahr gehe von Lithium-Ionen-Batterien aus, die in Elektroautos verbaut sind. Brände der Batterien seien herkömmlich kaum unter Kontrolle zu bringen. dpa

Ungeeignete Kreditkarten

Teure Premium-Kreditkarten lohnen sich der Stiftung Warentest zufolge nicht. „Wir raten von Premium-Kreditkarten grundsätzlich ab“, erklärte Birgit Brümel von der Stiftung Warentest. „Die integrierten Reiseversicherungen entpuppen sich im Test größtenteils als lückenhaft, unübersichtlich und voller Fallstricke.“ Die Karten seien ihr Geld nicht wert. „Oft müssen Versicherte beim Reiserücktritt eine Selbstbeteiligung von zehn bis zwanzig Prozent der Stornokosten zahlen, häufige Vorerkrankungen sind manchmal vom Schutz ausgenommen, und es gibt teils Altersgrenzen“, sagte sie. Zugleich erfüllten die Angebote die Kernfunktion als Kreditkarte nicht besser als die Standardversion. AFP

Uneindeutiger EZB-Kurs

Trotz rückläufiger Inflation hält sich die EZB-Führung zu ihrem weiteren Zinskurs bedeckt. Mit Blick auf die kommenden Sitzungen wolle sich die Europäische Zentralbank alle Optionen offenhalten, sagte EZB-Vizechef Luis de Guindos am Montag auf einer Finanzkonferenz in Madrid. Die Inflation dürfte im September sinken, doch im vierten Quartal wieder anziehen: Die Entwicklung sei jedoch mit großer Unsicherheit behaftet. „Ich glaube, niemand im EZB-Rat weiß, was in den nächsten Monaten geschehen wird.“ Es gelte zunächst, die Daten zu sichten. Klarer äußerte sich der Notenbankchef der Slowakei, Peter Kazimir. Aus seiner Sicht sollte die EZB bis Dezember die Füße still halten. Reuters

Unternehmerische Frauen

Frauen in Deutschland zeigen nach Angaben des DIHK deutlich mehr Interesse daran, ein eigenes Unternehmen aufzubauen, als noch vor zwei Jahrzehnten. Mittlerweile ist knapp die Hälfte (43 Prozent) der Teilnehmer an den von Industrie- und Handelskammern durchgeführten Gründerberatungen weiblich, wie aus einer Sonderauswertung des Reports „Unternehmensgründungen 2024“ der Industrie- und Handelskammer hervorgeht. Der Anteil von Frauen an der Beratung habe damit einen Rekordwert erreicht. Vor zwanzig Jahren habe er bei 31 Prozent gelegen. Für rund drei Viertel der Frauen in den IHK-Gründerberatungen (71 Prozent) gehörten finanzielle Anreize zu den Hauptmotiven. dpa-AFX

ANZEIGE

Name: 16.09.2024 Whrg. Ausg./Rückk. 1 Monat
Stand: 16.09.2024 *Preis vom Vortag / letzt verfügbar

Nachhaltigkeits-Fonds (ESG)

ARETE
ETHIK INVEST

info@arete-ethik.ch; www.arete-ethik.ch

PRIME VAL Growth A	€	153,41/146,10	3,36
PRIME VAL Income A	€	/131,17	1,81

.Deka Investments

www.deka.de | Tel. 069 / 7147-652

DBA ausgewogen	€	132,60/127,50	1,97
DBA dynamisch	€	121,77/117,09	2,30
DBA konservativ	€	108,22/106,10	1,24
DBA moderat	€	119,82/116,33	1,59
DBA offensiv	€	255,30/243,14	2,66
Deka-Nach. E.St. CF A	€	103,16/103,16	0,62
Deka-Nachh. Mansel	€	118,81/114,52	1,43
Deka-Nachh. Akt CF	€	300,82/289,95	3,31
Deka-Nachh. Rend. CF A	€	126,63/123,54	0,86
Deka-Nachh. Striv. CF	€	157,65/151,95	4,39
Deka-Nachh. Striv. TF	€	145,60/145,60	4,32
Nachh. Dynamisch CF	€	102,34/97,47	2,02
Nachh. MIt Asset CF	€	111,02/107,79	2,77
Nachh. MIt Asset TF	€	105,66/105,66	2,73
Nachh. GI Champ CF	€	154,87/149,27	2,52
Nachh. SeAktRed CF	€	88,58/85,38	3,90
Naspa Na PS-Chance	€	69,67/66,99	2,60
Naspa Na PS-ChanceP	€	141,46/134,72	3,15
Naspa Na PS-Ertrag	€	46,53/45,62	1,65
Naspa Na PS-Wachst	€	46,87/45,50	2,28
Naspa-Ak.Gb. NachCF	€	96,12/93,09	4,12
Naspa-Ak.Gb. NachTF	€	137,32/137,32	4,08

.Deka Investments

www.deka.de | Tel. 069 / 7147-652

MAS Val-Priv Inv P	€	349,40/332,76	0,42
MIt Axx-Europa A	€	342,22/325,92	0,18
MIt Axx-Europa B	€	151,12/143,92	0,08

Metzler Asset Management GmbH

RWS-Aktien-Nachh. € 110,74/105,47 1,97

ODDD BHF Asset Management

EkK-PolarisBd DRw	€	93,66/90,93	2,27
EkK-PolDyn DRw	€	114,93/111,58	2,21
Polaris Flexi DRw	€	100,24/95,47	1,75
Polaris Mod DRw	€	77,55/75,29	1,34

ÖKOWORLD
Telefon +49 2103 28410

www.oekoworld.de

Growing Mkts 2.0	€	253,45/241,38	-1,04
Klima	€	111,72/106,40	0,35
Öko Rock'n'Roll	€	161,93/154,22	1,84
ÖkoVision Classic	€	237,15/225,86	3,53
Water For Life C	€	225,60/214,86	1,69

Union Investment

www.union-investment.de
Tel. 069 589 98-6060

PrivatFonds: Nachh	€	55,55/55,55	1,12
UniNachh. AKEu A	€	75,04/71,47	1,76
UniNachh. AKEu netA	€	59,77/59,77	1,72
UniNachh. Akt Glob	€	159,00/159,00	2,82
UniNachh. AktDeu. A	€	95,93/95,93	2,63
UniNachh. AktDeu. A	€	261,39/248,94	2,66
UniNachh. Akt GI	€	185,98/177,12	2,85
UniRak. Na. Kon. A	€	113,13/110,91	1,56
UniRak. Nachh. K-net	€	109,53/109,53	1,54
UniRak. Nachh. A. net	€	97,67/97,67	2,03
UniRak. Nachh. Akt	€	104,59/101,54	2,06
UniZukunft Klima A	€	49,54/48,57	1,84
UniZukunft Kli-neA	€	49,30/49,30	1,81

Alte Leipziger Trust

Euro Short Term	€	42,08/41,66	0,60
Aktien Deutschland	€	130,00/123,81	5,18
Al. Trust Euro Relax	€	52,23/50,71	1,08
Al. Trust Stab.	€	67,36/65,40	1,54
Al. Trust Wachst. IT	€	71,79/71,79	2,13
Al. Trust Wachstum	€	90,82/87,33	2,04
Trust Euro IT	€	44,63/44,63	2,02
Trust Euro Renten	€	40,29/39,12	0,72
Trust Akt Europa	€	59,35/56,52	4,37
Trust Chance	€	109,75/104,52	2,47
Trust Chance IT	€	87,26/87,26	2,57
Trust GIB Inv IT	€	81,17/81,17	2,32
Trust GIB Invest	€	126,27/120,26	2,25
Trust Stab IT	€	60,37/60,37	1,60

AXXION

www.axxion.lu / info@axxion.lu

MAS Val-Priv Inv P	€	349,40/332,76	0,42
MIt Axx-Europa A	€	342,22/325,92	0,18
MIt Axx-Europa B	€	151,12/143,92	0,08

BNP PARIBAS ASSET MANAGEMENT

BNP Paribas Funds

Aqua	€	225,74	2,05
China Equity	€	125,18	-2,59
Climate Impact	€	267,04	0,71
Consumer Inn	€	305,16	4,23
Disruptive Techno	€	724,29	0,55
Energy Transition	€	426,32	-0,10
Euro Equity	€	715,78	1,25
Euro HY ShortDd Bd	€	122,96	1,29
Health Care Innov	€	1783	0,89
SMaRT Food	€	129,40	4,14

C&P Funds (Creutz & Partners)

C&P Funds ClassiX	€	99,09/99,09	1,13
C&P Funds DetoxA	€	52,53/52,53	2,41
C&P Funds QuantX	€	171,57/171,57	2,43

CEATELLA REAL ESTATE AG

Cat Dutch Resid II	€	10,45/10,45	0,10
Cat.Scandia Chance	€	13,34/13,34	-0,07
Catella Bavaria	€	9,88/9,81	-0,84
Catella European R	€	15,07/15,07	0,13
Catella MAX	€	20,24/19,28	0,31
Catella Mod Wohnen	€	9,84/9,84	0,10
Catella Nachh Immo	€	10,98/10,66	-0,09
Catella Parken Eur	€	11,16/10,63	-0,93
Catella Wohnen Eur	€	10,54/10,54	0,09
Immo-Spec-Süddeut.	€	14,34/14,34	-0,21
Multiten. Stiftung	€	13,71/13,06	0,15
ParHel Dutch Resid	€	13,46/13,46	0,52
Sar Sust Prop-EuCl	€	12,21/12,21	0,10
Wirtsch.-reg Südde	€	12,35/11,76	0,26

Commerz Real

hausinvest	€	45,84/43,66	-0,05
------------	---	-------------	-------

DAVIS FUNDS SICAV

Global A	€	54,72/51,57	2,41
Value Fund A	€	90,10/84,92	0,96

.Deka Investments

www.deka.de | Tel. 069 / 7147-652

AriDeka CF	€	96,14/91,34	3,24
BasisStrat Flex CF	€	121,90/117,49	2,05
BerolinaRent Deka	€	40,02/38,62	1,21
BW Zielfonds 2025	€	42,08/41,25	0,71
BW Zielfonds 2026	€	55,36/54,27	1,33
Deka-Europ. Bal. CF	€	56,21/54,57	1,55
Deka-Europ. Bal. TF	€	108,06/108,06	1,52
Deka-Europa Akt Str	€	93,14/88,70	2,98
DekaFonds CF	€	134,48/127,76	5,44
Deka-Global Bal CF	€	109,52/106,33	2,17
Deka-Global Bal TF	€	103,52/103,52	2,14
Deka-MegaTrends CF	€	153,92/148,36	2,89
Deka-Na Div Str CF	€	142,02/136,89	3,48
Deka-Nach Div Rhed	€	113,48/110,17	2,27
Deka-Sachwer. CF	€	106,93/106,93	2,07
DekaSpezial CF	€	649,59/626,11	3,16
DekaTresor	€	86,13/85,98	0,63
Div.Strateg. CF A	€	215,81/208,01	2,87
Div.StrategieEur CF	€	117,79/113,53	4,32
Euro Potential CF	€	169,95/163,81	3,27
EuropaBond CF	€	97,56/94,72	1,26
EuropaBond TF	€	34,42/34,42	1,79
Frankf.Sparinvest	€	52,96/52,44	0,73
GlobalChampions TF	€	304,60/304,60	2,00
Mainfr. Strategiekonz.	€	196,46/196,46	4,08
Mainfr. Wertkonz. ausgw	€	98,95/98,95	1,07
Multif. Asset In. CFA	€	88,57/85,99	1,80
Multitrent-Invest	€	31,63/30,71	0,69
Multizins-INVEST	€	25,06/24,33	0,50
NachhSeAktRedTF	€	43,04/43,04	3,84
Naspa-Fonds	€	40,36/39,38	1,73
RenditDeka	€	22,99/22,32	1,04
RenditDeka TF	€	28,79/28,79	1,05
RentenStratGlob CF	€	78,28/78,28	1,02
RentenStratGlob TF	€	81,28/78,91	1,06
RentenStratGlob PB	€	80,51/78,93	1,06
Rntfids RheinEit	€	30,35/29,29	0,86
Technologie CF	€	91,82/88,50	2,74

DJE INVESTMENTS S.A.

www.dje.lu | info@dje.lu
Tel. 00352 26925220

DJE - Asien PAE	€	166,13/158,22	1,71
DJE - Concept PA	€	139,19/132,56	3,35
DJE Gold&Stabld PA	€	136,35/129,86	1,04
DJE-Ag&Ernähung PA	€	165,72/157,83	2,00
DJE-Alpha Glob PA	€	415,54/395,75	3,63
DJE-Div&Sub P	€	586,06/558,15	2,29
DJE-Europa PA	€	199,64/190,13	3,79
DJE-Gold&Ressou PA	€	168,90/160,86	-0,37
DJE-Mittel&Innov PA	€	140,07/137,32	1,01
DJE-Renten Glob PA	€	112,94/111,32	0,78
DJE-Sit Term Bd PA	€	176,31/169,53	1,82
FMM-Fonds	€	732,52/697,64	3,38

DWS Offene Immobilienfonds

grundb. europa IC	€	39,30/37,43	-0,53
grundb. europa RC	€	39,19/37,32	-0,56
grundb. Fok Deu RC	€	54,86/52,25	-0,46
grundb. Fokus D IC	€	55,28/52,65	-0,42
grundb. global IC	€	50,61/48,20	-0,43
grundb. global RC	€	50,11/47,72	-0,48

DWS Vermögensmanagement GmbH

Deka-BakZSt off 25	€	115,17/112,91	1,99
Deka-PB Wert 4y	€	108,66/106,01	1,37
Deka-PSel ausgw	€	115,40/112,04	1,93
Deka-PSel moderat	€	102,65/100,64	1,49
DekaStruk.SChance	€	205,48/201,45	2,16
DekaStruk.SChance+	€	325,95/319,56	2,24
DekaStruk.SErtrag+	€	98,99/97,05	1,57
DekaStruk.SWachst.	€	106,91/104,81	2,12
Hamb Stiftung D	€	898,96/881,33	1,88
Hamb Stiftung I	€	89,75/86,30	1,87
Hamb Stiftung T	€	119,88/115,27	1,86
Haspa TrendKonz P	€	91,31/87,80	0,79

Fonds Direkt Sicav

Skyline Dynamik	€	217,24/217,24	1,37
-----------------	---	---------------	------

GUINNESS GLOBAL INVESTORS

www.guinnessgi.com/de
info@guinnessgi.com

Global Equity Inc	€	/18,36	3,20
Global Innovators	€	/33,86	0,95
Sustainable Energy	€	/22,06	

ANZEIGE

MERKUR PRIVATBANK

3,25 % p.a.

Für 6 Monate
Feste Zinsen für Anlagebeträge
von 25.000 € bis 500.000 €.

089 59 99 80
www.merkur-privatbank.de

Umweltinvest CF € 209,91/202,32 3,42
Umweltinvest TF € 178,53/178,53 3,35
Weltzins-Invest P € 19,35/18,79 -0,05

Deka Intern. (Lux.) (Deka-Gruppe)

1822 Str.Chn.Pl.	€	149,67/143,91	2,40
1822 Str.Chance	€	100,95/97,54	2,20
1822 Str.Erh.Pl.	€	46,50/45,37	1,55
1822 Str.Wachstum	€	54,44/52,85	1,93
Berol.Ca.Chance	€	70,66/68,60	1,76
Berol.Ca.Premium	€	91,19/88,11	2,24
Berol.Ca.Sicherh.	€	42,49/41,45	1,30
Berol.Ca.Wachst.	€	41,36/40,25	1,62
DekaEuk&SpezialV	€	156,17/156,17	5,77
DekaEuk&SpezialV(A)	€	228,33/220,08	5,77
Deka-Indust 4.0 CF	€	225,24/217,10	2,72
Deka-Indust 4.0 TF	€	205,46/205,46	2,86
Köln Str.Chance	€	72,93/71,50	2,16
Köln Str.Ertrag	€	43,38/42,53	1,60
Köln Str.Wachstum	€	43,53/42,68	2,06
KölnStr.Chance+	€	63,41/62,17	2,23
UnterStrat.Eu CF	€	187,42/180,65	2,06

Deka Immobilien Investment

Deka ImmoB Europa	€	50,65/48,12	0,15
Deka ImmoB Global	€	58,16/55,25	0,11
Deka-ImmoMetropol	€	54,23/51,52	0,06
WestInv. InterSel.	€	50,51/47,99	0,10

DWS Offene Immobilienfonds

grundb. europa IC	€	39,30/37,43	-0,53
grundb. europa RC	€	39,19/37,32	-0,56
grundb. Fok Deu RC	€	54,86/52,25	-0,46
grundb. Fokus D IC	€	55,28/52,65	-0,42
grundb. global IC	€	50,61/48,20	-0,43
grundb. global RC	€	50,11/47,72	-0,48

Fonds Direkt Sicav

Skyline Dynamik	€	217,24/217,24	1,37
-----------------	---	---------------	------

GUINNESS GLOBAL INVESTORS

www.guinnessgi.com/de
info@guinnessgi.com

Global Equity Inc	€	/18,36	3,20
Global Innovators	€	/33,86	0,95
Sustainable Energy	€	/22,06	

HAUCK AUFHÄUSER FUND SERVICES

www.hal-privatbank.com

ERBA Invest OP	€	32,42/30,88	1,53
HAL Europ SmCap Eq	€	160,65/153,00	0,50
HAL Global Bnd Opp	€	103,09/98,18	1,00
HAL MultiAsset Con	€	110,21/110,21	1,04
HAL MultiAsset Dyn	€	142,11/135,34	1,06

DJE INVESTMENTS S.A.

www.dje.lu | info@dje.lu
Tel. 00352 26925220

DJE - Asien PAE	€	166,13/158,22	1,71
DJE - Concept PA	€	139,19/132,56	3,35
DJE Gold&Stabld PA	€	136,35/129,86	1,04
DJE-Ag&Ernähung PA	€	165,72/157,83	2,00
DJE-Alpha Glob PA	€	415,54/395,75	3,63
DJE-Div&Sub P	€	586,06/558,15	2,29
DJE-Europa PA	€	199,64/190,13	3,79
DJE-Gold&Ressou PA	€	168,90/160,86	-0,37
DJE-Mittel&Innov PA	€	140,07/137,32	1,01
DJE-Renten Glob PA	€	112,94/111,32	

Şükür bleibt standhaft

Exiltürke spricht über AKP-Zeit und Erdoğan

F.A.Z. FRANKFURT. Der frühere türkische Fußball-Nationalspieler Hakan Şükür, der sich aus Opposition zum türkischen Präsidenten Recep Tayyip Erdoğan seit 2015 gezwungen sieht, im Exil in Kalifornien zu leben, hat in einem im Norddeutschen Rundfunk ausgestrahlten Beitrag ausgedrückt, seine Haltung Erdoğan gegenüber zu ändern. „Ich versuche immer, aufrecht zu bleiben“, sagte Hakan Şükür in der Sendung „Sportclub“. „Ich habe keinerlei Strafe verdient, ich habe sie nur entlarvt, indem ich mich nicht zu ihnen bekannt habe. Selbst wenn ich mich auf dem größten Platz der ganzen Welt gegenüber vor einem Galgen erklären müsste und sie mich für schuldig erklärten, würde ich diesen Schritt gehen. So selbstbewusst bin ich.“ Şükür ist der erfolgreichste Stürmer in der Historie des türkischen Fußballs: Er hat 249 Tore in 489 Spielen der türkischen Süperlig geschossen, auch 51 Tore in 112 Länderspielen sind in der Türkei unübertroffen.

„Ich musste Dinge im politischen Bereich akzeptieren, die ich nie in Betracht gezogen hatte“, sagte Şükür in dem Interview mit Blick auf seine Zeit als Abgeordneter für Erdoğan's AK-Partei von 2011 an. „Ich hatte nie Gelegenheit, das weiterzugeben, was ich in meinem Sportlerleben gelernt habe. Natürlich sieht man die AKP nun anders als damals, als ich eingetreten bin.“ Şükür wandte sich von 2013 an der Bewegung des Predigers Fethullah Gülen zu, er trat aus der AKP aus. „Danach war der Aufenthalt in der Türkei für meine Frau und mich die Hölle“, sagte Şükür nun gegenüber dem NDR. Seine Familie sei ständigen Nötigungen ausgesetzt gewesen. Erdoğan machte Gülen für den Putschversuch gegen sich im Jahr 2016 verantwortlich, zu diesem Zeitpunkt lebte Şükür bereits in Kalifornien, die türkische Justiz hatte gegen ihn einen Haftbefehl wegen der angeblichen Mitgliedschaft in einer Terrororganisation erlassen. Im Jahr 2017 wurde er von Galatasaray Istanbul aus dem Klub ausgeschlossen. „Erdoğan wollte schon lange, dass der Rausschmiss erfolgt“, sagte Şükür nun. Sein Name wurde von den Websites sowohl des Vereins als auch des türkischen Fußballverbandes getilgt, er ist in Erdoğan's Türkei Anathema. NDR-Autor Ole Zeisler berichtet in seinem Film, er habe frühere Mitspieler Şükürs, Sportjournalisten in der Türkei für Interviews angefragt, niemand sei bereit gewesen, vor der Kamera über den damaligen Anführer Galatasarays und der türkischen Nationalmannschaft zu sprechen.

In Kürze

Bitteres Aus für DFB-Team

Die deutsche U-20-Nationalmannschaft der Frauen hat bei der Weltmeisterschaft in Kolumbien auf dramatische Weise verloren. Bis in die Nachspielzeit des Viertelfinales gegen die USA führte das Team 2:0, es folgten zwei Gegentore zum 2:2 und das Aus im Elfmeterschießen mit 1:3. sid

Frauen in Bestbesetzung

Teamchef Rainer Schüttler kann bei der Endrunde im Billie Jean King Cup auf sein bestes Tennisteam bauen. Schüttler nominierte Tatjana Maria, Jule Niemeier, Laura Siegemund und Eva Lys für die Finalsiege in der spanischen Stadt Malaga. Dort treffen die Deutschen im Achtelfinale am 15. November auf Großbritannien. dpa

Rahm gewinnt LIV-Tour

Der zweimalige Major-Sieger Jon Rahm hat in seiner ersten Saison die Einzelwertung der LIV-Tour gewonnen. Der Triumph in der von Saudi-Arabien finanzierten Turnierserie für Profigolfer bringt dem Spanier umgerechnet 16,2 Millionen Euro ein. sid

Caitlin Clark bricht Rekorde

Caitlin Clark hat zum ersten Mal in ihrer jungen Basketballkarriere 35 Punkte in einem WNBA-Spiel erzielt und Indiana Fever zum 110:109 gegen die Dallas Wings geführt. Die 22-Jährige kommt in ihrer ersten Profisaison auf 329 Vorlagen, mehr als jede andere Spielerin jemals zuvor. Ihre 761 Punkte sind zudem der Bestwert für einen Liga-Neuling. dpa

Ergebnisse auf FAZ.NET

Immer aktuell: Mit Ihrem Handy finden Sie an dieser Stelle jederzeit Sport-Ergebnisse aus aller Welt. [faz.net/ergebnisse](https://www.faz.net/ergebnisse)



Wenn schon, denn schon: Die Stuttgarter Spieler um Deniz Undav (r.) gehen selbstbewusst in das Aufeinandertreffen mit Titelverteidiger Real Madrid.

Foto dpa

Aus dem Traum wird Wirklichkeit

Ein Traum wird wahr, jetzt muss er nur noch gelebt werden. Aber wie? Beim VfB Stuttgart gehen sie das Abenteuer Champions League mit dem „Na und?“-Optimismus an, der die Schwaben mit ihrer Lust auf attraktiven Fußball in der vorigen Spielzeit ausgezeichnet hat.

Ein paar Wochen nach der souverän bestandenen Relegation gegen den Hamburger SV um den Bundesliga-Verbleib begann schon mal ein Märchen mit nationalem Fußballanstrich, das den VfB unter Trainer Sebastian Hoeneß am Ende bis auf Tabellenplatz zwei führte. Und nun: Qualifiziert für die renovierte Champions League in einem neuen Ligasystem, bekommt es der Herausforderer aus der baden-württembergischen Landeshauptstadt an diesem Dienstag (21 Uhr) sogleich mit dem Titelverteidiger zu tun: Real Madrid. Größer geht's nicht.

Wenn schon, denn schon, denken sich die Spieler, allen voran der von Natur aus freche, selbstbewusste Angreifer Deniz Undav. Er bekommt es mit dem ehemaligen Stuttgarter Innenverteidiger Antonio Rüdiger zu tun, den er aus der deutschen Nationalmannschaft kennt. Undav sagt beim Blick auf den übermächtig anmutenden Gegner: „Wir wissen, dass wir auch bei Real eine Chance haben. Mit einer Topleistung ist für uns immer etwas drin.“ Sollte aus dieser mutigen Ankündigung gelebte

Stuttgart startet ins Abenteuer Champions League – und dort wartet sogleich Real Madrid. Größer geht's nicht.

Von Roland Zorn, Frankfurt

Wirklichkeit werden, hätte der VfB bei seiner fünften Champions-League-Teilnahme einen Traumstart hingelegt. Auch Trainer Hoeneß gibt sich vor dem Anpfiff zuversichtlich, zumal seine Mannschaft mit dem 3:1-Erfolg in Mönchengladbach soeben ihren ersten Bundesligasieg dieser Saison eingefahren hat. „Wenn eine Chance für uns da liegt, müssen wir sie ergreifen“, sagt er, wohl wissend, dass die „Blancos“ nicht gerade mit Vollgas in die neue La-Liga-Saison gestartet sind.

Der Tabellenzweite hinter dem FC Barcelona beherrscht aber neben dem großen Spektakel auch die Kunst, das Nötige auf dem langen Weg zu neuen Triumphen zu tun. Zumal wenn Real auf

einen international unerfahrenen Gegner trifft, der nicht mit seiner bestmöglichen Mannschaft antreten kann. Dan-Axel Zagadou, der hünenhafte Innenverteidiger, ist gerade erst dabei, sich nach einem Kreuzbandriss peu à peu für Einsätze von Beginn an zu empfehlen. Sein französischer Landsmann Anthony Rouault hat gerade erst eine Schulterverletzung weitgehend auskuriert und ist in Madrid ein Startelfkandidat, der deutsche Nationalspieler Joshua Vagnoman, der eine Fußverletzung auskuriert hat, könnte als rechter Verteidiger auflaufen. Das Stuttgarter Defensivproblem, das zu Saisonbeginn bei der 1:3-Niederlage in Freiburg und dem 3:3 daheim gegen Mainz 05 evident war – zumal nach den Abgängen der Abwehrstrategen Walde-mar Anton (Borussia Dortmund) und Hiroki Ito (Bayern München) –, scheint nicht mehr ganz so groß zu sein.

Gleichwohl muss sich eine neue Hierarchie beim VfB erst einmal bilden, nachdem auch Serhou Guirassy, mit 28 Treffern der zweitbeste Ligatorschütze der vergangenen Saison, zum BVB gewechselt ist. Er ist zumindest erst ersetzt worden durch den aus Augsburg gekommenen bosnischen Mittelstürmer Ermedin Demirović. Gleichwohl wird Hoeneß noch Zeit brauchen, um das neue Profil des VfB so attraktiv schärfen zu können, wie das in der Saison 2023/24 der Fall war.

Was erschwerend hinzukommt, ist der immense Termindruck. Acht Champions-League-Spiele gegen renommierte

Widersacher wie Real, Juventus Turin, Atalanta Bergamo und Paris Saint-Germain werden Kraft kosten – neben dem üblichen Bundesligastress, bis zu zwei DFB-Pokalrunden in diesem Jahr sowie zwei weiteren Länderspielwochen für die VfB-Stars. In der deutschen Nationalmannschaft waren diese mit Undav, Maximilian Mittelstädt, Angelo Stiller, Chris Führich und Alexander Nübel zuletzt besonders stark vertreten.

Bundestrainer Julian Nagelsmann hat erst vor Kurzem die Risiken und Nebenwirkungen angesichts randvoller Terminkalender skizziert. Der ehemalige Bayern-Trainer sagte: „Für Teams, die eine junge Mannschaft haben – ich nehme mal den VfB Stuttgart –, ist es schwierig, das Niveau zu halten, wenn sie international spielen und das Training immer weniger wird, weil es immer mehr Spiele werden.“

Nagelsmann hat dem VfB indirekt Mut zugesprochen, als er sagte: „Wenn man nicht meckert, dass der Fußball nicht attraktiver wird, sondern viel auf Ergebnis gespielt wird, ist es okay. Am Ende kriegen die Spieler das schon hin. Du musst als Spieler die Bereitschaft haben, mehr zu investieren. Das ist einfach so.“ Wie einfach, das werden die von sich und ihren Qualitäten überzeugten Spieler des VfB Stuttgart schon bei ihrem ersten, ultimativsten Härte-test in Madrid spüren. Dann, wenn aus dem Traum von der Champions League harte Wirklichkeit wird.

Umbruch dahoam

Das Finale der Champions League findet wieder in München statt – doch der FC Bayern steht anders als 2012 am Anfang einer Entwicklung

MÜNCHEN. Am Morgen danach schlenderte Bastian Schweinsteiger schon früh durch die Stadt, kaufte sich eine Brezel und einen Orangensaft, setzte sich an die Isar, streckte seine schmerzenden Füße ins kalte Wasser und wunderte sich. Dort, rund um die Reichenbachbrücke, wo sich die Münchner zu der Zeit sonst eigentlich schon sammelten, war es an diesem Sonntag: ruhig, zu ruhig. Und als Schweinsteiger so alleine auf den Steinen saß, schoss nur das nächste Mal die Frage durch seinen Kopf, wie, verdammt noch mal, er am Abend davor mit seiner Mannschaft, mit dem FC Bayern, das bis dahin wichtigste Spiel seines Lebens verlieren konnte: das Finale der Champions League 2012 in München, das „Finale dahoam“.

Es ist Schweinsteiger wahrscheinlich immer noch nicht egal, dass dieses Spiel im Drama endete, aber es könnte ihm egal sein, weil aus der Geschichte seiner größten Niederlage die Geschichte seiner größten Siege geworden ist. Im Sommer 2013 gewann er mit dem FC Bayern die Champions League, im Sommer 2014 gewann er mit der deutschen Nationalmannschaft die Weltmeisterschaft. Das ist nicht nur seine Geschichte, sondern die Geschichte seiner Generation: Philipp Lahm (1983), Manuel Neuer (Jahrgang 1986), Thomas Müller (Jahrgang 1989). Sie alle standen damals fassungslos in dem Stadion in München, als Didier Drogba, der Stürmer des FC Chelsea, in der 88. Minute das 1:1 köpfte. Der Rest ist Geschichte. Und wenn man

Schweinsteiger, wie Mitarbeiter des Mitgliederzeitung des FC Bayern das machen, mit großem Abstand fragt, wie wichtig dieses „Drama dahoam“ war für alles, was folgte, dann antwortet er: „Ich persönlich glaube schon, dass die Basis für 2013 und 2014 die Niederlage 2012 war.“ Am 31. Mai 2025 dürfte Schweinsteiger, wenn

er denn will, als Ehrengast in der Arena in München sitzen. Dann findet dort erstmals seit 2012 wieder das Finale der Champions League statt. Doch man sollte vor dem Start der Vorrunde an diesem Dienstag nicht davon ausgehen, dass er dort dann wieder seinen Verein spielen sehen wird. Denn es gibt einen großen

Unterschied: Der FC Bayern steht anders als 2012 am Anfang einer Entwicklung – nicht nur mit Blick auf seine Mannschaft, sondern auch mit Blick auf seine Führung.

Das fängt mit dem Sportvorstand Max Eberl an, der seit dem 1. März im Amt ist und als erste wegweisende Amtshandlung den Trainer Vincent Kompany einstellte,

„Derrick“ löst den ersten Fall

Beim Werder-Debüt in 129 Sekunden zum Tor

MAINZ. Ole Werner ist ein cooler Norddeutscher, sagt häufig nur das Nötigste und fällt gelegentlich durch seinen trockenen Humor auf. Der Trainer des SV Werder Bremen verzog am Sonntagabend nach dem 2:1-Sieg seiner Mannschaft beim 1. FSV Mainz 05 keine Miene, als er über den eingewechselten Debütanten und Siegtorschützen Derrick Köhn sprach. „Es gibt grundsätzlich bei uns die klare Anweisung, dass die Einwechselspieler zu treffen haben. Nicht alle halten sich daran, aber Derrick hat es in dem Fall getan.“ Die Werner-Kenner lächelten leise, während der Bremer Trainer, diesmal ganz im Ernst, über den Spielentscheider kurz und knapp sagte: „Er ist einer, von dem wir glauben, dass er uns verstärken wird.“

Den Glauben an ihn verstärkte der Sprinter auf dem linken Flügel bei seiner Premiere in der Fußball-Bundesliga nachhaltig. Als er in der 65. Minute für Felix Agu eingewechselt wurde, verteidigte Werder nach der Roten Karte gegen Kapitän Marco Friedl (60.) wegen einer Notbremse gegen den Mainzer Stürmer Jonathan Burkardt mannhafte das 1:1 in Mainz. Das war aber nicht alles nach den Treffern von Marvin Ducksch für Werder per Foulelfmeter (8.) und Jae-Sung Lee für die Rheinhesen (27.). Denn nun griff der Ende August vom türkischen Meister Galatasaray an die Bremer für ein Jahr ausgeliehene Köhn offensiv in das Spielgeschehen ein.

Er, gebürtiger Hamburger und Sohn ghanaischer Eltern, die alte ZDF-Serie „Derrick“ so hinreißend fanden, dass sie ihren Filius nach dem von Horst Tapert dargestellten Fernsehkommissar benannten, klärte den bis dahin noch nicht entschiedenen Fall auf seine Weise blitzartig auf. Er schrie bei einem Bremer Konter, gesegnet mit einer lauten Stimme, den im Zentrum den Ball vorantreibenden Romano Schmid vom linken Rand des Spielfelds namentlich derart laut an, dass ihm der österreichische Spielgestalter prompt den spielerischen Pass vor die Füße spielte, sodass der kurz entschlossene Debütant 129 Sekunden nach seiner Einwechslung auch schon zum ersten Mal für seinen neuen Klub und damit zum ersten Mal in der Bundesliga getroffen hatte. Mit einem wuchtigen Linksschuss, der das Spiel für die klüger attackierende und hingebungsvoll verteidigende Mannschaft entschied.

Welch ein Einstand für den beim Hamburger SV und beim FC Bayern München ausgebildeten Profi, der den Zweitligaklub Hannover 96 im Februar dieses Jahres für rund drei Millionen Euro verlassen hatte und zum türkischen Meister Galatasaray Istanbul gewechselt war. Auf die vereinbarte Ablösumme, so heißt es aus Hannover, wartet 96 allerdings noch. Der 25 Jahre alte Köhn musste mit seinem „Blitzstart“ in die Bundesliga „erst einmal klarkommen“, so sehr bewegte ihn sein Debüt mit Ausrufezeichen. Er, der schon immer entscheidende Szenen wie die in Mainz gesucht hat, ist auf Anhieb fündig geworden. So soll es nun weitergehen. Zumal Köhn längst bewiesen hat, dass er auch über neunzig Minuten das Tempo besitzt, Spiele entscheiden zu können. Womöglich wird „Kommissar“ Derrick am nächsten Samstag von Anfang an gebraucht, wenn Werder zu Hause auch die schwierige Causa Bayern München mit dem kühnen Köhn vorneweg lösen will. ROLAND ZORN



Jahrgang 1995: Joshua Kimmich (rechts) und Serge Gnabry

Foto AFP

Wer ersetzt Boey?

Der französische Fußballspieler Sacha Boey wird dem FC Bayern mehrere Wochen fehlen. Der Rechtsverteidiger hat am Sonntag im Training einen Meniskusriss im Knie erlitten und ist, wie sein Klub am Montag mitteilte, schon operiert worden. Die Folge für den FC Bayern: Weil auch Josip Stanišić (Außenbandriss) weiter ausfällt, muss Trainer Vincent Kompany vor dem ersten Champions-League-Spiel an diesem Dienstag (21 Uhr, DAZN) gegen Dinamo Zagreb ohne seine beiden Rechtsverteidiger auskommen. Und so muss sich nun auch Kompany – sollte er sich nicht für Konrad Laimer oder den 18 Jahre alten Adam Aznou entscheiden – erstmals fragen: Soll Joshua Kimmich, der unter ihm in der Mitte spielen soll, doch als Außenverteidiger aushelfen? cfm.

der davor für den RSC Anderlecht und den FC Burnley gearbeitet hatte. Doch so wichtig die Frage werden wird, wie gut Eberl und Kompany sein werden, ist fürs Erste die Frage wichtiger, ob der Sportvorstand und der Trainer glauben, dass die aktuelle Spielergeneration gut genug ist.

Es wird seit vielen Saisons immer wieder über die Spieler der Jahrgänge 1995/1996 diskutiert, die nicht nur den FC Bayern, sondern auch die deutsche Nationalmannschaft anführen sollten. Ja, Joshua Kimmich spielt fast Saison für Saison an seiner Leistungsgrenze. Doch dann? Innenverteidiger Niklas Süle spielt mittlerweile in Dortmund. Die Stürmer Serge Gnabry und Leroy Sané spielen, wenn sie denn fit sind, nicht immer so gut, wie sie könnten. Und Mittelfeldspieler Leon Goetzka spielt derzeit fast gar nicht – auch wenn er fit ist.

CHRISTOPHER MELTZER



Da geht doch noch mehr: Die Deutsche Esther Henseleit überzeugt in ihren drei Einsätzen – nun hofft sie auf eine weitere Chance mit dem Team Europa.

Foto AFP



Bachs Frau

Von Christoph Becker

Wer sich die Kandidaten anschaut, die auf Thomas Bach als Präsident des Internationalen Olympischen Komitees (IOC) folgen wollen (zur Kandidatin gleich mehr), kann zu diesem ersten Eindruck kommen: Die alten Männer wollen es wissen. Unter den sechs ist einzig der Franzose David Lappartient mit 51 Jahren jung genug, ohne eine von den IOC-Mitgliedern absegnete Ausnahme durch zwei Amtszeiten, also zwölf Jahre an der Spitze zu kommen. Alle anderen, angefangen beim Briten Sebastian Coe, der seit Jahren in dezidiert Konkurrenz zu Bach steht, über Präsidentensohn Juan Antonio Samaranch bis zum Japaner Morinari Watanabe stecken längst im siebten Lebensjahrzehnt und wären über kurz oder lang zu alt. Und außer dem jordanischen Königsbruder Faisal und Samaranch junior sind sie alle als Präsident eines internationalen Sportverbandes durch Interessenkonflikte kompromittiert, jedenfalls wenn man die olympische Charta

Vorwiegend alte Männer treten gegen eine Kandidatin an um die IOC-Präsidentschaft.

auslegt, wie es Bachs Ethiker in den vergangenen Tagen vorgegeben haben. Interessante Notiz am Rande: Bei der digitalen Vorstellung der Kandidatenliste am Montag erschien bei Johan Eliasch, als Vorstandsvorsitzender des in der Wintersportindustrie maßgeblichen Unternehmens Head an der Spitze Internationalen Ski-Verbandes, unter dem Punkt „Offenlegung von Interessen“ vielsagend: „Diese Information wird bald fertiggestellt.“

Bachs Hauptquartier hatte den Kreis der Interessenten antizipiert, auf die Regelauslegung zur Altersschranke und zu angeblich im Widerspruch zur „Mission des IOC-Präsidenten“ stehenden Ämtern verwiesen. Der (erlaubte) Wahlkampf wurde auf Bewerbungstage im Januar in Lausanne beschränkt. Das lenkt den Blick auf die Kandidatin, die all das nicht beschwert. Schwimm-Olympiasiegerin Kirsty Coventry aus Simbabwe hat unter Bach IOC-Karriere gemacht. Es überrascht zwar, dass die Vizepräsidentinnen Nicole Hovertsz und Nawal El Moutawakel verzichten. Eine Nachfolgerin würde Bach als Schlusspunkt seiner Präsidentschaft gefallen, in deren Verlauf sein Stab vehement Gleichstellungserfolge betont hat. Aber diese Frau? Kirsty Coventry ist seit sechs Jahren Simbabwes Sportministerin. Abgesehen von diesem manifesten, in der genannten Rubrik vom IOC nicht aufgeführten Interessenkonflikt: Allein seit Juni ließ die Regierung, der Coventry angehört, mehr als 100 Oppositionelle und Regierungskritiker verhaften.

Wer folgt auf Thomas Bach?

chw. FRANKFURT. Eine Frau und sechs Männer bewerben sich bei den Mitgliedern des Internationalen Olympischen Komitees (IOC) um die Nachfolge von Thomas Bach an der Spitze der Organisation. Bis zum Ablauf der Bewerbungsfrist am Sonntag erklärten Prinz Faisal al-Hussein aus Jordanien, der Brit Sebastian Coe, Chef des Internationalen Leichtathletikverbandes, Kirsty Coventry, die Sportministerin Simbabwes, Johan Eliasch, britisch-schwedischer Chef der Sportartikelfirma Head und Präsident des Internationalen Skiverbandes, David Lappartient, französischer Präsident des Internationalen Radsportverbandes, Juan Antonio Samaranch, Sohn des früheren spanischen IOC-Präsidenten gleichen Namens, und der Japaner Morinari Watanabe, Präsident des Internationalen Turnverbandes, ihr Interesse. Die Wahl findet zwischen dem 18. und 21. März 2025 während der IOC-Session im griechischen Urlaubsort Costa Navarino auf der Peloponnes statt. Bach wird das Amt des IOC-Präsidenten bis zum 24. Juni 2025 ausfüllen.

„Coole Woche“ ohne Krönung

Esther Henseleit leistet mit Europas Golferinnen dem US-Team unerwartet starken Widerstand beim Solheim Cup. Obama schaut der Deutschen zu.

Von Wolfgang Scheffler, Frankfurt

Eines haben die besten weiblichen Profigolfer aus den Vereinigten Staaten und Europa ihren männlichen Kollegen voraus. Während es im Ryder Cup in den vergangenen zehn Jahren bei den fünf transatlantischen Prestigeduellen immer nur hohe Heimsiege gab, herrscht bei den Frauen auch am letzten Tag immer noch Hochspannung – und das sogar, wenn wie am Sonntag in Gainesville (Virginia) beim 19. Solheim Cup die Heimmannschaft nach den Vierern an den ersten beiden Tagen mit einem Riesenvorsprung von 10:6 in die zwölf Einzel gegangen war. Am Ende siegte das Team USA zwar 15,5:12,5 mit drei Schlägen Vorsprung, der höchste Erfolg seit sieben Jahren. Doch die Amerikanerinnen mussten auf dem Robert Trent Jones Golf Club am Lake Manassas dennoch kurzzeitig um ihren elften Sieg in diesem größten Spektakel im Frauengolf bangen.

Die zwölf Europäerinnen bewiesen, dass sie trotz ihrer niedrigeren Einstufungen in der Weltrangliste in diesen Lochspiel-Duellen mit den favorisierten Amerikanerinnen mithalten können. Allen voran demonstrierte dies am Sonntag die Weltranglistenzweite Charley Hull eindruckvoll, die als einzige Europäerin drei Punkte holte. Die 28 Jahre alte Engländerin deklassierte im ersten Einzel Nelly Korda, die Erste in diesem Ranking, mit 6&4 (sechs gewonnene Löcher bei vier noch zu spielenden), die höchste Niederlage im Solheim Cup für die 25 Jahre alte Tochter des ehemaligen tschechischen Tennis-Weltklassespielers Petr Korda. Einige der „Euros“ schienen von

diesem unerwarteten Coup inspiriert und setzten die Amerikanerinnen ein wenig unter Druck. Es ging gar so weit, dass das von der Norwegerin Suzann Pettersen als Kapitänin angeführte Team vom alten Kontinent kurzzeitig um „Manassas Miracle“ träumte, eine Anlehnung an das „Medinah Miracle“. Im Jahr 2012 hatte die Europaauswahl im Ryder Cup nordwestlich von Chicago einen 6:10-Rückstand nach den Vierern am Schlußtag in einen 14,5:13,5-Erfolg verwandelt.

Doch die Hoffnung der Frauen, wie vor einem Jahr in Spanien ihr Defizit auszugleichen und damit als erstes Team in der 34 Jahre langen Geschichte dieses Lochspiel-Wettstreits den Pokal zum vierten Mal in Serie behalten zu können, währte

nur rund eineinhalb Stunden. Erst verspielte Esther Henseleit, die 25 Jahre alte Gewinnerin der olympischen Silbermedaille, ihren Zwei-Loch-Vorsprung gegen Andrea Lee, die in der Branchenhackordnung auf Rang 26 und damit vier Plätze vor der gebürtigen Friesländerin geführt wird. Henseleit musste sich am Ende mit einem Unentschieden zufriedengeben, mit dem jeweils ein halber Punkt an beide Teams vergeben wird. Die Schwedin Maja Stark musste gar gegen Lauren Coughlin in der Schlussphase den Vorteil von drei Löchern zu einem Remis abgeben. Wenig später demonstrierte die Kalifornierin Lilia Vu dann ihre Klasse. Die Weltranglistenzweite und zweimalige Major-Siegerin des Vorjahres verwandelte

ihren Rückstand gegen Albane Valenzuela, die als erste Schweizerin als eine der vier Captain's Picks im Solheim Cup antrat, mit zwei spektakulären Birdies auf den beiden letzten Löchern ebenfalls in einen Gleichstand. Damit hatten die Gastgeber bereits 14,5 Punkte aus den insgesamt 28 Matches geholt und so erstmals seit sieben Jahren den von Karsten Solheim, dem Gründer des Golfschlägerherstellers Ping, und seiner Ehefrau Louise gespendeten Pokal wieder sicher. Ein Ereignis, das stürmisch von den rund 45.000 Fans gefeiert wurde. In den letzten Matches holten dann zwar noch die Schwedin Madelene Sagström und die Irin Leona Maguire Punkte für Europa (und Jennifer Kupcho für das Team

USA). Damit agierten die Frauen aus sieben Ländern wenigstens in den zwölf Einzeln mit 6,5:5,5 Punkten erfolgreicher, nachdem sie in den Vierern am ersten Tag mit 2:6 ein Debakel erlebt hatten.

Am Freitag hatte Esther Henseleit um 7.05 Uhr Ortszeit mit einem perfekten Drive in die Mitte des Fairways unter den Augen des ehemaligen amerikanischen Präsidenten Barack Obama diesen Saisonhöhepunkt in dessen Heimatklub begonnen. Doch gemeinsam mit Charley Hull verlor sie gegen Nelly Korda und Allisen Corpuz im klassischen Vierer (Foursome), bei dem beide Spieler abwechselnd einen Ball spielen. Gemeinsam mit Hull holte die Norddeutsche am Samstagmorgen in diesem wohl schwierigsten gemeinsamen Auftritt gegen Ally Ewing und Jennifer Kupcho einen Sieg. Dieses Duo half, dass die Europäerinnen am Samstag in dem Vierer mit 2:2 gleichstark auftraten. Warum die Deutsche danach nicht in einem der Vierball-Matches, bei dem jede Spielerin ihren eigenen Ball spielt, eingesetzt wurde, war für etliche Experten unverständlich. Dennoch war Henseleit nach ihren drei Einsätzen zufrieden: „Ich habe extrem gut gespielt. Am Ende war ich etwas enttäuscht, nur einen halben Punkt beigesteuert zu haben. Ich denke, wir haben den USA einen großen Kampf geliefert, mit dem sie vielleicht nicht gerechnet hatten. Es war einfach eine coole Woche, und ich hoffe, dass ich noch einmal die Chance bekomme.“ In zwei Jahren wird der Solheim Cup vom 11. bis 13. September bei Bernardus Golf in Cromvoirt in den Niederlanden ausgetragen.

Sehnsucht nach der großen Bühne

Wie die deutschen Segler daran arbeiten, wieder beim America's Cup dabei zu sein.

Von Sebastian Reuter, Barcelona

Während die mehrere Millionen teuren America's-Cup-Yachten nach einem langen Renntag langsam in den Hafen von Barcelona zurückkehren, sitzt Paul Farien auf einer Terrasse im Port Olimpic und will direkt etwas klarstellen. „Das hier ist keine Family-and-Friends-Kampagne. Wir wollen etwas erschaffen, das bleibt, und das Ganze entwickeln“, sagt der 24-Jährige und schaut aufs Meer. Geht es nach ihm, segelt in nicht allzu ferner Zukunft ein deutsches Team beim größten und prestigeträchtigsten Segelevent der Welt mit.

Zuvor geht es für Paul Farien und sein AC Team Germany ungefähr anderthalb Nummern kleiner zu. Denn rund um den America's Cup startet an diesem Dienstag vor der Küste der katalanischen Hauptstadt auch der Youth America's Cup, an dem zwölf Nationen mit Teammitgliedern zwischen 18 und 25 Jahren teilnehmen. Anfang Oktober wird zudem zum ersten Mal in der Cup-Geschichte ein reiner Frauenwettbewerb ausgetragen. Das AC Team Germany steht jeweils bei beiden Events an der Startlinie. Angeführt werden die beiden Crews jeweils von Farien sowie von Carolina Werner, die neben Tina Lutz – Silbermedaillengewinnerin bei den Olympischen Spielen in Tokio vor vier Jahren – zu den bekanntesten Gesichtern des Frauenteames zählt. Trainiert wird das deutsche Team unter anderem vom zweimaligen Olympia-Teilnehmer Marc Pickel und der dreimaligen Ocean-Race-Teilnehmerin Annie Lush. Als Mentor und Motivator steht mit Jochen Schümann zudem der mit drei Olympiasiegen bislang erfolgreichste deutsche Segler und – als Sportdirektor des Schweizer Alinghi-Teams – ein zweimaliger America's-Cup-Sieger bereit. „Jochen hat uns schon jetzt sehr viel mitgegeben, klargemacht, was eine Teilnahme an diesem Wettbewerb bedeutet und wie wir unsere Ressourcen am besten nutzen können. Allein, dass er diese Aufgabe übernommen hat, beweist uns als jungem Team, dass wir auf einem guten Weg sind“, sagt Farien.

Begonnen hat dieser Weg für Paul Farien bereits im Oktober 2022. Als bekannt



Im Einsatz: Das deutsche Boot im Youth America's Cup
Foto Ricardo Pinto / America's Cup

wurde, dass es einen Jugend- sowie einen Frauenwettbewerb beim America's Cup geben wird, gründete er gemeinsam mit Pickel, Werner und zwei weiteren Partnern in Kiel mit der Foiling Academy ein Leistungszentrum für deutsche Segeltalente und fand gleich vier Segel- und Regattavereine, die eine deutsche Cup-Kampagne unterstützen wollten. Mithilfe verschiedener Sponsoren wurde ein Budget von einer halben Million Euro erreicht und ein Team von insgesamt etwa 20 Leuten aufgebaut, das in beiden Wettbewerben laut Farien „auf jeden Fall konkurrenzfähig“ sein wird. Zumindest die Finalrunde der besten sechs Teams sollte jeweils erreicht werden, so lautet das Ziel.

Gesegelt wird in Barcelona bei den Frauen und den Junioren jeweils auf etwa zwölf Meter langen AC40-Yachten, die sich wie die großen AC75-Yachten des America's Cup bereits bei geringem Wind aus dem Wasser heben und dank der tragflächenähnlichen Foils Geschwindigkeiten von mehr als 40 Knoten (etwa 74 Kilometer in der Stunde) erreichen können. Anders als bei den Profis sind die AC40-Yachten komplett baugleich, es kommt auf dem Wasser also allein auf das seglerische Können und das Zusammenspiel der vier Crewmitglieder an Bord an. Zudem teilen sich zwei Teams jeweils eine Yacht. „Wir haben in den vergangenen Monaten viel im Simulator und auf anderen Booten trainiert. Das echte AC40-Gefühl haben wir hier in Barcelona zum ersten Mal erlebt. Und es macht unfassbar viel Spaß“, sagt Farien.

Der studierte Sozialökonom hat in den vergangenen knapp zwei Jahren sein Leben auf die Teilnahme am Youth America's Cup ausgerichtet – in dem Wissen, dass dieser Wettbewerb im besten Fall nur eine Durchgangsstation sein wird. „Für einen jungen Typen wie mich ist der America's Cup die perfekte Herausforderung. Es hätte zeitlich nicht besser laufen können“, sagt der zweimalige Europameisterschaftszweite im Waszp-Foiling, der beim AC Team Germany neben dem Kapitän auch zahlreiche Management-Aufgaben übernommen hat. Und dabei feststellen musste, wie schwierig es ist, finanzstarke Partner für den Segelsport zu gewinnen. „Es gibt in unserem Sport viele verschiedene Bereiche. Manche segeln um die ganze Welt, es gibt das olympische Segeln und jetzt auch noch das, was wir beim America's Cup machen wollen. Das ist für mögliche neue Sponsoren gar nicht so leicht zu greifen“, sagt Farien mit Blick auf die mindestens 100 Millionen Euro, die Teams aus Neuseeland, Großbritannien oder Italien in ihre Kampagnen für den America's Cup stecken. Aber: „Wir sind eine junge Generation, die etwas bewegen will. Die anpackt, ohne gefragt zu werden. Das ist nicht selbstverständlich in der heutigen Zeit“, sagt Farien, dessen Vision und Mission gemeinsam mit seinem Team der langfristige Aufbau von technischem Know-how und seglerischer Kompetenz ist, um strukturiert an einer neuerlichen deutschen America's-Cup-Kampagne für die Zeit nach 2028 zu arbeiten. Der erste und bislang einzige Versuch war 2007 nach einem vorletzten Platz und nur zwei Siegen in zwanzig Rennen in der Herausforderer-Runde gescheitert. „Das nötige Talent von Seglern, Ingenieuren und Managern ist hierzulande allemal vorhanden, um erfolgreich am America's Cup teilzunehmen“, sagt Paul Farien. Deswegen seien er und sein Team davon überzeugt, dass Deutschland in diesem elitären Umfeld samt einigen der größten Unternehmen dabei sein sollte. „Wir lieben diesen Sport und atmen jetzt schon mal America's-Cup-Luft. Auf diesem Fundament wollen wir aufbauen.“



Daumen hoch: Paul Farien, Kapitän beim AC Team Germany
Foto Ricardo Pinto / America's Cup

Die Nähmaschine ist des
Säcklers bester Freund.



Inhaberin Susanne Schoeffmann
in der Säcklerei.



Konzentration

Von Holger Appel

Und wenn du denkst, du hast schon alles erlebt im Straßenverkehr, dann taucht auf der Mittelspur der Autobahn ein aschgrauer Familienvan auf, 60 km/h schnell. Rechts überholen? Natürlich nicht, ist verboten. Links? Geht nicht, wegen flotterer Fahrer. Rein in die Bremse, im Rückspiegel ist gewisse Hektik zu erkennen. Eine Lücke, gleiche Höhe mit dem aschgrauen Van. Eine Dame gesetzteren Alters hat ihr Handy oben aufs Lenkrad gestützt, hält es mit beiden Händen fest und tippt mit den Daumen eine Textnachricht. Dabei die Augen zehn Zentimeter vom Bildschirm entfernt, das ist nur konsequent, die Buchstaben sind wirklich klein. Die Begegnung ist die Spitze eines Stressbergs, den auch andere zusammentragen. Schlangenlinien auf erster und zweiter Spur können auf Alkohol hinweisen, aber auch auf einen jungen Mann, der sich eine Zigarette dreht, wofür er, verständlich, beide Hände benötigt. Ihm gebührt eine Empfehlung zum Talentschuppen, denn Filter, Tabakbeutel, Drehpapier und Lenkrad gleichzeitig beherrschen nur wenige. Inklusiv späterem Herauschnicken der abgerauchten Kippe aus dem Seitenfenster, was eine Art Volkssport geworden ist. Auch die Vollbremsung aus heiterem Himmel ist eine feine Sache. Als Hintermann muss man stets Abstand halten, sonst: Raserunfall. Sie erfolgt schließlich nicht grundlos, dem hungrigen Mitbürger ist beim ersten beherzten Biss sein Döner auf Hemd gefallen, die Beschermung muss rasch bereinigt werden, das hat Priorität, Autobahnmittelspur hin oder her. Offenbar nicht mehr als telefonieren gilt, wer sein Handy waagrecht vor den Mund hält. Das hat zudem den unschätzbaren Vorteil, dass sich die zweite Hand voll dem Lenken, Blinken und Gestikulieren widmen kann. Freunde des siebten Sicherheitsinns, wie wäre es während des Autofahrens mal wieder mit was ganz Exotischem? Mit Autofahren.

Mehlbapp und die dicke Nadel

Oktoberfest, Ausnahmezustand in München. Lederhose und Dirndl sind Ehrensache. Dabei gibt es einiges zu beachten. Zu Besuch in der Säcklerei Bammer.

Von Wolfgang Gomoll
und Maria Irl (Fotos)



Katharina Spindler
arbeitet seit vielen
Jahren im Betrieb (rechts),
Lucia Mueller macht gerade
ihre Ausbildung (links).

Von 6,5 Millionen Maß

Am Samstag, dem 21. September, heißt es um Punkt 12 Uhr wieder „O'zapft is“ (es ist angezapft!). Mit diesem Spruch ist das 189. Oktoberfest offiziell eröffnet und dauert bis zum 6. Oktober. Dann strömen wieder die Massen auf die Münchner Theresienwiese. Im vergangenen Jahr waren es 7,2 Millionen Besucher, die 6,5 Millionen Maß Bier (eine Maß entspricht einem Liter) tranken. Für den Wiesn-Besuch ist eine Tracht

Das Bügeleisen auf dem großen Holztisch hat seine besten Tage hinter sich. Die Bügelsohle glänzt nicht mehr und hat sicher schon einige Tausend Lederhäute geglättet. Doch das unscheinbare Gerät ist ein Fernsehstar. In einer Folge der TV-Serie „Die Rosenheim Cops“ mit dem treffenden Titel „Tote Hose“ hat der Täter den Säckler Johann Laubinger mit dem Bügeleisen erschlagen. „Wir haben unsere Werkstatt an die Fernsehproduktion verliehen“, berichtet Susanne Schöffmann. Die 53 Jahre alte Säcklermeisterin spricht mit einem leichten bayerischen Akzent, wie er in der Gegend um Lenggries und Bad Tölz üblich ist. Das Schicksal des fiktiven Berufskollegen bleibt ihr erspart und tote Hose herrscht in der Säcklerei Bammer definitiv nicht. Die Werkstatt, in der sich das Corpus Delicti befindet, strahlt eine urige Gemütlichkeit aus. Man steht auf Holzdielen, und die Luft ist geschwängert mit dem Duft frisch gererbten Leders. Kein Wunder, in den Regalen stapeln sich Hirschhäute, aus denen Trachtenlederhosen gefertigt werden.

Die Nachfrage nach den maßgeschneiderten Einzelstücken ist seit einigen Jahren hoch. „Wir haben eine Wartezeit von 20 Monaten“, verdeutlicht die Frau mit den freundlichen Augen. Neben der Inhaberin fertigen noch zwei weitere Frauen die begehrten Beinkleider. Mit Katharina Spindler eine weitere Säcklermeisterin und Lucia Müller eine Auszubildende im zweiten Lehrjahr. Sie war vorher bei einem Friseur beschäftigt, aber die Mutter erzählte Susanne Schöffmann vom Nähatelier ihrer Tochter. Aus dem Praktikum wurde eine Lehre. Lucia ist mit Feuereifer bei der Sache und kommentiert schon mal in bayerischer Mundart, wenn etwas nicht so läuft, wie sie sich das vorstellt.

„Ein guter Säckler braucht Einfühlungsvermögen, Traditionsbewusstsein und räumliches Vorstellungsvermögen. Schließlich muss die Lederhose perfekt sitzen“, sagt Schöffmann, die das Geschäft 2008 von ihrem Vater übernommen hat. Der ist übrigens immer in einer Lederhose aus dem Haus gegangen. Seine einzige Jeans kam nur im Fasching zum Einsatz. Eine Säcklerlederhose erkennt man an den außenliegenden Nähten. Genäht wird mit einer robusten Industriennähmaschine und Nadeln, die in etwa doppelt so stark sind wie die des Schneiders. Deshalb vermeiden Säckler möglichst jede Naht. „Jeder Stich ist ein Loch im Leder“, sagt Schöffmann. Alles, was beim Schneider geheftet wird, klebt der Säckler zunächst mit dem Mehlbapp, einem Klebstoff aus

Roggenmehl sowie heißem Wasser, und vernäht diese Stellen dann. Eine weitere Besonderheit ist, dass Leder im Gegensatz zu Stoff nicht ausranzt.

Leder ist ein Naturprodukt. Veganes Leder ist in der Säcklerei Bammer tabu. „Mein Vater hat immer gesagt: Entweder ist es Leder oder Plastik“, stellt Schöffmann klar. Trotzdem geht es „beim Bammer“, wie die Einheimischen sagen, nachhaltig zu. Ein Hirsch wird nicht wegen seiner Haut getötet, sondern wegen des Fleisches. „Wir sind im Grunde Abfallverwerter“, meint Schöffmann. Anders ginge es gar nicht, da die Kunden sehr auf Nachhaltigkeit achteten. Für eine Lederhose werden etwa zwei Quadratmeter benötigt. Rund 95 Prozent des Leders werden verbraucht. Aus dem Rest stellen die Säckler Accessoires wie Handytaschen her oder verwenden das Leder für Reparaturen.

Das Leder stammt von neuseeländischen Hirschen, da diese nicht von Dasseliegen gestochen werden und die Haut daher fast makellos ist. Allerdings kämpfen auch die Säckler mit dem globalen Wettbewerb, chinesische Unternehmen kaufen die Häute für die Möbelproduktion oder Kleidung. Also werden auch europäische Hirschhäute verwendet. Die sind meistens mit Stichen übersät. Aber auch diese sind gefragt, da mit den Spuren der Insekten die gewünschte Patina bereits vorhanden ist.

Einfach drauflosschnippeln ist bei einer echten Lederhose nicht. „Beim Zuschneiden muss man auf die Dehnrichtungen der Haut achten“, sagt Katharina Spindler. Die Auswahl der Ledersegmente ist entscheidend für eine hochwertige Lederhose. Der Rücken der Hirschhaut ist am stabilsten und wird deswegen für den Hauptteil des Beinkleides vorn und hinten verwendet. Der Bauch ist labbriger und eignet sich für den Latz. Aus der Halspartie, die aufgrund der Bewegungen faseriger ist, machen die Säckler oft Gürtelschlaufen. Damit das Leder stets eine konstant perfekte Qualität hat, arbeitet Bammer mit zwei Gerbern zusammen, einer sitzt in Tirol, der andere in Dresden.

Eine klassische Lederhose besteht aus 57 Einzelteilen. Im Bund wird Stoff von alten Hemden eingenäht, damit sich dieser nicht zu sehr weitet. Neben dem klassischen Braun und Schwarz sind neuerdings auch helle Lederhosen gefragt. Ganz wichtig ist die Stickerei. Auch hier hat sich der Geschmack stark gewandelt. Früher waren mehr als zwei Drittel der Lederhosen mit Stepperei verziert und nur jede Fünfte mit Blattstickerei. Mittlerweile hat sich das Verhältnis umgekehrt. Heute macht die Blattstickerei 90

Prozent aus. Die Stepperei nur noch zehn Prozent aus. An der Farbe der Stickerei, die übrigens aus Maulbeerseide besteht, erkennen die Einheimischen, woher der Träger kommt. Die Hose der Lenggrieser Tracht hat traditionell eine hellgrüne Stickerei. Im Norden von München bevorzugt ein paar Trachtenvereine Gelb. In der Berchtesgadener Gegend sind die Stickereien opulenter und zieren bei den Lederbundhosen auch das Gesäß. Ganz neu sind blaue Fäden, die erst seit 2010 verwendet werden. Angeblich hatte sich der bayerische König für 100 Jahre das Recht an dieser Farbe sichern lassen.

Eine Bammer-Lederhose kostet rund 1400 Euro, mit aufwendiger Stickerei können es schon mal 1800 Euro werden. Andere Säckler, vor allem in Österreich, rufen fast das Doppelte auf. Auch wenn die Preise für den Gerbstoff (oft Fischtran) und infolge der Energiekosten deutlich angezogen haben, dreht Schöffmann nicht in diesem Maß an der Preisspirale. Sie ist tief in ihrer Heimat verwurzelt. „Ich möchte für die normalen Leute arbeiten, die hier leben. Es ist etwas Schönes, wenn man die Kunden bei einem Trachtenumzug in den Lederhosen sieht“, sagt sie.

Natürlich wollen manche Kunden Sonderanfertigungen. Nicht jeder Wunsch wird erfüllt. Eine Totenkopfstickerei lehnen die Säckler ab. Andere Ideen setzen sie dagegen gern um. Etwa das Zeichen der amerikanischen Rockband Metallica oder den Löwenkopf des Fußballvereins 1860 München. Ein New Yorker hat über einen Frankfurter Schneider seine Maße nach Lenggries geschickt, mit dem Wunsch, dass die weiß-rote Stickerei das französische Wappen, also den fränkischen Rechen, darstellt. Gesagt, getan. Christoph Well, Mitglied der bayerischen Band Biermöstl Blosn, die mit dem bekannten Kabarettisten Gerhard Polt aufgetreten ist, orderte eine Hose mit einem durchsichtigen Latz. Das sollte ein Bühnengag werden. „Mein Vater hat gesagt, so einen Schmarren machen wir nicht!“, sagt Schöffmann. Mittlerweile besitzt der Künstler seine zweite Bammer-Lederhose. An der zieren ein Schmetterling, eine Mohnblume und ein Notenschlüssel den Latz. „Das ist eine schöne Hose geworden“, freut sich die Säcklerin.

Doch auch im Isarwinkel ist nicht alles eitel Sonnenschein. Wie viele andere Handwerksberufe haben auch die Säckler große Nachwuchssorgen. „Man verdient wenig und muss bereit sein zu arbeiten. Wie es nach mir mit dem Geschäft weitergeht, weiß ich nicht“, sagt Schöffmann. Und für einen kurzen Augenblick wird das freundliche Gesicht etwas traurig.

Pflicht. Das war nicht immer so. „Früher sind wir in Jeans auf das Oktoberfest gegangen, damit man nicht erkrankt, dass wir vom Land kommen“, erzählt Susanne Schöffmann von der Säcklerei Bammer. Das hat sich grundlegend geändert. Die Damen gehen im Dirndl und die Männer in Lederhosen, entweder als Bundhose oder kurz. Komplett out ist die Landhausmode, die in den 1980er- und 1990er-Jahren „in“ war. Und auch

das „Wiesn-Set für 100 Euro“ erkennen Einheimische sofort als gewollt und nicht gekonnt. Eine echte Hirschlederhose weist den Träger als Trachten-Connaissanceur aus. Das Oktoberfest ist nicht nur ein Menschen-, sondern auch ein Umsatzmagnet für die Trachtengeschäfte. Trachten Angermaier aus München verkauft während des Oktoberfestes rund 35.000 Kleidungsstücke inklusive Schuhen, Hemden, Blusen, Strümpfen.

Im August und September gehen circa 9000 Dirndl über den Tisch, während der Wiesn sind etwa 4000. Ähnlich schaut es bei den Lederhosen aus: Solange das Bier in den Festzelten ausgeschenkt wird, streben die Männer in die Geschäfte und erwerben gut 3200 Beinkleider, im August und September sind es etwa 5000. Die besten Kunden sind Deutsche, dahinter folgen Schweizer, Amerikaner und Österreicher.

Haut Couture

Von Joshua Hildebrand

Dass es Bratwürste, Schnitzel und Co. auch veggie gibt, ist hinlänglich bekannt. Sieht aus wie Tier, fühlt sich an wie Tier, schmeckt wie Tier, ist aber kein Tier. Total trendy. Doch stellt sich die Frage nach dem „Was steckt drin?“ längst nicht mehr nur vorm Supermarktregal, sondern auch während des Autokaufs. Gegen die Verwendung von tierischen Produkten im fahrbaren Untersatz spricht die Klimabilanz. Alternativen zu Echtleder stehen nicht zuletzt deshalb hoch im Kurs. Audi etwa nennt es Dinamica, BMW Veganza, Mercedes Artico. Sieht aus wie Leder, fühlt sich an wie Leder, hat aber noch nie ein Tier gesehen. Klingt nicht schlecht. Doch ist Imitat nicht automatisch umweltschonender, meint sogar die Umweltschutzorganisation WWF. Die hat in einer Studie von 2023 angemerkt, dass Echtleder in bestimmten Fällen nachhaltiger sein kann als künstliches. Bis es im Auto ist, braucht es ähnlich viel Energie, zudem werden Chemikalien und Plastik beigemischt. Selbst pflanzliches veganes Leder, das heutzutage aus natürlichen Fasern wie Ananas oder Kaktus hergestellt wird, benötigt bei der Produktion nicht erneuerbare Rohstoffe wie Erdöl oder Polyurethan. Trägerstoffe, die sich nicht so einfach voneinander trennen, sprich recyceln lassen. Tierhaut fällt zumeist als Abfallprodukt an, die Lederindustrie sieht sich als Profiteur steigender Fleischgelüste. Die sind sich sicher: Solange Steaks gegessen werden, wird geschlachtet und vom Leder gezogen. Unter Berücksichtigung des Tierwohlspektes kommt Kunstleder zwar besser weg, muss im Herstellungsprozess aber „Federn“ lassen. Es bleibt die Frage nach dem eigenen Nachhaltigkeitsverständnis. Am besten ist es wohl, den übermäßigen Ichwillallesneu-Konsum zu reduzieren. Da fällt uns gerade ein: Zu Hause steht noch ein viel gefahrener Oldie aus den 70ern, das erste Leder an Lenkrad und Sitzen ist fast wie neu. Ob künstliche Haut da mithalten kann?



Rettung in Extremelage

Menschen aus Höhen und Tiefen zu bergen ist eine Spezialaufgabe der Höhenretter von Feuerwehren. Am Frankfurter Stadion haben sie sich in fünf Disziplinen miteinander gemessen.

Von Peter Thomas

Eine Kombination aus Sportklettern und Technischer Hilfeleistung der Feuerwehr? So sieht es zumindest für den Laien aus, wenn die Höhenretter aus den Reihen der Brandschützer zum Einsatz anrücken. Stimmt aber nicht ganz, doch dazu später mehr. Eine Erläuterung braucht auch der Name der Spezialeinheiten, von denen es in der Bundesrepublik rund 100 bei freiwilligen Feuerwehren und Berufsfeuerwehren gibt. Denn sie sind nicht nur für die Bergung von Menschen aus großen Höhen zuständig, sondern auch aus großen Tiefen: Mal retten sie Fensterputzer aus ihrer Gondel, wenn diese in schwindelerregender Höhe an der Glasfassade eines Wolkenkratzer steckengeblieben ist. Oder sie bergen verletzte Arbeiter aus Gruben und engen Schächten, je nach Situation inklusive Freimessen der Atmosphäre durch Gassensoren. Am Frankfurter Sta-

dion, wo sonst die Eintracht spielt, haben sich jetzt 16 Teams der Höhenrettung von Berufsfeuerwehren aus ganz Deutschland zum Leistungsvergleich getroffen. Fünf Aufgaben galt es zu erledigen. Vier für das Team, plus als Einzelprüfung den Aufstieg am Seil bis hoch zum Stadionsdach. Konzipiert hat das Programm Mirko Walter von der Berufsfeuerwehr Frankfurt, den Gastgeber des Leistungsvergleichs. „In den Mittelpunkt der Szenarien haben wir die Personenrettung und den sicheren Umgang mit Patienten gestellt, das spiegelt ja den Alltag der Höhenretter wider“, sagte Walter.

Erstes Beispiel: die Rettung aus einer Traverse. Schlief hing eine Übungspuppe im Sicherungsgeschirr unter einem Fachwerkträger des Stadionsdaches. So könnte ein Arbeitsunfall an einem Kranausleger oder einer Industrieanlage aussehen. Kurze Besprechung der Mannschaft, dann stellten die Feuerwehrleute das not-

wendige Material zusammen. Die Auswahl ist groß: Neben Seilen und dem Sicherungsgeschirr für den Retter gibt es unter anderem verschiedene Karabiner, Aufstiegs- und Abseilhilfen, Gurte, Bandschlingen und Rettungsgeschirre.

Der genaue Blick auf die ordentlich aufgereihten Komponenten machte deutlich, dass vor allem die Industriekletterer wichtige Impulse für die Höhenretter gegeben hat. Das von den Feuerwehrleuten genutzte Geschirr für die Eigensicherung beispielsweise hat auch einen Brustgurt, der so im Sportklettern nicht üblich ist. Da es keine Norm für die Ausrüstung des Gerätewagens der Höhenrettung gibt, statten die Feuerwehren ihre Fahrzeuge nach individuellem Bedarf aus. Allerdings ähnelt sich wegen der vergleichbaren Aufgaben die Ausrüstung. Dem tragen Hersteller wie das französische Unternehmen Petzl

Rechnung: In der Professional-Reihe des Bergsportausrüsters gibt es komplette Gerätesätze und Erweiterungssets für die Höhenretter der Feuerwehr.

Zurück ins Stadion. Ruhig und konzentriert stiegen die Höhenretter an der Traversenstation vom Foyer des Obergangs zur Tragkonstruktion hinauf. Dann kletterten die Feuerwehrleute horizontal unter der Traverse weiter bis zur Übungspuppe. Hinter ihnen öffnete sich der Himmel im blauen Weitwinkelpanorama mit dahingetupften Flugzeugen im Landeanflug. Da wurde schon beim Zuschauen manchem Besucher schwindlig. Schließlich war die Übungspuppe erreicht, sie wurde gesichert, danach seilten sich die Höhenretter mit dem Patienten wieder ab.

Ähnliche Szenarien galt es an zwei anderen Stationen durchzuspielen: Bei der Schrägseilrettung mit Verfahrssystem bauten die Feuerwehrleute eine Art Seilbahn auf, an der ein Patient in einer Tra-

Rettung per Seilbahn: Zunächst bringen die Höhenretter die Trage mit Übungspuppe nach unten, dann geht es über das integrierte Verfahrssystem senkrecht zum Boden. Fotos Peter Thomas



ge samt Höhenretter nach unten gelassen wurde. Kniffliges Detail: Kurz vor dem Boden musste die diagonale Bewegung in eine sanfte Vertikalbewegung überführt werden. Alles geschah durch das entsprechende Seilsystem und wurde von den Kameraden an der oberen Station gesteuert. Hohe Alltagsrelevanz hatte die Simulation des Transports eines Intensivpatienten. Ihn mit maximaler Versorgung aus der Höhe eines ersten Obergeschosses zum Boden zu bringen ist freilich nicht einfach.

Solche Einsätze, aber auch der Transport von Patienten mit sehr großem Gewicht gehören immer häufiger zu den Aufgaben der Höhenretter. Letzteres spiegelt auch die kleine Fachmesse wider, die parallel zum Leistungsvergleich stattfand. Das auf Fallschirmtechnik spezialisierte Unternehmen Paratec aus Dresden stellte beispielsweise ein Rettungstuch für bis zu 450 Kilogramm schwere Patienten samt 28 Tragegriffen und Rückhaltesystem vor, das auch als redundante Sicherung bei der Rettung am Seil dient. Physikalisches Können und Fitness waren noch einmal bei den beiden letzten Übungen gefragt: Das Absenken und Anheben eines 250-Kilogramm-Gewichts verlangte nach ausgeklügelten Seilkonstruktionen. Der Aufstieg am Seil führte bis unter das Stadionsdach, wo die Flaggen der jeweiligen Heimatstadt der Mannschaften befestigt waren. Den Leistungsvergleich gewann die Berufsfeuerwehr Berlin sowohl in der Mannschafts- als auch der Einzelwertung. Auf die Plätze zwei und drei kamen die Feuerwehren Dresden und Essen (Mannschaft) sowie Düsseldorf und Gelsenkirchen (Einzelwertung).

Darüber hinaus gibt es noch spektakulärere Einsätze für spezialisierte Höhenretter, wie die Berufsfeuerwehr Wiesbaden informierte. Deren Höhenretter stellen zusammen mit der hessischen Polizei-Fliegerstaffel und der Bergwacht Hessen eine Spezialeinheit für Windenrettung. Insgesamt 16 Höhenretter der hessischen Landeshauptstadt sind dafür ausgebildet. Bekannt ist die Disziplin eher aus der alpinen Bergrettung, sie wird aber auch jenseits des Gebirges immer stärker nachgefragt. Die Einsätze reichen von Hochwasserereignissen bis zu medizinischen Notfällen auf Windkraftanlagen.

Die Ausbildung zum Höhenretter ist ein klassischer Berufszweig der Feuerwehr: Freiwillige Brandschützer mit mindestens Grundausbildung und Berufsfeuerwehrleute können nach verschiedenen Eignungstests entsprechende Lehrgänge absolvieren. Bei der Berufsfeuerwehr Frankfurt am Main, die 2024 ihr 150-jähriges Bestehen feiert, gibt es derzeit rund 50 Höhenretter.

Akkuter Druck

Egos Hochdruckreiniger hat trotz Akkus viel Kraft

Besitzer von Hochdruckreinigern wissen: Es gibt immer etwas abzuspritzen. Eingeschränkt wird die Universaltauglichkeit allerdings durch die notwendigen Anschlüsse. Ein herkömmlicher „Kärcher“, wie das Werkzeug gern nach dem führenden Anbieter genannt wird, braucht neben Strom aus der 230-Volt-Steckdose auch Wasser aus dem Gartenschlauch. Und Geräte mit Akku bringen oftmals nicht den Wasserdruck, den wir gerne hätten. Bis jetzt.

Erst seit Kurzem gibt es aber unter der Bezeichnung HPW2000E einen Akku-Hochdruckreiniger, der auf dem Papier mit 135 bar Druck bei 6,5 Litern in der Minute und bis zu 220 bar bei 3,8 Litern die Leistung von Kabelgeräten erreicht. Der chinesische Hersteller gehört zu den größten Produzenten von Akku-Geräten der Welt, auch wenn die Eigenmarke Ego hierzulande noch wenig bekannt ist. Besonderheit sind Energiespender mit 56 Volt Spannung, die Wettbewerber arbeiten mit 36 Volt. Die Akkus von Ego gibt es mit Kapazitäten von 2,5 bis 12 Ah, sie haben eine Bogenform und ein ausgeklügeltes Kühlsystem. Im Programm sind inzwischen mehr als 70 verschiedene Geräte, die damit betrieben werden können.

Der Hochdruckreiniger ist neu im Sortiment. Er hat die Form eines Reisekoffers von 80 x 50 x 37 Zentimetern, mit Ausziehgriff und großen Rädern. Die zwei schweren Akkus mit im Testgerät je 7,5 Ah treiben das Gewicht in die Höhe, so werden aus gut 15 Kilogramm mehr als 20. Damit lässt er sich brauchbar bewegen, trotzdem ist es bei der Arbeit hilfreich, dass der Hochdruckschlauch acht Meter lang ist. Der HPW2000E ist tadellos verarbeitet, die Schnellverschlüsse aus Messing und die Kunststoffe wirken hochwer-



Mächtig Druck im Koffer: Akku-Hochdruckreiniger Ego HPW2000E

Die Akkus werden von oben in zwei Schächte geschoben und rasten ein, eine Klappe schützt sie.

Am Gerät ist neben dem Startschalter ein weiterer für den Boostmodus, der Handgriff lässt sich aber mit dem Hochdruckreiniger synchronisieren und stellt dann zusätzlich einen Sparmodus bereit, außerdem lässt sich am Griff der Ladezustand der Batterien ablesen. Die mitgelieferten fünf Düsen für verschiedene Anwendungen haben Steckplätze oben auf dem Gerät, so können sie nicht verloren gehen. Vom zarten Strahl, mit dem in der Stufe low der eingesaugte Hund abgespritzt werden kann, bis zur Turbodüse mit rotierendem Strahl für schwierige Fälle auf harten Oberflächen ist alles dabei. Außerdem liegt eine Schaumspitze bei, aus der Reiniger versprüht werden kann. Sie wird ebenfalls mittels Schnellkupplung angeschlossen. Die Wasserzufuhr erfolgt mit der in den Gärten üblichen Kunststoffkupplung, als maximale Fördermenge ohne angeschlossene Lanze sind 9,5 Liter in der Minute angegeben.

Nach dem Einschalten gibt der Reiniger ein dezentes Summen von sich. Wenn der Abzug am Griff betätigt wird, vergeht ein kurzer Moment, in dem Druck aufgebaut wird, dann legt der HPW2000E radikal los. Mit der Maximalleistung unterscheidet sich das Ergebnis nicht von jenem, das mit dem privaten kabelgebundenen Hochdruckreiniger erreicht wird. Das Akku-Gerät ist aber leiser, das Geräusch vergleichsweise angenehm. Es arbeitet auch mit einem Akku, allerdings nicht im Boostmodus. Der ist indessen meist nicht notwendig, mit den zwei 7,5 Ah-Akkus soll er damit aber knapp 20 Minuten ununterbrochen laufen, in der niedrigsten Stufe sind es 75.

In der Praxis spritzt man nicht ohne Unterbrechung, wir konnten mit wechselnden Modi 45 bis 90 Minuten arbeiten, bis die Akkus leer waren. Etwas irritierend ist, dass das Gerät nach dem Ausschalten noch eine Zeit lang nachläuft, offenbar um abzukühlen. Mit dem Schnelllader sind die Akkus in knapp einer Stunde wieder voll, wer ohne Pause weiterarbeiten möchte, braucht vier Akkus und am besten zwei Ladegeräte.

Das freilich treibt den Preis in schwindelerregende Höhen: Das Gerät selbst kostet nach Liste knapp 800 Euro, ein Akku 420 und der Schnelllader 160 Euro, im Set gibt es alles zusammen für rund 1400 Euro. Aber die Akkus passen ja auch für andere Geräte. Wer einen bestens funktionierenden mobilen Hochdruckreiniger sucht, wird sich vom Preis nicht abschrecken lassen. Der Clou am Ende: Der HPW2000E braucht noch nicht einmal einen Wasseranschluss, er kann sich mit dem mitgelieferten 2,6 Meter langen Saugschlauch mit angeschlossenem Filter aus einem Weiber oder auch aus dem Kanister selbst versorgen – mobil er geht es nicht.

LUKAS WEBER

Zentralisierung in Aktion

Volvo verzichtet auf Tasten, Schalter und Hardware. Was sich ändert, zeigt ein Vergleich des EC40 mit dem EX30.



Konsequent umgesetzt: Konventionelles Design im Volvo EC40 oben und das neue Cockpit im EX30 unten. Der Monitor wird größer, Tasten verschwinden. Zum Einstellen der Außenspiegel muss man ins Menü des Monitors. Der Unterbau des Infotainments ist Android.

Fotos Hersteller



Wir fahren von der Vergangenheit in die Zukunft. Beide Male elektrisch. Zunächst im Volvo EC40, der mit Preisen von 52.700 Euro startet und wahlweise einen Akku mit 67 oder 79 Kilowattstunden netto hat. Wir erproben das Infotainment und wollten wissen, wie gut es bei der Ladeplanung unterstützt. Volvo setzt seit einigen Jahren auf Google und Android Automotive. Man verwechsle dieses Betriebssystem nicht mit Android Auto, das auf der Smartphone-Anbindung eines Android-Handys basiert. Die Automotive-Lösung bringt die Welt von Google direkt ins Fahrzeug, ein Smartphone ist nicht erforderlich, wohl aber eine Mobilfunkanbindung.

Im Volvo EC40 übernimmt Android Automotive die Routen- und Ladeplanung. Die Anlage besteht aus einem digitalen Cockpit vor dem Lenkrad mit einer Diagonale von 12,3 Zoll, das zwei Rundinstrumente darstellt. Die verbleibende Restreichweite und der Akkustand sind permanent eingeblendet, Daten des Bordcomputers zum Durchschnittsverbrauch lassen sich auf Knopfdruck abrufen.

Die Musik spielt wortwörtlich am hochkant verbauten Bordmonitor mit einer Diagonale von neun Zoll. Durch mehr als zwei Zentimeter breite Ränder erscheint er größer, als er tatsächlich ist. Die Bedienung erfolgt allein mit dem Finger, allerdings gibt es einen unter dem Monitor liegenden Drehsteller für die Regelung der Musiklautstärke und das Parsieren der Wiedergabe. Wie beim Smartphone kann man mit dem Finger von oben nach unten oder umgekehrt streichen, um weitere Menüs aufzurufen. Am unteren Rand werden permanent Schaltflächen für die Klimaanlage eingeblendet, am oberen Rand gibt es eine Statusleiste.

Man kann sich im Volvo EC40 mit seinem Google-Konto anmelden, verpflichtend ist es aber nicht. Der Vorzug liegt jedoch darin, dass alle persönlichen Inhalte wie etwa Kontakte oder Navi-Ziele sofort zur Verfügung stehen. Wer ein iPhone hat, bindet dieses für den Freisprechebetrieb mit Bluetooth an und kann sogar das rivalisierende Apple Carplay nutzen.

Die Google-Maps-Navigation funktioniert wie bei Android Auto, auch der ruppige Tonfall der Ko-Pilotin ist mit dabei. Ohne Mobilfunkverbindung gelingt keine

Routenplanung. Das Navi greift auf die Akkudaten des Autos zu und zeigt eine präzise Schätzung des verbleibenden Stands bei der Ankunft an. Bei einem Fernziel außerhalb werden Ladestopps hinzugefügt, überwiegend Schnellladestationen mit dem Hinweis, wie lange geladen werden soll. Dabei geht Google davon aus, dass der Akku auf bis zu 15

Prozent Restfüllstand geleert wird. Auch kommt man gegebenenfalls mit nur zehn Prozent am Ziel an. Man kann nichts konfigurieren oder individuell anpassen. Wer ohne Ladeplanung losfährt, kann sich über die Google-Suche die Ladestationen in der Nähe anzeigen lassen.

Kommen wir vergleichend zum EX30, der mit einem Einstiegspreis von 39.800

Euro deutlich günstiger ist. Er hat eine Batterie, die wahlweise 49 oder 65 Kilowattstunden netto fasst. Im Innern sieht man ein System, das ebenfalls mit Android Automotive läuft. Dennoch ist fast die gesamte Fahrzeugbedienung anders.

Der Hersteller spricht vom „Prinzip der Zentralisierung“ und reduziert Komplexität, denn es wurde versucht,

auf möglichst viele Tasten zu verzichten. Zum Beispiel auf den Autoschlüssel. Er ist nur ein NFC-Dongle. Bei Annäherung wird das Auto geöffnet, nach drei Meter Entfernung wieder geschlossen. Das Smartphone lässt sich schnell als digitaler Schlüssel anlernen, dann muss nicht einmal der Dongle mitgenommen werden. Parkt man in unsicherer Gegend, kann man nicht sofort das Fahrzeug abschließen.

Der Verzicht geht aber noch weiter. Es gibt kein Cockpit vor dem Lenkrad, sondern nur einen Zentralbildschirm, der aber hier mit 12,3 Zoll üppiger ausfällt, wenglich ebenfalls mit dicken schwarzen Rändern. An der Oberseite sieht man die aktuelle Geschwindigkeit, den Ladezustand der Batterie und andere Daten. In der Mitte zeigt sich das Android-System, unten liegen Schaltflächen für die Einstellung der Klimaanlage und Audiolautstärke. Da man stets auf die Geschwindigkeit achten muss, sind fortwährende Blicke nach rechts angesagt. Das dient nicht unbedingt der Fahrsicherheit.

Geht es um Navigation, Ladeplanung und alles Weitere, sind beide Fahrzeuge identisch. Aber rund ums Fahren und die Bedienung sind die Menüs anders gestaltet, weil eben der Verzicht auf möglichst viele Tasten im Vordergrund steht. So muss man zum Verstellen der Außenspiegel wie im Tesla auf dem Bildschirm ein Untermenü anwählen und kann dann mit den Lenkradtasten justieren. Auch das Handschuhfach öffnet sich nur via Bildschirm. Einen Ein- und Ausschalter für das Fahrzeug gibt es nicht. Es startet automatisch mit dem Öffnen der Türen und fährt mit dem Schließen herunter.

Die reduzierte Komplexität entpuppt sich schnell als Sparprogramm, der Fahrer bezahlt mit mehr Aufwand. Im Unterschied zum EC40 versteht die Mobilfunkinheit auch den schnellen Standard 5G. Das Datenvolumen ist in beiden Fahrzeugen für vier Jahre im Preis enthalten. Im EX30 funktioniert die iPhone-Anbindung stets nur manuell nach jedem Fahrzeugstart. In beiden Fahrzeugen meldete sich der EU-Aufmerksamkeitsassistent so gut wie nie, danke schön! Der nervige Tempolimitwarner, abermals schöne Grüße an die EU, verwendet einen synthetischen Sound in moderater Lautstärke und lässt sich mit einer Lenkradtaste schnell deaktivieren.

MICHAEL SPEHR

Der Fahrbericht

Unser Fazit

STARK: Dass der Kodiaq keine wesentlichen Schwächen hat. Clevere Details. Viel Platz, hoher

Komfort und ein überzeugender Antrieb. Ein Glück, dass es den Diesel gibt.

SCHWACH: Beim Anblick der Aufpreisliste kommen einem die Tränen. Schon der Basispreis ist selbstbewusst.

KRAFTPAKET: Der hybridisierte Kodiaq 1.5 TSI iV soll elektrisch hundert Kilometer weit kommen. Wer nicht oft Langstrecke fährt, sollte sich den näher ansehen.



Škoda Kodiaq

Da tanzt der Bär

Der Škoda Kodiaq ist ein angenehmer Begleiter im Alltag mit viel Platz, Komfort und wenig Verbrauch. Doch Gutes hat seinen Preis.

Von Lukas Weber

Auf der Insel Kodiak vor Alaska lebt der größte Bär der Welt, ausgerichtet ist er mit einer Höhe von fast drei Metern ein beeindruckendes Tier. Der nach ihm benannte Kodiaq, die Schreibweise lehnt sich an die Sprache der Ureinwohner an, ist der dickste Bär im Programm von Škoda, zum Glück richtet sich das fast 4,80 Meter lange SUV normalerweise nicht auf.

Wir finden ihn ebenfalls beeindruckend und freuen uns, dass es so etwas noch geben darf: Viel Platz mit guter Übersichtlichkeit und hervorragender Sitzposition, leichte, komfortable, stark und trotzdem sparsam. Wer will, kann das große Auto mit deutlich weniger als sieben Liter Diesel hundert Kilometer weit bewegen. Den Kodiaq gibt es als Siebensitzer, die Außenministerin hätte also neben dem Fahrer und ihrer Visagistin noch vier Journalisten mitnehmen können. Drei Liter je Nase, damit hebt ein Flieger noch nicht einmal ab. Jenseits solcher Rechenexempel ist die

Überarbeitung des 2016 vorgestellten Kodiaq im vergangenen Jahr gelungen. Er ist nochmals gewachsen und deutlich länger als der VW Tiguan, mit dem er sich die Plattform teilt. Der vergleichbare Allspace ist ja nicht mehr bestellbar.

Vorn fällt der achteckige Kühlergrill auf, durch den sich ein Lichtband zieht. Die Scheinwerfer des Matrix-Lichts sind geteilt, Škoda nennt das ein Vier-Augen-Design. Seitlich scheint das Auto auf den ersten Blick verdeckelt, auf den zweiten wirkt die „Tornadolinie“ markant, so etwas hat nicht jeder. Auch am Heck lässt sich dem Kodiaq ein eigenständiger Auftritt attestieren. Die Dachlinie fällt nach hinten ab, das wirkt schick und fördert vielleicht die Aerodynamik. Es hat aber den Nachteil, dass Laderaum und Kopffreiheit verschenkt wird. Das lässt sich aber verschmerzen, der Kofferraum gehört zu den größten dieser Klasse, sofern die Rücksitze umgelegt sind.

Nur leider ist die Fläche nicht ganz eben. Falls man sie stehen lässt, haben die Passa-

giere auf der Rücksitzbank reichlich Platz nach den Seiten, einstellbare Lehnen und im Testauto sogar Sitzheizung. Ob es sich lange auf der optionalen dritten Sitzreihe aushalten lässt, wissen wir nicht, unser Kodiaq hatte keine. In der Mittelkonsole ist reichlich Raum für Ablagen, einen Schalter zum Einlegen des siebenstufigen Doppelkupplungsgetriebes sucht man indes vergebens. Dafür ist dort, wo bei anderen Fahrzeugen der Scheibenwischer sitzt, ein Hebel mit Drehknubbel für Vorwärts- und Rückwärtsfahrt. Das ist gewöhnungsbedürftig, gerade so wie der Satellit links unten an der Lenksäule, mit dem der Tempomat dirigiert wird. Es schafft aber Platz am Multifunktionslenkrad für praktische Rollsteller. Durch Tastendrücken, Rollen und Drücken lässt sich am Lenkrad der EU-Geschwindigkeitswarnton stilllegen, das ginge freilich noch einfacher.

Statt eines schrillen Piepsers ertönt ein doppeltes Ping, wie wenn zwei Liebende sanft mit dem Sektglas anstoßen. Ansonsten meldet sich der Kodiaq nur, wenn es unbedingt sein muss, ein schöner Kontrast zu dem ständigen Gebimmel aus Fernostproduktion. Viele Funktionen lassen sich über den Touchscreen abrufen und zusätzlich über Schalter. So sitzen in der Mittelkonsole drei herrlich große Dreh- und Drückräder mit Mini-Displays, an denen sich unter anderem die Fahrprogramme abrufen lassen, neben Comfort, Sport und Normal gibt es weitere für Gelände, Schnee und ein programmierbares. Das digitale Cockpit bietet fünf Layouts, gestochen scharf ist das Head-up-Display aufgelöst.

Ein freundliches Ambiente wird auch durch die hochwertig wirkenden Materialien erzeugt. Sie bestehen weitgehend aus Rezyklaten. Das gilt auch für den Regenschirm, der sich in der Fahrertür bereithält, und für den Eiskratzer, der in der Tankklappe versteckt ist. In der Mittelkonsole gibt es einen Becherhalter für kleine und große Durchmesser, er ist um zwei weitere erweiterbar. Der Beifahrer freut sich über zwei Handschuhfächer, der Passagier hinten über getönte Scheiben und Sonnenrollos. Dort ist freilich das Raumgefühl wegen der hochgezogenen Gürtellinie nicht ganz so großartig wie

vorne. Denn der Fahrer ist von riesigen Glasflächen umgeben, die beste Rundumsicht ermöglichen. Er sitzt auf einem Gestühl mit Massagefunktion und Kühlung, doch der Seitenhalt ist nicht ganz so straff, wie es das Aussehen vermuten lässt. Schlaues Detail: Wenn die Türen geöffnet werden, fährt automatisch ein Kantenschutz aus. Ansonsten ist der Kodiaq mit allen erdenklichen Assistenten ausgestattet, die unauffällig ihre Arbeit verrichten, das automatische Einparken funktioniert ausgezeichnet.

Der Kodiaq ist ein Auto, mit dem sich lange Strecken entspannt zurücklegen lassen. Das gilt auch für den Antrieb. Das Testfahrzeug war mit dem stärkeren der zwei Dieselmotoren ausgerüstet, der zwei Liter Hubraum leistet 193 PS (142 kW), der schwächere hat wie der Einstiegs-Benziner 150 PS. Außerdem ist der Kodiaq inzwischen auch als Plug-in-Hybrid mit 204 PS erhältlich. Der Diesel ist für Langstreckenfahrten die richtige Wahl. Er springt ohne zu rumpeln an, läuft leise ohne Vibrationen und harmonisiert gut mit

dem Getriebe. Leistung ist jederzeit völlig ausreichend vorhanden, die Höchstgeschwindigkeit von 220 km/h zeugt von einem geringen Luftwiderstand. Angenehm ist der automatische Freilauf, mit dem sich auf der Autobahn dahinrollen lässt. Der geringe Kraftstoffverbrauch wurde eingangs erwähnt, mehr als 10 Liter auf 100 Kilometer konsumiert der Kodiaq selbst bei Autobahnnetze nicht. Das optionale adaptive Fahrwerk ist vor allem für komfortables Dahinrollen gemacht, doch steuert der Bär auch in Kurven angenehm. Im Gelände ist sein Talent dagegen begrenzt, zu lang sind die Überhänge, zu gering die Bodenfreiheit. Und die am Testwagen montierten Niederquerschnittreifen auf 19-Zoll-Felgen sind reine Straßennäpse. Die gute Nachricht für Händlerliebende: Er darf 2300 Kilogramm an den Haken nehmen.

Der Kodiaq hat viele Talente und kaum Schwächen. Das lässt sich der Hersteller gut bezahlen. Vorbei sind die Zeiten, als man von Škoda VW-Technik zum günstigen Preis bekam. Das Testfahrzeug kostet fast 62.000 Euro.

Die Daten

Škoda Kodiaq Selection 2.0 TDI DSG 4x4
Empfohlener Preis 49.700 Euro

Preis des Testwagens 61.490 Euro

Vierzylinder Dieselmotor, Hubraum 1968 Kubikzentimeter

Leistung 193 PS (142 kW) bei 3500 bis 4200/min, maximales Drehmoment 400 Nm bei 1750 bis 3250/min

Doppelkupplungsgetriebe mit sieben Gängen

Allradantrieb

Länge/Breite/Höhe 4,76/1,86/1,68 Meter, Radstand 2,79, Wendekreis 11,20 Meter

Leergewicht 1823, zulässiges Gesamtgewicht 2388 Kilogramm, Kofferraumvolumen 910 bis 2105 Liter, Anhängelast gebremst 2300 Kilogramm

Reifengröße 235/50 R19

Höchstgeschwindigkeit 220 km/h

Von 0 auf 100 km/h in 7,8 s

Verbrauch von 5,5 bis 9,7, im Durchschnitt 7,5 Liter Diesel auf 100 Kilometer, 166 g/km CO₂, bei einem Normverbrauch von 6,3 Liter, Tankvolumen 58 Liter

Komfort & Sicherheit Apple Car Play und Android Auto, Head-up-Display, Vordersitze mit Massagefunktion und Sitzbelüftung, Rundumkamera, Matrix-LED-Scheinwerfer, automatisches Einparken, Induktive Handy-ladestation gekühlt, Sonnenschutzrollos hinten, Türkantenschutz, adaptives Fahrwerk

Die Anderen

VW Tiguan Allspace Elegance
Konzernbruder, 193 PS, ab 69.266 Euro

Volvo XC 90
Nur als Hybrid, 455 PS, ab 87.490 Euro

Ssangyong Rexton Amber
Günstiger Koreaner, 202 PS, ab 47.990 Euro

E-Tron auf dem E-Thron

Erste Probefahrt im neuen Audi E-Tron GT

Um Audi war es in jüngster Zeit etwas stiller geworden, jetzt wollen die Herren aus Ingolstadt das Feld von hinten aufröhlen. So wird jetzt das elektrische Flaggschiff, der E-Tron GT, der seit 2021 auf dem Markt ist und sich bislang mehr als 35.000 Mal verkauft hat, umfangreich überarbeitet. Audi spricht gar vom „intensivsten Auto“, das man je gebaut habe. So wurde vor allem in puncto Leistung, Ladefähigkeit und -kapazität sowie Reichweite aufgerüstet. Künftig gibt es drei GT-Versionen: S, RS und RS Performance, das Trio holt den Strom aus einem 105-kWh-Akku, geleistet werden jeweils 500, 630 oder 680 kW. In Pferdestärken klingt es noch beeindruckender: 680, 857 oder 925. Die jeweiligen Drehmoment-Bestwerte liegen bei 717, 865 oder gar 1027 Newtonmetern. So gesehen ist der fünf Meter lange, coupéartige Fünfsitzer eine Art Supersportwagen. Schneller als 250 km/h kann aber nicht gefahren werden. Um auf die avisierten 600 Kilometer Reichweite zu kommen, sollte ohnehin ein eher gedrosseltes Tempo angezeigt sein.

Sind die Akkus erschöpft, kann jetzt mit bis zu 320 kW Gleichstrom geladen werden, das sind 50 kW mehr als bisher. Im Optimalfall sind so nur 18 Minuten nötig, um den Akkustand von 10 auf 80 Prozent zu erhöhen. Wechselstrom wird mit 11 kW gefasst, möglich sind gegen Aufpreis aber auch 22 kW. Apropos, preislich hat der GT einen enormen Sprung nach oben gemacht. Einst gestartet bei um die 100.000 Euro, beläuft sich der Basispreis jetzt auf 126.000 Euro. Allerdings ist der E-Tron GT S jetzt stärker als der alte GT RS. Der neue RS kostet jetzt 147.500 Euro. Für die Performance-Variante müssen nochmals 13.000 Euro draufgelegt werden.

Auf ersten Probefahrten im Rhein-Main-Gebiet konnte der GT sein Potential nicht wirklich zeigen, aber wie er den Berg zur Burg Frankenstein im Odenwald hoch stürmte, war beeindruckend. Auch der Innenraum ist überarbeitet worden, das Lenkrad ist neu. Trotzdem fällt auf, dass das Armaturenbrett-Layout mit dem kleinen, separaten Navi-Schirm in der Mittelkonsole und der eher klassischen, wenn auch digitalen Tacho-Einheit eher von gestern ist. Nach gut 90 Kilometer Fahrt hatte der Akku 20 Prozent Kapazität verloren, was auf eine reale Reichweite von um die 450 Kilometer hindeutet.

BORIS SCHMIDT



Stromschnelle:
Audi E-Tron GT RS
Foto Boris Schmidt

Wenn Ambition und Realität nicht zusammenpassen, hilft womöglich eine klare Vision. Auf 40 Prozent soll

Kias Absatzanteil an Elektroautos in Europa steigen, „in absehbarer Zeit“, wie Präsident Ho-sung Song sagt. Der Kunde freilich macht nicht so recht mit, insbesondere der Anschaffungspreis stellt eine hohe Hürde da. Das hat natürlich auch Song erkannt. „Die Kunden sind derzeit nicht bereit, die Aufpreise für Elektroautos zu bezahlen“, sagt er. Aber: „Das Elektroauto wird noch kommen.“ Die beste Antwort ist ein gutes Produkt, mit dem sich im Wettbewerb bestehen lässt. In der Klasse der kompakten Stadtautos fällt der Blick vor allem auf den ID.3, mit dessen Akzeptanz sich Volkswagen schwerer tut als selbst erwartet, auch weil das Gesamtpaket vom Start weg nicht stimmte und zu Enttäuschungen führte. Kia positioniert sich nun genau in dieses Umfeld.

Das eigene Modell trägt den Namen EV3, man spürt schon, die Ziffer 3 etabliert sich für diese Klasse. Geboten wird ein designorientierter Begleiter, 4,30 Meter lang und ausgestattet mit jenen Talenten, die es für einen geschmeidigen Alltag braucht. Der EV3 ist geräumig, er bietet vor allem auf den vorderen Plätzen ausreichend Luft, die Sitzposition wirkt auf unserer ersten Probefahrt angenehmer als in manch anderem Elektroauto. Noch immer gelingt es nicht jedem Hersteller, den für den Akku nötigen Bauraum im Boden so zu integrieren, dass Fahrer und Beifahrer nicht hocken wie auf einem Kutschbock. Es ist kein Zufall, dass der EV3 die Form hat, die er hat. Sie schenkt indes auch den hinten Mitfahrenden einen so weit angenehmen Aufenthaltsort mit

Eurovision Song Contest

Kia weiß um die Zurückhaltung des hiesigen Publikums / Der elektrische EV3 soll trotzdem gewinnen gegen ID.3 & Co.

brauchbarer Beinfreiheit. Bis auf den verbauten Blick zurück macht das Konzept einen durchdrachten Eindruck. Clever ist ein unter der Mittelarmlehne ausziehbares Tablett, auf das sich Dinge wie ein Laptop vor allem während des Wartens an der Ladesäule ablegen lassen. Auch die sanften Kopfstützen sind eine Wohltat. Die Rückbank ist umlegbar, aber leider nicht

längs verschiebbar. Es gibt große, gut nutzbare Ablagen sowie diverse Buchsen zur Stromversorgung, auch hinten. Die Bildschirme sind Bildschirme, wie derzeit eben überall, hier mit klarer Anzeige und leicht verständlich animiert. Dazu spielt ein Head-up-Display Informationen in die Windschutzscheibe ein, höchst erfreulich. Das Schiebepad ist eines klassischer

Schule, ohne Panorama. Eine Frage an alle Konstrukteure ist die Positionierung des Gangwahlhebels, soll der doch aus der Mitte verschwinden, auf dass dort Raum für Taschen oder Handys entstehe. Kia antwortet mit einem Platz hinterm Lenkrad, dort ist ein klobiger Hebel angeflanscht, in dem auch die Start-Stop-Taste sitzt. Hübsch ist die Lösung nicht.



Senkrechtstarter:
Vertikale Linienführung, typisch Kia, designorientiert bis an den Rand der Übertreibung.
Innen solides Grau in Grau
Fotos Hersteller



Die Verarbeitung macht generell einen soliden Eindruck, freilich kommt unter dem Spardiktat niemand an harten Kunststoffen vorbei, auch Kia nicht. Der Basispreis von 36.000 Euro passt nach Verbrennerwährung nicht zum Gebotenen, einen vergleichbaren Stonic gibt es von 25.000 Euro an. Unterdessen ist der EV3 erfreulich gut ausgestattet. Er umschmeichelt etwa mit Sitzheizung, Sitzkühlung und Lenkradheizung. Die typisch grau-graue Farbgebung kann man mögen, dennoch wären ein paar frische Tupfer womöglich herzerfrischender.

Fahrwerk und Lenkung sind auf breite Akzeptanz ausgelegt, sie senden Botchaften weichen Komforts nach innen, Rennen um die nächste Kurve sind so na-

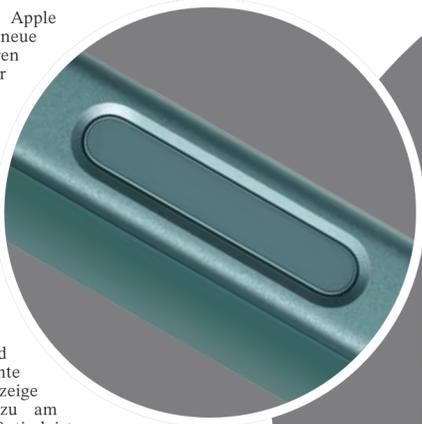
türlich kaum zu gewinnen. Störend sind uns trocken durchschlagende Querfugen aufgefallen, womöglich lässt sich an der Harmonie noch etwas feilen bis zum Marktstart gen Jahresende.

Der EV3 beginnt seine Eroberungstour zunächst mit Frontantrieb. Ein kräftiger GT sowie ein Modell mit Allradantrieb folgen, sodann werden auch zwei Motoren an Bord sein. Geliefert werden 204 PS, die Geschwindigkeit ist auf 170 km/h begrenzt. Den Akku gibt es mit 58,3 oder 81,4 kWh Kapazität. Daraus ergeben sich Normreichweiten zwischen 400 und 600 Kilometern, wer 250 bis 450 in der Realität annimmt, dürfte auf der sicheren Seite sein. Kia verspricht auch unter kalten Bedingungen gute Fahr- und Ladeleistung, Thermomanagement und Wärmepumpe seien die Garantien. Auf dem Papier liest sich die Stromzufuhr allerdings bescheiden, die maximale Ladeleistung des kleinen Akkus beträgt 101 kW, der größere nimmt 128 kW auf. Das ist vergleichsweise mau, Kia greift hier auf seine 400-Volt-Architektur zu, die anspruchsvollere mit 800 V ist anderen Modellen vorbehalten. Die Kosten halt.

Präsident Song sagt, das nächste Ziel sei ein Einstandstarif um 30.000 Euro. Wir raten mal: EV2 ab dem Jahr 2026. Und „wir glauben, dass wir auch eines für 25.000 Euro brauchen“. Das wird dauern, ebenso wie eine alles besser kennende Feststoffbatterie. Bis es so weit ist, soll der EV3 gewinnen. Das könnte klappen. Kia hat nach unserem ersten Eindruck mit vorhandenen Mitteln ein Elektroauto der Kompaktklasse auf die Räder gestellt, für das es gegen ID.3, Opel Mokka E oder Peugeot E-2008 heißen könnte: Korea, zwölf Punkte.

HOLGER APPEL

Traditionell stellt Apple im September neue iPhones und Uhren vor. In diesem Jahr wurde der Termin vom sonst üblichen Dienstag auf den Montag gelegt, sodass die Veranstaltung in der vergangenen Woche genau auf den zehnjährigen Jubiläumstag der Vorstellung der ersten Apple Watch 2014 fiel. Viele Beobachter gingen von einer grundlegenden Modernisierung der Uhr aus – und wurden enttäuscht. Die Apple Watch Series 10 wird zwar als dünnste Modellvariante mit der größten OLED-Anzeige angepriesen, die noch dazu am schnellsten ihren Akku lädt. Optisch ist sie aber auf den ersten Blick nicht von



Tolle Sicht: Das iPhone 16 Pro mit besserer Optik. Die Seitentaste (links im Bild) arbeitet als Auslöser der Kamera.

Die Apple-Evolution

Zum zehnjährigen Jubiläum der Apple Watch kommt die Series 10 mit dezzenten Änderungen. Das iPhone 16 steht vor der Tür, und die AirPods werden aufgewertet.

Von Michael Spehr

ihren Vorgängern zu unterscheiden. Sie kostet zwischen 450 und 850 Euro, das Gehäuse besteht aus Aluminium oder Titan.

Ihre wichtigste Innovation ist die Erkennung von Schlafapnoe. Bei dieser Atemstörung kommt es wiederholt zur Verringerung oder dem kompletten Aussetzen der Atmung. Solche Atempausen können mehrere Hundert Mal pro Nacht auftreten und minutenlang andauern. Sie führen zu einem Abfall der Sauerstoffkonzentration im Blut und einer Minderversorgung der Organe. Die häufigsten Symptome sind Tagesmüdigkeit, ein nicht erholsamer Schlaf und Abgeschlagenheit. Eine Erkennung von Schlafapnoe beherrschen Geräte anderer Hersteller bereits länger, die Funktion wird auch für die Series 9 und die Ultra 2 bereitgestellt.

Besagte Apple Watch Ultra 2 kommt in einer schwarzen Modellvariante, ist keine Revolution, aber mancher Freund der smarten Uhren mag nun neugierig auf die neuen Armbänder schauen: Ein Milanaise-Armband für 100 Euro und

Pfiffig: Die neuen Ohrhörer AirPods 4 haben eine Nebengeräuschunterdrückung ohne die sonst übliche Abdichtung des Gehörgangs.

Fotos Hersteller / F.A.Z.

ein schickes Gliederarmband aus Edelstahl für 350 Euro sind die Neuvorstellungen. Unser Favorit ist das Hermès-Edelstahlband Grand H für 1000 Euro. Das iPhone in der Version 16 wird vor allem unter den Gesichtspunkten Foto, Video, Audio und Künstliche Intelligenz (KI) beworben. Wie im Vorjahr gibt es vier neue iPhones, eine

Standardversion und eine Pro-Reihe. Das iPhone 16 und 16 Plus haben Bildschirmdiagonalen von 6,1 und 6,7 Zoll und ein Aluminiumgehäuse. Sie erhalten den neuen A18-Prozessor, um für Apples KI, Apple Intelligence genannt, gerüstet zu sein. Die beiden Standardgeräte bekommen ferner die programmierbare Aktionstaste an der linken

Gehäusesseite, die bislang den Pro-Modellen vorbehalten war. Die Anordnung der rückseitigen Kameraaugen ist modifiziert worden, um besser für das Aufnehmen räumlicher Videos gerüstet zu sein. Diese Videos lassen sich mit Apples Computerbrille Vision Pro abspielen. Das iPhone 16 Pro und 16 Pro Max im Titangehäuse haben ein nun-

mehr größeres Display mit 6,3 und 6,9 Zoll, auch sind die Ränder dünner, sodass das Gehäuse nur unmerklich wächst. Der neue Prozessor A18 Pro mit mehr Kernen sowie verbesserter neuronaler Maschine unterstützte Apple Intelligence bestmöglich, sagt das Unternehmen. Die Ultraweitwinkelkamera arbeitet nun mit 48 statt 12 Megapixeln, und das 16 Pro hat nun auch den fünffachen Zoom, der bislang dem Pro-Max-Gerät vorbehalten war. Beide Pro-Modelle nehmen Videos in 4K mit bis zu 120 Bildern in der Sekunde auf, bislang waren es 60. Vier eingebaute Studiomikrofone sollen räumliche Audioaufnahmen erlauben.

Neu ist eine berührungsempfindliche Taste an der rechten Seite, die wie der Auslöser eines herkömmlichen Fotoapparats arbeitet: Mit leichtem Druck fixiert man den Autofokus, ein fester Druck schießt das Foto. Die Taste funktioniert kapazitiv, sie lässt sich also noch für andere Funktionen nutzen, wenn man mit dem Finger leicht über sie wischt, etwa für einen Zoom bei der Bildwiedergabe, das Einstellen der Blende oder zum Start von KI-Funktionen. Man fotografiert ein Objekt, und die KI liefert Hintergrundinformationen.

Die iPhone 16 haben 128 Gigabyte bis ein Terabyte Speicher und sind in mehreren Farben lieferbar. Die Preise beginnen bei 950 Euro und reichen bis 1950 Euro.

Mit seinen KI-Funktionen läuft Apple anderen Herstellern hinterher, und sie arbeiten zunächst nur auf Englisch. Im Juli hatte Apple zudem angekündigt, bestimmte Funktionen von Apple Intelligence zunächst nicht in der EU zur Verfügung zu stellen. Dahinter steckt die berechtigte Sorge, dass der hier geltende Digital Markets Act dazu führen könnte, dass Apple von der EU gezwungen wird, Dienste und Funktionen zugunsten der Sicherheit und des Datenschutzes auch anderen Anbietern zur Verfügung stellen zu müssen. Sehr enttäuschend: 2025 unterstützt Apple Intelligence die chinesische, französische, japanische und spanische Sprache, aber nicht die deutsche.

Zu den feinen Details gehören die vorgestellten Ohrhörer AirPods 4, die in der teureren Ausbaustufe erstmals eine Nebengeräuschunterdrückung ohne abdichtende Aufsätze bieten. Wir sind gespannt. Die AirPods Pro werden mit einem Softwareupdate zum Hörgerät, bieten diverse Schutzfunktionen rund ums Hören, und der Kopfhörer AirPods Max bekommt einen USB-C statt Lightning-Anschluss.



Jubiläum: Die Apple Watch Series 10 ist dünn wie nie und hat ein riesiges Display.

Weicheier

Das Piep-Ei piept's vor

Eieiei, es hat mal wieder nicht hingehauen. Wer regelmäßig sein Frühstücksei im Topf kocht, kennt das Problem: Mal ist das Ei zu hart, mal zu weich. Die Größe ebenjener lässt nicht selten Interpretationsspielraum zu, das ist also wahrhaftig nicht das Gelbe vom, na, Sie wissen schon.

Helfen kann eine Eieruhr wie das unterhaltsame Piep-Ei, von dem es mehr als 120 kreative Ausführungen gibt. Unter einer Plastikhülle verbirgt sich die wasserdichte Elektronik. Es ist so groß wie ein handelsübliches Hühnerei und kann je nach Ausführung und Härtegrad unterschiedliche Melodien abspielen. Die Funktionsweise basiert auf einem thermischen Modell und arbeitet nur dann ganz genau, wenn alle Eier die gleiche Ausgangstemperatur besitzen. Das Piep-Ei im Kühlschrank neben den echten Eiern zu lagern ist also eine gute Idee. Die Wahl ist gefallen auf die Rockversion, die gemeinsam mit den anderen Eiern ins Wasser kommt. Ein erstes Piepen bei 45 Grad Celsius signalisiert „Ei am okay“. Ein zweites bedeutet, dass das Wasser kocht. Kurz darauf beginnt die Rocker-Ei. Erst



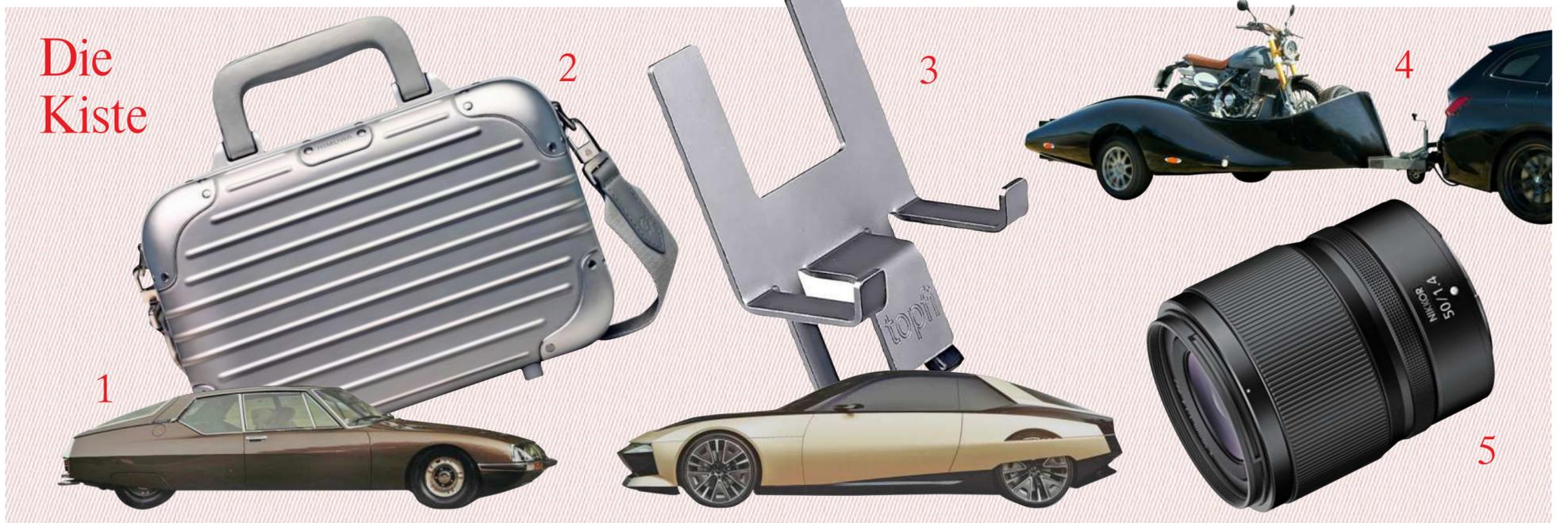
Bei dem piep't's wohl: Eieruhr zum Mitkochen

Fotos Hersteller, Joshua Hildebrand

ertönt in kurzen Abständen dreimal polyphon „Smoke on the water“, so ist Feintuning der Härtegrade möglich. Noch ist das Ei weich, doch „I was made for lovin' you“ signalisiert, dass es bald wachweich ist. Nach zweiter Wiederholung der Melodie entnehmen wir alle Eier samt mitgekochter Eieruhr und schrecken sie mit kaltem Wasser ab. Auf die dritte und letzte Melodie „The final Countdown“ verzichten wir an dieser Stelle, hart gekocht soll es bitte nicht sein.

Tatsächlich fällt das Ergebnis erfreulich wachweich aus, und zwar so, wie es vorgepiept wurde. Das soll übrigens auch in Höhen funktionieren, wo Wasser schon unter 100 Grad Celsius kocht. Einziger Kritikpunkt ist die nicht austauschbare Batterie, die laut Hersteller immerhin mindestens zwei Jahren Strom spenden soll. Hat es sich ausgedudelt, muss das Piep-Ei über das Batterierücknahme-System entsorgt werden. Man hat zwar keine Ei-le, ein neues schlägt dann aber erneut mit rund 20 bis 32 Euro zu Buche. JOSHUA HILDEBRAND

Die Kiste



1 Sehr mutig

Ach, würden sie sich doch trauen, nicht nur der französische Präsident freute sich. Citroën zeigt mal wieder, wozu die Marke fähig wäre. Unter der seit 2014 abgetrennten Edelabteilung DS erblickt die Designstudie SM Tribute das Licht, gezeigt auf der „Chantilly Arts & Elegance“ in Paris. Das 4,94 Meter lange Modell greift auf die Linien des SM aus den Siebzigerjahren zurück. „Wir arbeiten mit Genen unserer ikonischen Modelle, um die Entwicklung künftiger Modelle voranzutreiben, die wir Ende des Jahrzehnts zeigen werden“, sagt Designchef Thierry Métroz. Man wird sehen. Der SM ist seinerzeit rund 13.000-mal gebaut worden, zwei Exemplare dienten als Präsidentielle an höchster Stelle der Republik. hap.

2 Sehr trolleyg

Rimowa entleert ein wenig seiner ehemals treuen Kundschaft und strebt preislich Höherem zu, was angesichts der Einbindung in den Luxusgüterkonzern LVMH nicht wirklich verwundern kann. Aus dem Kölner Koffergeschäft wird immer mehr Life und Style, und so empfiehlt sich nun eine Handtasche für Mann und Frau. Unisex gedacht, an das erfolgreiche Kofferdesign angelehnt, erscheint die „Original Bag“. Sie wird in Deutschland hergestellt, ist aus Aluminium, mit Hartschale und kann sowohl in der Hand als auch quer über den Oberkörper getragen werden. Es gibt sie in Silber oder Schwarz, Rimowa meint, sie sei für lässige Anlässe ebenso geeignet wie für formale. Wir meinen: zumindest ungewöhnlich. Auszugeben wären 1750 Euro. hap.

3 Sehr praktisch

Die Nudeln köcheln vor sich hin, zum Herumrühren muss logischerweise der Deckel abgenommen werden. Doch wohin damit, ohne die Arbeitsplatte zu versauen? Mit diesem Problem konfrontiert, entwickelten Annette und Tomasz Makowski den Topfdeckelhalter Topfi. Der Bügel aus rostfreiem Edelstahl wird über den Rand von Töpfen und Pfannen mit Durchmessern zwischen 16 und 30 Zentimeter geklemmt und hält den Deckel vertikal fest. Dadurch tropft das Kondenswasser wieder zurück in den Topf. Silikonfüße verhindern Verrutschen und Kratzer. Der Deckel kann auch angewinkelt abgelegt werden, sodass der Dampf über einen kleinen Spalt entweichen kann. Ein Topfi kostet zehn Euro. johi.

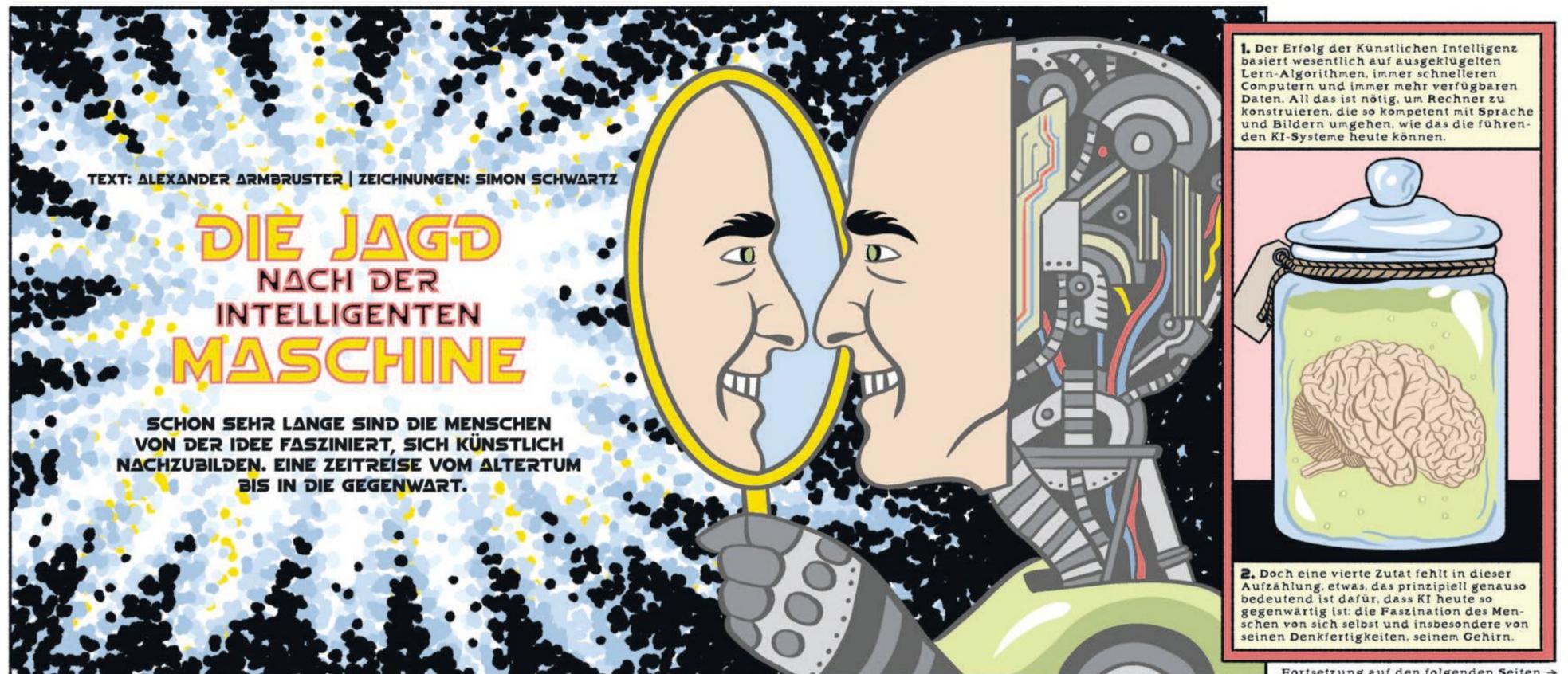
4 Sehr anhänglich

Auch Anhänger dürfen schick sein, hat sich das Frankfurter Unternehmen Westfalia Eichmann gedacht und für den Motorradtransport den offenen „Lorgano Aero Streitwagen“ entworfen, der sich mit seiner Glasfaserkarosserie und den geschwungenen Linien deutlich vom sonstigen Anhängereierlei unterscheidet. Der Lorgano verträgt eine Zuladung von bis zu 700 Kilo, der Verkaufspreis liegt je nach Ausstattung bei rund 5800 Euro. Als Modell „Gross Aero Streamliner“ ist der Anhänger geschlossen, das einseitig nach oben zu öffnende Dach ermöglichte einen komfortablen Zugang, die vollflächige Heckklappe dient als Laderampe. Zwei Bikes passen drauf, es können 1100 Kilo zugeladen werden. Der Preis steigt so auf 16.000 Euro. fbs.

5 Sehr objektiv

Objektive mit 50 mm Brennweite für das Kleinbild-Vollformat (24 x 36 mm) heißen auch Normalobjektiv. Klingt irgendwie nach Grundausstattung, das waren viele dieser Konstruktionen auch vor dem Siegeszug der Zoomobjektive. Doch je größer die Lichtstärke, desto mehr Möglichkeiten bieten ebene Optiken. Zum Beispiel in der Available-Light- und Straßenfotografie. Nikon hat jetzt für das Z-System das Nikkor Z 50 mm f/1.4 vorgestellt. Es kommt Ende September 2024 auf den Markt und soll 560 Euro kosten. Das 420 Gramm schwere Objektiv mit weichem Bokeh und 37-cm-Naheinstellgrenze ist die zweite Festbrennweite für das Z-System mit Lichtstärke 1:1,4 nach dem entsprechenden 35-mm-Nikkor. pts.

Technologie & Innovation



David Hilbert hatte einen Traum: Die Mathematik stellte er sich als ein in sich schlüssiges und mächtiges Werkzeug vor, um umfassend zu erschließen, was auf der Welt vor sich geht. Mit Zahlensystemen, Rechengesetzen und Schlussfolgerungsregeln, so hoffte er, sollten sich Antworten auf grundsätzlich alle Fragen finden lassen. „Das Instrument, welches die Vermittlung bewirkt zwischen Theorie und Praxis, zwischen Denken und Beobachten, ist die Mathematik; sie baut die verbindende Brücke und gestaltet sie immer tragfähiger. Daher kommt es, dass unsere ganze gegenwärtige Kultur, soweit sie auf der geistigen Durchdringung und Dienstbarmachung der Natur beruht, ihre Grundlage in der Mathematik findet“, formulierte er das einmal selbst.

Hilbert war einer der angesehensten und einflussreichsten Mathematiker seiner Zeit. Die Impulse, die er zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts aus Göttingen heraus setzte, trieben seine Profession an, nicht zuletzt auch international. Die „Hilbert-Schule“ beeinflusste außergewöhnliche Forscher wie John von Neumann, der etwas später den Allzweckcomputer maßgeblich mitentwickelte, oder Kurt Gödel, der Hilberts Idee prinzipiell anzweifelte.

Nicht nur in der Mathematik herrschte damals Aufbruchstimmung. Albert Einstein, Werner Heisenberg und Niels Bohr revolutionierten die Physik, Alexander Fleming popularisierte das Penicillin. Politisch, wirtschaftlich und kulturell befanden sich viele Länder rund um den Globus im Umbruch, weil sich Produktionsmethoden weiterentwickelten oder neue Bündnisse bildeten und etablierte Institutionen bröckelten.

Hilbert und die anderen Vordenker seiner Zeit begründeten indes keine ganz neue wissenschaftliche Strömung. Sie setzten in gewisser Weise fort, was Menschen schon seit vielen Jahrhunderten bis zurück ins Altertum in unterschiedlicher Weise unternahmen – die Grenze des Denkbaren und Berechenbaren immer weiter zu verschieben. Indem sie neue Methoden entwickelten, neue Materialien entdeckten oder Maschinen bauten, mehr Beobachtungen sammelten und verknüpften. Die dahinter verborgene Annahme und Hoffnung, sozusagen das fortschrittsverbundene Heilsversprechen lautet seit jeher: Je mehr, je schneller, je genauer, desto stärker nähert sich unser Wissen einer objektiven Wahrheit an.

Und dies keineswegs nur in naturwissenschaftlichen Fragestellungen. Der deutsche Universalgelehrte Gottfried Wilhelm Leibniz hoffte, durch eine formale Sprache sogar normative Konflikte lösen, sie erfolgreich auf einen berechenbaren Kern reduzieren zu können. Sein Ausspruch „Calculus!“ prägte die Aufklärung. Sein Anspruch gipfelte in der Aussage: „Käme es zwischen Philosophen zur Kontroverse, so bräuchten sie nicht mehr zu streiten als Buchhalter. Sie

müssten sich nur mit ihren Bleistiften und Schiefertafeln hinsetzen und zueinander sagen: Lasst uns rechnen!“ Jahrzehnte nach dem Leibniz verstarb, ersann der französische Mathematiker Pierre-Simon Laplace eine Denkfigur, die unter dem Namen „Laplacescher Dämon“ in die Geschichte einging. Er dachte darüber nach, was erforderlich ist, um so etwas wie eine „Weltformel“ aufzustellen, und beschrieb dies so: „Wir müssen also den gegenwärtigen Zustand des Universums als Folge eines früheren Zustandes ansehen und als Ursache des Zustandes, der danach kommt. Eine Intelligenz, die in einem gegebenen Augenblick alle Kräfte kennt, mit denen die Welt begabt ist, und die gegenwärtige Lage der Gebilde, die sie zusammensetzen, und die überdies umfassend genug wäre, diese Kenntnisse der Analyse zu unterwerfen, würde in der gleichen Formel die Bewegungen der größten Himmelskörper und die des leichtesten Atoms einbegreifen.“ Unmittelbar darauf nannte er die dramatische Folge, die das seiner Ansicht nach für so eine Intelligenz haben würde: „Nichts wäre für sie ungewiss, Zukunft und Vergangenheit lägen klar vor ihren Augen.“

Das Internet webt sich als Nervensystem um den Planeten

Leibniz, Laplace und Hilbert sind lange tot – ihre Ideen und Ansinnen scheinen gegenwärtig lebendiger denn je. Sie begründeten quasi das Glaubensbekenntnis der Informatik. Immer leistungsfähigere Prozessoren, schneller wachsende verfügbare Datenmengen, bessere Lernalgorithmen und unzählige Sensoren ermöglichen, die Realität nahezu permanent und lückenlos zu erfassen, abzuspeichern, in vielfach verarbeitbare Informationsformate umzuformen und grundsätzlich jedermann und überall zugänglich zu machen. Kauf- und Fahrverhalten, Freund- und Bekanntschaften, Gesundheit und Krankheit, persönliche Vorlieben, professionelle Werdegänge, Aussehen, Urlaube, Stimmungen – all das und vieles mehr ist in-

zwischen messbar. Und miteinander kombinierbar. Entscheidungen gründen immer häufiger auf umfangreichen Datenbeständen und seltener auf voraufrklärerischem Vermuten.

Die Menschheit hat eigens dafür eine Informationsinfrastruktur geschaffen, wie es sie nie zuvor gegeben hat: Das Internet webt sich mittels Kabeln und kabellos als feingliedriges Nervensystem rund um den Planeten. Immer mehr Nutzer sind damit immer länger verbunden. Smartphones, Smartwatches, Tablets, Laptops, Fitnessarmbänder und Rechenzentren erweitern die menschlichen Erfassungs- und Denkfertigkeiten. Sie können auch Dinge, die Menschen über ihre natürlichen Sensorsorten, über das Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen, und mit ihrem Gehirn nicht oder nur deutlich langsamer können. Sie sind längst mehr als eine Art externer Speicher. Wenig verwunderlich ist, dass nicht nur Fachleute häufig von Künstlicher Intelligenz sprechen, wenn sie beschreiben, was Computer heute schon oder in wenigen Jahren mutmaßlich können werden. Oder dass sie davon träumen, damit bislang unheilbare Krankheiten zu besiegen oder zu verhindern, autonome Autos zu bauen oder wirklichkeitsähnliche virtuelle Welten zu erschaffen.

Passiert ist das übrigens nicht einfach zufällig, sondern meist mit Absicht. Nachdem Tim Berners-Lee das World Wide Web erfand, kamen die ersten Browser und Suchmaschinen auf den Markt. Die damalige amerikanische Regierung etablierte einen gesetzlichen Rahmen, in dem sich das Web so entfalten konnte, wie es das getan hat. Findige Unternehmer vermarktet ihre Produkte geschickt als Menschheitsmission: Die beiden Google-Gründer Larry Page und Sergey Brin beispielsweise erhoben zum Leitmotiv ihrer Suchmaschine, „die Informationen der Welt zu organisieren und sie allgemein zugänglich und nutzbar zu machen“. Nach der Jahrtausendwende brachten Blogs und soziale Netzwerke immer mehr Internetnutzer dazu, neue Inhalte sowohl zu konsumieren als auch zu produzieren. Facebook-Gründer

Mark Zuckerberg versprach sodann, die Menschen weltumspannend zu ihrem eigenen und dem Wohl aller anderen zusammenzubringen. Und Amazon-Gründer Jeff Bezos schließlich stellte seiner Kundschaft bekanntermaßen niedrigere Preise, eine größere Auswahl und eine schnellere Lieferung in Aussicht. Drei Fortschrittsversprechen, dreimal durch mehr Vernetzung.

Vernetzung wiederum hat in diesem Zusammenhang nicht nur eine digital-technologische Dimension, sondern auch eine gesellschaftlich-kulturelle. Der erste Kalte Krieg war vorüber, der freitlich-marktwirtschaftliche Zusammenlebensentwurf siegte über den unterdrückend-planwirtschaftlichen. Der amerikanische Präsident Ronald Reagan stellte seinerzeit eine unmittelbare Verbindung zur Informationstechnologie her, an die der israelische Historiker Yuval Noah Harari in seinem neuen Buch „Nexus“ treffend erinnert. „Der Goliath der totalitären Herrschaft wird durch den David des Mikrochips schnell zu Fall gebracht werden“, erklärte Reagan einige Monate vor dem Fall der Berliner Mauer, und er fuhr fort: „Der größte aller Big Brothers ist zunehmend machtlos gegenüber der Kommunikationstechnologie (...) Information ist die Atemluft des modernen Zeitalters (...) Sie sickert durch stahldrahtgesicherte Mauern. Sie schwebt über verminte Grenzen hinweg. Der Elektronenstrahl dringt durch den Eisernen Vorhang, als sei er aus Stoff.“

Globalisierung wurde das politische Schlagwort der Stunde. Zumal die westlichen Länder forcierten den internationalen Austausch von Waren und Dienstleistungen, sie akzeptierten Chinas Beitritt zur Welthandelsorganisation und die damit verbundenen Privilegien. Die Führung in Peking liberalisierte ihrerseits damals im Inneren, setzte stärker auf Marktkräfte und lud ausländische Unternehmen ausdrücklich dazu ein, in der Volksrepublik zu investieren und zu verkaufen. Auf Wandel durch Handel und freien Informationsfluss hofften und setzten die politischen Entscheider im demokratischen Westen, um autori-

täre Regime langsam, aber sicher niederzuringen. Auf die Migration von Menschen, und noch mehr auf die Migration von Gütern und Ideen. Die Bewegungen, die unter dem Begriff „Arabischer Frühling“ in die Geschichtsbücher eingingen, passten zunächst dazu – sie organisierten sich vielfach über ebenjene Internettechnologien. Und auch zum Niedergang der kolumbianischen FARC trug das Web bei.

Allgegenwärtiges Rechnen ermöglicht große Überwachung

Der Siegeszug der Informationstechnologie ging lange Zeit einher mit wachsendem Wohlstand und zunehmender Freiheit des Einzelnen. Dieser unterstellte und erlebte Gleichklang war und ist wichtig. Er ist der Kern des großen Vernetzungsversprechens, der Grund, aus dem die überwiegende Mehrheit der Menschen offensichtlich nach wie vor den Preis akzeptiert, den sie dafür zahlt: weniger Kontrolle über das eigene Leben, die eigene Stadt, das eigene Land zu haben. Denn Vernetzung hilft – sie macht aber eben auch anfällig, verwundbar, erfordert oft einen Vertrauensvorschuß. Solange (fast) alles gut geht, ist das kein großes Thema.

Inzwischen ist es ein großes Thema. Neue Bewegungen oder Parteien sind entstanden oder entstehen, die Abschtotung oder Ausgrenzung versprechen. Politische Spannungen zwischen und in vielen demokratischen Ländern haben zugenommen. Der Ton ist vielerorts rauer geworden. Wissenschaftler haben längst herausgefunden, dass dieselben Algorithmen, die auf Internetplattformen passgenaue Einkaufsempfehlungen abgeben, auch dazu beitragen können, dass sich Meinungsblasen bilden mit ganz eigenen Gruppenwahrnehmungen. Natürlich hat es so etwas schon vor dem Internet gegeben – aber nicht in dieser Qualität und mit derartigen Verbreitungsmöglichkeiten. Mithilfe moderner Künstlicher Intelligenz lassen sich täuschend echte Nachrichten, Bilder oder Videos erzeugen, die schnell Millionen

Das Versprechen

Mehr Daten, mehr Mathematik und mehr Vernetzung führen zu mehr Wissen, mehr Fortschritt und mehr Freiheit – darauf haben wir uns lange verlassen.

Und nun?

Von Alexander Armbruster

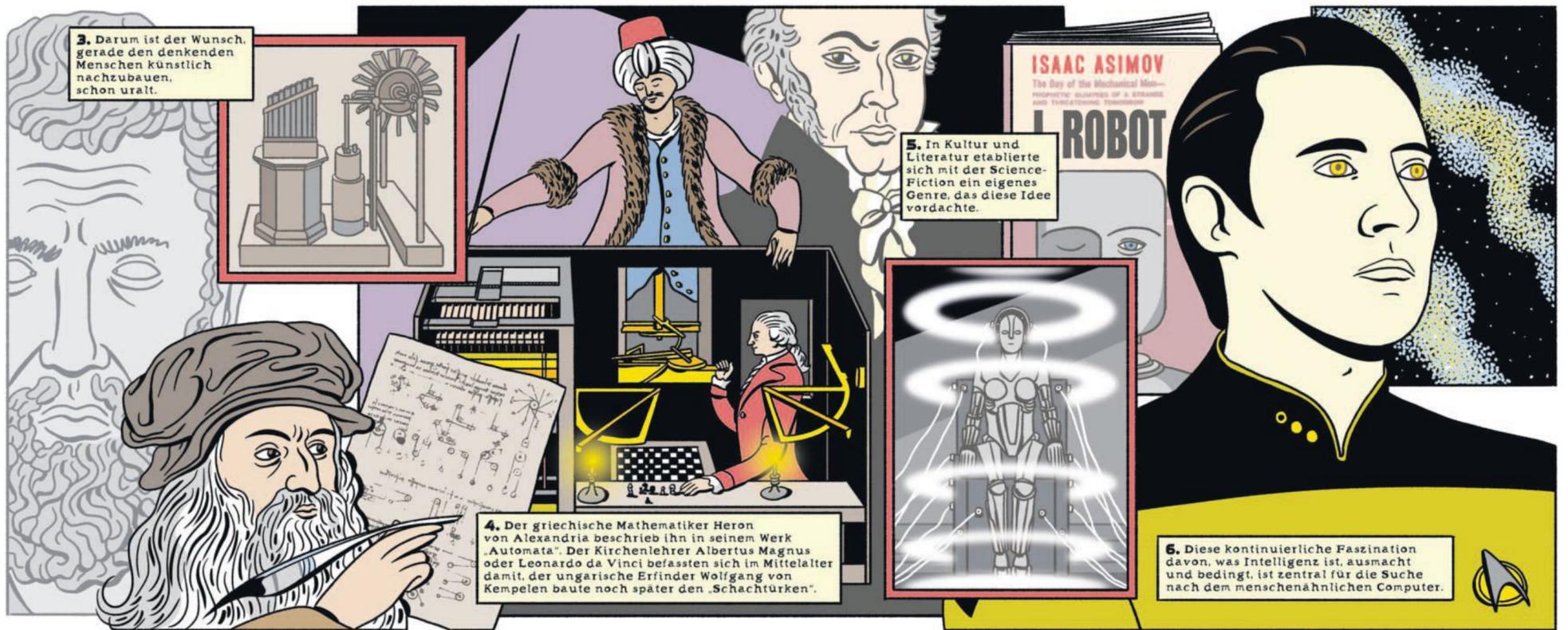
Menschen in die Irre führen können; mitunter übrigens auch, weil diese sich ganz gerne in die Irre führen lassen.

Und schließlich führen die Machthaber in autoritären Ländern vor, dass sich ebenjene Informationstechnologie, die den einen mehr Auswahl und Freiheit bringt, auch missbrauchen lässt, um zu unterdrücken, zu manipulieren, zu zensieren, zu steuern, zu bestrafen. Allgegenwärtiges Rechnen ermöglicht prinzipiell auch allgegenwärtige Überwachung.

Nicht zufällig mahnen darum auch erst zu nehmende Wissenschaftler nun unverhohlen, die Gefahren nicht zu unterschätzen, die mit noch kompetenterer Künstlicher Intelligenz einhergehen können. Darunter sind namhafte Informatiker, aber auch Geisteswissenschaftler. Der Ökonom Bruno S. Frey und der Jurist Christian R. Ulbrich warnen beispielsweise davor, dass aus Demokratien „digitale Autokratien“ oder mindestens „stark paternalistische Kontrollstaaten“ werden könnten. Eben weil Künstliche Intelligenz erleichtert, noch mehr zu steuern und zu regeln – und dies zudem zu äußerst erschwinglichen Preisen. Historiker Harari bezeichnet die Ansicht, immer mehr Daten auszuwerten führe automatisch zu klügerem Handeln, als „naives Informationsverständnis“, und fragt, wieso die Menschheit nach wie vor gegen Klimawandel, Umweltverschmutzung oder Artensterben zu wenig unternehme, obwohl sie darüber so viel wisse.

Und nun? Im besten Fall lernen wir schnell, die Risiken der gerade entstehenden Schlüsseltechnologien zu bemessen und zu beherrschen. Technischer Fortschritt vollzog sich noch nie reibungslos oder kontinuierlich – mitunter brauchte es Generationen, um den richtigen Umgang einzubühen mit den neuen Möglichkeiten. Technischer Fortschritt führt zumindest bislang aber langfristig stets dazu, dass sehr viele Menschen älter und wohlhabender werden und gesünder leben können. In Laboren rund um den Globus versuchen Informatiker, Mathematiker, Biologen, Physiker, Chemiker, Ingenieure und Vertreter vieler anderer Disziplinen, im Sinne der eingangs erwähnten Denker Hilbert, Leibniz oder Laplace weiterzumachen. Sie dringen bisweilen in Mess- oder Denkbereiche vor, in denen vor ihnen noch nie ein Mensch gewesen ist. Auch jetzt gerade. Einen Grund dafür, anzunehmen, es gäbe irgendwo eine feststehende Forschungsgrenze, gibt es jedenfalls nicht.

„Die Zukunft ist bereits hier – sie ist bloß nicht gleich verteilt“, sagte der Science-Fiction-Autor William Gibson einmal. Wir hoffen, dass Sie in dieser Beilage etwas davon finden: darüber, was wirklich dahintersteckt, wenn von Künstlicher Intelligenz die Rede ist. Oder von Genschern. Oder von Quantencomputern. Oder von Batterien. Oder davon, wie ein Mensch denkt – und was er nach wie vor jenseits noch so leistungsfähigen Rechners voraushat.



Im Frühsommer 2024 erfuhr die Welt aus der Zeitschrift „Nature“ von einem Forschungsprojekt des Internetkonzerns Meta namens „No Language Left Behind“ (NLLB). Es geht dabei ums computerisierte Übersetzen, und der Science-Fiction-Fan in mir fragte sich sofort, was wohl Hoshi Sato oder Jean-Luc Picard dazu sagen würden, wenn sie per Zeitreise aus ihrer Gegenwart, also unserer Zukunft, ins Jahr 2024 geholt würden.

Die beiden Leute gibt es natürlich nicht, sie sind erfundene Charaktere und leben im Universum der Science-Fiction-Marke „Star Trek“, zu der inzwischen unübersehbar viele Serien (früher Fernsehen, heute Streaming), Kinofilme, Comics, Romane, Kurzgeschichten und Spiele gehören. Sato ist Linguistin auf dem Raumschiff Enterprise, das die Kennung NX-1 trägt; Picard ist der Kapitän eines anderen Raumschiffs, das ebenfalls Enterprise heißt, Kennung: NCC-1701-D.

In der Welt, die diese beiden Gestalten miteinander teilen, gibt es fortgeschrittene Übersetzungssoftware für alle vorstellbaren Sprachen. Aber jede Technik versagt, wenn sie über ihren Anwendungsbereich hinausgreifen soll. So handeln einige der interessantesten Abenteuer, die Hoshi und Picard erleben, von der Konfrontation mit den Grenzen ihrer Verständigungswerkzeuge. In dem im Jahr 1991 erstmals ausgestrahlten Episode „Darmok“ der Serie „Star Trek: Next Generation“ muss Picard mit einer Spezies zurechtkommen, bei der nicht das Vokabular, die Grammatik oder die Syntax für Schwierigkeiten während der Konversation sorgen, sondern eine systematisch auf historische Erfahrungen der fremden Sprachgemeinschaft zurückgreifende Metaphernfülle. Nur gemeinsames Erleben, Handeln und Verhandeln der beiden sprachpraktisch so unterschiedlichen Arten führt aus diesem Zeichengestrüpp.

Die Grenze des Anwendungsbereichs der betreffenden Technik an Bord der Enterprise ist hier eine sozial-kulturelle, während Sato Hoshi in der erstmals im Jahr 2002 ausgestrahlten Episode „Vox Sola“ der Serie „Star Trek: Enterprise“ gegen andere, nämlich logisch-mathematische Trennwände anrennen muss: Die Außerirdischen, mit denen sie es hier zu tun hat, kommunizieren in einem Idiom, das, wie Hoshi schließlich erkennt, die Dolmetscherausgaben überfordert, weil es in Form von Veränderlichkeits-Vorwahnungen organisiert ist, die mehr mit Differenzialgleichungen zu tun haben als mit Sätzen.

Die von der realen Firma Meta gestartete NLLB-Initiative in unserer Gegenwart ist gleichsam eine erste Keimform von Vorrichtungen, deren Leistungsfähigkeit und Leistungsbegrenzungen in solchen „Star Trek“-Gedankendramen gesucht, gefunden und überwunden werden. NLLB konstruiert ein Computermodell, mit dem sich Übersetzungen in und aus rund zweihundert Sprachen erzeugen lassen, von denen hundertfünfzig im sogenannten „globalen Süden“ daheim sind, also in ökonomisch schwachen Regionen. In den Metropolen der Weltwirtschaft, des Weltwissens und der Weltpolitik gibt es derzeit wenige Leute, die diese Sprachen sprechen, da sich solche Kenntnisse nicht rentieren. Was als Job nichts taugt, weil man davon in einer Gesellschaft nicht leben könnte, in der Arbeitskraft, auch qualifizierte, verkauft und gekauft wird, wird so zur Maschinsache – wie beim „translation circuit“ in der seit dem Jahr 1963 produzierten Serie „Doctor Who“, mit dem die TARDIS („Time And Relative Dimension In Space“), also das Zeit-Raum-Schiff der Titelfigur, ausgerüstet sein muss, weil man in allen räumlichen und

zeitlichen Richtungen der Ewigkeit offenbar ständig auf Geschöpfe trifft, mit denen man das eigene Treiben sprachlich erst einmal koordinieren muss. Schön wär's da, man besäße den „Babel-fisch“, der in den von Douglas Adams geschaffenen satirischen Hörspielen und Texten des „Per Anhalter durch die Galaxis“-Zyklus telepathische Kommunikationshilfe leistet.

NLLB soll also vorhandene Bedürfnisse nach mehr und besserer Kommunikation erfüllen. Im Lichte der Science-Fiction frage ich mich allerdings, ob die Firmenverantwortlichen von Meta dabei daran gedacht haben, dass technisches Werkzeug auch Bedürfnisse nicht nur befriedigt, sondern verändert und sie sogar erzeugen kann. Was passiert, wo und wenn die wirtschaftlichen, politischen und sonstigen Sozialbedingungen, unter denen dieses Werkzeug geschaffen und gebraucht wird, zu den veränderten oder neuen Bedürfnissen nicht passen?

Bevor es Filme gibt, hat niemand spontan Lust, ins Kino zu gehen (es existiert ja gar keins), und bevor Video-Abspielgeräte für die Privatkundschaft aufkommen, sehnen sich nur Leute mit ausgeprägtem spekulativen Sinn für nicht Vorhandenes danach, einen Film genau dann zu sehen, wenn's passt und man Lust hat, statt zu dem Zeitpunkt, zu dem die Kinoleute ihre Vorführungen ansetzen. Und es geht noch weiter: In der Straßenbahn oder in der Schlange an der Lebensmitteldiscounterkasse wird man keine Videomaschine plus Fernseher zur Hand haben, aber wie wäre es mit Streaming per Smartphone?

Die bedürfnisformende Potenz technischer Neuerungen weckt außerdem Begehlichkeiten, die mit den im engeren

sind, gründet unsere Mathematikerin schließlich ein kleines Kryptographie-Unternehmen, dessen Produkte die ganze Welt erobern und ... ja, so ungefähr liefe die Sache, sobald die Existenz des Taschenrechners in der klugen Frau ein Primzahlgrübelbedürfnis gezündet hat, in einer Story aus dem sogenannten „Goldenen Zeitalter“ der Science-Fiction. Das waren die späten Dreißiger- bis späten Vierzigerjahre des letzten Jahrhunderts, eine Zeit der reinen, pausbäckigen Freude am Fortschritt als Selbstläufer? Nun ja, nicht ganz, auch damals schon gab es in der Science-Fiction Szenarien vom Verfall hoch technisierter zukünftiger Gesellschaften, und nach einer Periode der stetig zunehmenden Skepsis mit Blick auf die Aussichten der Gattung Mensch, das Atomzeitalter überhaupt überleben zu können, kam in den Sechzigerjahren dann eine neue, andere Science-Fiction auf, die der sogenannten „New Wave“. Die befasste sich hauptsächlich mit den sozialen Sollbruchstellen der industrialisierten, arbeitsteiligen, differenzierten und massenmedial teils informierten, teils desinformierten Gemeinwesen. Zu diesen Sollbruchstellen gehörte auf dem Höhepunkt der New Wave vor etwa einem halben Jahrhundert auch das Verhältnis der Gattung Mensch zu ihren natürlichen Lebensgrundlagen.

Dass alle Probleme, denen sich die Science-Fiction in dieser Phase zuwandte, vor allem gigantische Anforderungen an die Koordination des kollektiven Handelns stellten, wurde den Köpfen des Genres allerdings erst in den Achtzigerjahren richtig klar, weil in Gestalt der vernetzten digitalen Informations- und Kommunikationstechnologien jetzt eine Technik in ihr Blickfeld geriet, die diskutierbar machte, wie man solche Anforderungen erfüllen mochte. Die Phantasien, die so entstanden, nannte man „Cyberpunk“.

Einen ähnlich einprägsamen Namen für eine spezifische Strömung innerhalb der Science-Fiction, die unsere Gegenwart so sehr prägt wie das Goldene Zeitalter, die New Wave oder die Cyberpunk-Bewegung ihre je eigenen Epochen, hat man noch nicht gefunden. Umso interessanter, nämlich nicht einfach von einem Oberbegriff aus irgendwo einsortierbar, ist die Auseinandersetzung mit aktuellen Versuchen der Science-Fiction, Wege aus der gegenwärtigen Mehrfachkrise vorzuzeichnen.

Der im Juli 2024 erschienene Roman „Toward Eternity“ des in Südkorea lebenden Autors Anton Hur etwa erzählt in mehreren Sprüngen zwischen einerseits der nahen und andererseits der weit entfernten Zukunft ein Gleichnis der Weltverwandlung „an den Schnittstellen zwischen Poesie und Biologie, Kunst und Technik“ (Porochista Khakpour). Zu den Hauptfiguren von Hurs Buch gehört eine Künstliche Intelligenz, die mithilfe von Dichtung gelernt hat, sich selbst als Subjekt aufzufassen. Der interessante Dreh des Romans ist hier, dass nicht die Dichtung selbst das Trainingsmaterial dieses Systems namens Panit (thailändisch: „der Geliebte“) darstellt, sondern das Gespräch mit einem Menschen über diese Dichtung. Aus Metadaten also, nicht aus Daten, ist Panits Selbstverständnis gemacht – aber wiederum kein Weltverständnis, welches Panit vielmehr erst gewinnt, als das Programm auf einen Androidenkörper überspielt wird, der „das minimalistische Weiß des Raums und die bleichen Blauschattierungen draußen“ vor dem Fenster als sinnstiftende Eindrücke über einen Verbund aus Bildsensorik und Signalverarbeitung erlebt. Faszinierenderweise beschreibt der Romanautor mit diesem Verbund ziemlich genau eine Technik, die zur Zeit der Romanveröffentlichungen unter dem Namen „Tianmou“ von einem Team um Luping Shi an der Tsinghua-Universität in China tatsächlich entwickelt wird.

Seit es Science-Fiction gibt, erkennt man Phasen beschleunigter Entwicklung der Produktivkräfte eben unter anderem auch daran, dass in Fachveröffentlichungen ähnliche Sachen vorkommen wie in phantastischen Geschichten. Die Science-Fiction muss sich aber keine Sorgen machen, ihren Wert während solcher Zusammenreffen einzubüßen, weil sie sowieso mehr kann, als konkrete Innovationen vorherzusagen.

Zu ihren wichtigsten Gaben gehört ja die Störung der bequemen Gegenüberstellung von zwei gleich dummen Behauptungen, nämlich „Es wird eh immer besser“ und „Es wird eh immer schlechter“. In einem der schönsten kurzen Texte des Genres seit der letzten Jahrtausendwende, der brandneuen Story „The Best Ver-

sion of Yourself“ des amerikanischen Schriftstellers Grant Collier, erschienen in der Ausgabe 214 des Magazins „Clarkesworld“ im Juli 2024, wird die für jeden Fortschritt notwendige Offenheit fürs Unbekannte an einer Heldin getestet, die diese Offenheit aus guten Gründen gerade nicht besitzt.

Sie heißt Maria und arbeitet als Parkwächterin in einem Schutzgebiet für Leiden und Schmerzen. Außerhalb solcher Zonen ist in dieser Story ein Großteil der Erde von einem Gewebe kolonisiert, zu dem sich ehemalige menschliche Gehirne weiterentwickelt haben, emanzipiert von ihrer vormaligen Leiblichkeit. Ermöglicht hat ihnen das eine Technik, die von der Organisation „Eudaimon“ kontrolliert wird. Zwischen dem Entwicklungsendpunkt des Gewebes namens „Joyjelly“ und der klassischen Menschenform gibt es allerlei Zwischenstufen. Der Weg ins Gewebe führt über eine Methode, die mit den Programmvorsetzungen prominenter KI-Systeme unserer Gegenwart verwandt ist: An sogenannten Gradienten entlang wird Nervenmaterial optimiert wie derzeit die künstlichen neuronalen Netzwerke in Computern.

Maria hasst das alles, weil es der Entwicklung von Individuen ein einziges Gleis anbietet, auf dem man sich verbessert, und damit ein Schicksal über sie verhängt, das keine Alternativen kennt. Die Wächterin plant einen Sabotageakt und hat dabei eine Gegenspielerin: Die Eudaimon-Botschafterin Em, die noch nicht im Joyjelly angekommen ist, aber schon klüger, schneller und gründlicher denkt als jeder gewöhnliche Mensch.

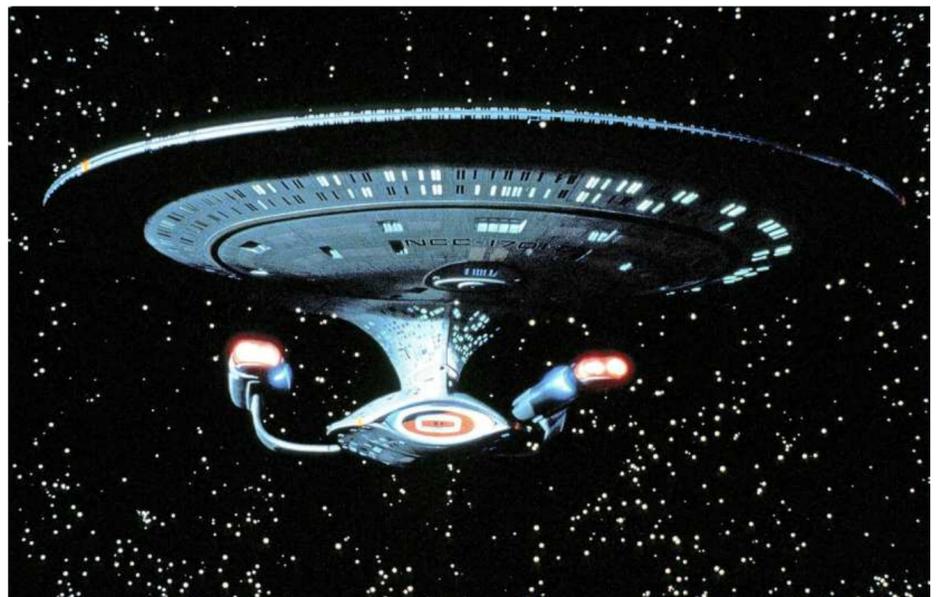
Maria kann ihre Anschlagpläne nicht erfolgreich geheim halten, aber am Ende wird sie weder besiegt noch bestraft. Em lässt sie einfach in Ruhe – mit einer bemerkenswerten Begründung: Die höhere Warte, auf der sie denkt und die Welt erlebt, könnte ja ein lediglich „lokales Maximum“ sein. Was, wenn es sich „da oben“ so gut anfühlt, dass man kein Motiv mehr hat, etwas noch Besseres zu entdecken? Dann wären die Einzigen, die der Gattung Mensch eine Chance erobert könnten, anderswo auf einen neuen Pfad zu finden, der ihr erlaubt, ein Niveau von Bewusstsein und Glück zu erreichen, das über dem von Eudaimon eroberten lokalen Maximum liegt, die armen Zurückgebliebenen im Tal der Tränen. Denn deren Unglück ist ein Stachel, der sie zwingt, sich Mühe zu geben.

Die Mittel erziehen den Zweck

Science-Fiction erklärt, wie Technik Bedürfnisse nicht nur erfüllt. Sondern auch erzeugt.

Von Dietmar Dath

Die Enterprise, mit der Captain Picard durchs All reist.
Foto: Allstar Picture Library





Wer baut den schnellsten Quantencomputer?

Der Quantencomputer gilt neben der Künstlichen Intelligenz als das „nächste große Ding“ in der Informationstechnologie. Denn die Rechenmaschine soll Dinge vollbringen können, die selbst den leistungsfähigsten Supercomputer wie eine lahme Ente aussehen lassen. Der Grund für die Überlegenheit: Der Quantencomputer erledigt Rechenoperationen nicht Schritt für Schritt wie ein klassischer PC, sondern parallel und deshalb blitzschnell. Große Datenbanken würde er deshalb in Windeseile durchforsten und riesige Datenmengen extrem schnell verarbeiten – und darin Muster erkennen, die für einen klassischen Computer nur schwer auszumachen sind. Er wäre in der Lage, die kompliziertesten Optimierungsprobleme schnell zu lösen sowie die komplexesten chemischen und physikalischen Prozesse zu simulieren. Damit böten sich neue Möglichkeiten in der Material- und Wirkstoffforschung.

Werkstoffforscher oder Pharmakologen könnten etwa im Voraus ermitteln, welche Eigenschaften für eine bestimmte Anwendung optimal wären, und dann ihren Werk- oder Wirkstoff entsprechend maßschneidern. Quantencomputer könnten beispielsweise helfen, effizientere Katalysatoren zu entwickeln, um industrielle Prozesse sparsamer zu gestalten oder die Ausbeute an grünem Wasserstoff während der Wasserelektrolyse zu erhöhen. Es ließen sich auch die Genauigkeit von Wettervorhersagen erhöhen und Klimamodelle verbessern, so die Hoffnung. Auch die derzeit sichersten Codes könnte ein Quantencomputer ohne größere Mühe entschlüsseln. Was so manchem Sicherheitsfachmann schon jetzt schlaflose Nächte bereitet, könnte auch für die Entwicklung sicherer Verschlüsselungsverfahren nützlich sein. Auch die Finanzbranche und die Versicherungsbranche sowie die Verkehrsplanung würden von schnellen Quantencomputern wohl profitieren.

War der Quantencomputer noch vor gut dreißig Jahren von rein akademischem Interesse, so tüfteln heute alle großen Computerhersteller und Internetfirmen an ihren eigenen „Wundermaschinen“, allen voran IBM, Google, Intel, Microsoft und Alibaba, das chinesische Pendant zum Onlinehändler Amazon. Jeder will der Erste sein, der einen Quantencomputer auf den Markt bringt, dessen Rechenleistung den schnellsten Hochleistungsrechner überflügelt, und investiert dafür Milliarden Dollar. Gleichzeitig haben die Regierungen vieler Industriestaaten umfangreiche Förderprogramme aufgesetzt, allen voran China mit 15 Milliarden Dollar, gefolgt von den Vereinigten Staaten mit fünf Milliarden Dollar. Durch diese Investitionen erhoffen sie sich neben einem technischen auch einen großen ökonomischen Schub. So halten die Unternehmensberater von McKinsey ein Wertschöpfungspotential von zwei Billionen Dollar bis zum Jahr 2035 in den Bereichen Chemie, Biowissenschaften, Finanzwesen und Automobil für möglich.

Auch Europa will im Rennen dabei sein. Und aus Angst, den Anschluss an die internationale Konkurrenz zu verlieren, hat die Europäische Kommission – auf Drängen renommierter europäischer Quantenphysiker – im Jahr 2017 ein milliardenschweres Flaggschiffprojekt ins Leben gerufen, um die Entwicklung der Quantentechnologien und den Bau eines europäischen Quantencomputers voran-

An vielen Orten wird an den Rechenturbos getüftelt. Auch in Deutschland, das viel Geld investiert. Doch sind diese Erwartungen wirklich berechtigt?
Von Manfred Lindinger

zubringen. Das erklärte Ziel der europäischen Kommission: Bis zum Jahr 2030 soll es mehrere kommerzielle europäische Quantenrechner geben. Deutschland rechnet sich gute Chancen aus, hier dabei zu sein, und investiert im Rahmen eines „Aktionsplans für Quantentechnologien“ eigens drei Milliarden Euro an öffentlichen Mitteln in die Entwicklung eines Quantencomputers „made in Germany“ bis zum Jahr 2026. Der Großteil der Mittel fließt in Verbundprojekte zwischen Universitäten, Forschungsinstituten und Industriepartnern.

Quantenphysik beflügelt die Computertechnik

Die Leistungsfähigkeit eines Quantencomputers beruht darauf, dass er zum Rechnen die Regeln der Quantenphysik nutzt. Und diese sind recht bizarr. So können Elektronen, Atome und Lichtteilchen (Photonen) wie alle Quantenteilchen zwei verschiedene Zustände gleichzeitig annehmen und bleiben paarweise selbst bei noch so großen Distanzen wie durch Geisterhand immer miteinander verbunden – zwei Phänomene, die man in der Alltagswelt nicht beobachten kann und die mit dem Verständnis der klassischen Physik auch nicht zu begreifen sind. Waren die Väter der Quantenphysik – Niels Bohr, Werner Heisenberg oder Erwin Schrödinger – noch fest davon überzeugt, dass Experimente mit einzelnen Atomen schlichtweg unmöglich seien, so schaffen es die Physiker heutzutage mit Bravour, die fragilen Quantenzustände von Atomen, Molekülen oder Photonen zu kontrollieren und nach Belieben zu manipulieren. Dadurch haben sich völlig neue Möglichkeiten in der Informationsverarbeitung eröffnet.

Während jeder PC nach den Regeln der booleschen Algebra mit Bits rechnet, die nur die beiden Werte 0 oder 1 annehmen können, arbeitet ein Quantencomputer mit sogenannten Quantenbits, auch Qubits genannt. Diese quantenphysikalischen Informationseinheiten können außer den beiden binären Zuständen noch

beliebig viele Zwischenwerte annehmen, und das gleichzeitig. Es ist, als würde man eine Münze in die Luft und sie landete gleichzeitig auf Kopf oder Zahl. Diese Eigenschaft, Superposition genannt, ermöglicht erheblich mehr Kombinationen, weshalb auch mehr Daten verarbeitet werden können als in der klassischen Digitaltechnik. Sind bei zwei Qubits noch vier Zustände gleichzeitig möglich, werden es bei zehn Qubits bereits 1064 und bei 20 Quantenbits schon mehr als eine Million. Und mit jedem weiteren Qubit steigt die Menge an gespeicherten Informationen weiter an.

Als Träger von Qubits werden üblicherweise neutrale und elektrisch geladene Atome genutzt, die mit Lichtstrahlen oder elektromagnetischen Feldern in der Schwebe gehalten werden. Auch einzelne Lichtquanten und Diamanten mit einem nicht perfekten Kristallgitter sind eine Option. In jüngster Zeit werden auch Halbleiterstrukturen aus Silizium oder Germanium immer häufiger als Qubits genutzt. Die großen IT-Firmen, allen voran IBM und Google, favorisieren für die Speicherung von Quantenbits ihrerseits elektrische Schaltkreise, die in supraleitenden Mikrochips integriert sind. Darin fließen die elektrischen Ströme sowohl im wie auch gegen den Uhrzeigersinn, wodurch in jeder Leiterschleife ein makroskopisches Quantenbit entsteht. Die Quantenprozessoren – sie werden mit Mikrowellenpulsen programmiert – müssen zwar mit flüssigem Helium bis fast an den Temperaturnullpunkt gekühlt werden. Sie haben aber den Vorteil, dass man sie mit den etablierten Verfahren der Halbleitertechnik fertigen und zwecks Leistungssteigerung beliebig miteinander verschalten kann.

Mit „Eagle“, „Heron“ und „Condor“ hat IBM die derzeit leistungsfähigsten supraleitenden Quantenprozessoren im Einsatz. Sie verfügen über 127, 3 x 133 und 1121 supraleitende Quantenbits. Dies ist deutlich mehr als der Nachfolger des Prozessors „Sycamore“ von Google, der im Jahr 2019 erstmals ein komplexes mathematisches Problem deutlich schneller lösen konnte als ein Supercomputer. Vor zwei Jahren hat IBM einen Fahrplan zur Entwicklung immer leistungsfähigerer und größerer Quantencomputer bis zum Jahr 2033 veröffentlicht. Das Ziel ist ein fehlerfrei arbeitender Prozessor, der mit 100.000 supraleitenden Quantenbits rechnet. Dann könnten für die Forschung und Industrie relevante Probleme berechnet werden, die kein noch so schneller klassischer Computer jemals lösen kann, so die Erwartung.

Doch bis dahin ist es noch ein weiter Weg. Denn je mehr Quantenbits dicht gepackt auf einem Chip sitzen, desto schwieriger ist es, alle Qubits perfekt zu kontrollieren und anzusteuern. Zentral ist dabei auch die Frage der Fehlerbehandlung. Denn schon geringe elektrische Streufelder und Temperaturschwankungen zerstören die fragilen Quantenzustände in den Quantenbits. Gehen dabei Quanteninformationen verloren, schleichen sich Fehler ein. Deshalb arbeiten alle Hersteller von Quantencomputern derzeit intensiv an Fehlerkorrektursystemen.

Deutschland holt in Sachen Quantencomputing kräftig auf

Mittlerweile hat IBM mehr als 20 verschiedene Systeme in der Anwendung. Nutzer könnten auf diese Systeme, die an verschiedenen IBM-Standorten vor allem in den Vereinigten Staaten installiert sind, über die IBM-Cloud zugreifen und ihre Berechnungen ausführen. Seit zwei Jahren steht eine 27-Qubit-Maschine mit der Bezeichnung „IBM Quantum Systems One“ auch am IBM-Standort in Echingen nahe Stuttgart. Der IBM-Rechner wird unter der Regie der Fraunhofer-Gesellschaft betrieben und steht deutschen Universitäten und Forschungsinstituten, vor allem aber der Industrie zur Verfügung. Einblick darin, wie der Rechner genau funktioniert, wird man nicht bekommen. Das ist Betriebsgeheimnis.

In Kürze will IBM seinen Standort in Echingen zum ersten europäischen Quantenrechenzentrum ausbauen. Zu diesem Zweck werden dort weitere Quantenrechner installiert, die schon im kommenden Jahr in Betrieb gehen sollen. Dabei wird es sich um leistungsfähige Systeme mit mehr als 100 Qubits handeln. Diese sollen Anwendern in ganz Europa zur Verfügung stehen.

Auch an anderen deutschen Standorten stehen mittlerweile kommerzielle Quantencomputer: im Rechenzentrum des Forschungszentrums Jülich zum Beispiel ein hybrider Quantencomputer des kanadischen Herstellers D-Wave, am Leibniz-Rechenzentrum in Garching bei München gleich zwei 20-Qubit-Systeme: ein Ionenfallen-Quantencomputer des österreichischen Start-ups ATI und ein supraleitender Quantenrechner des deutsch-finnischen Unternehmens IQM. Letzterer ist mit dem dortigen Supercomputer zusammengeschaltet worden, um – so die Hoffnung – das Beste aus beiden Rechnerwelten herauszukitzeln.

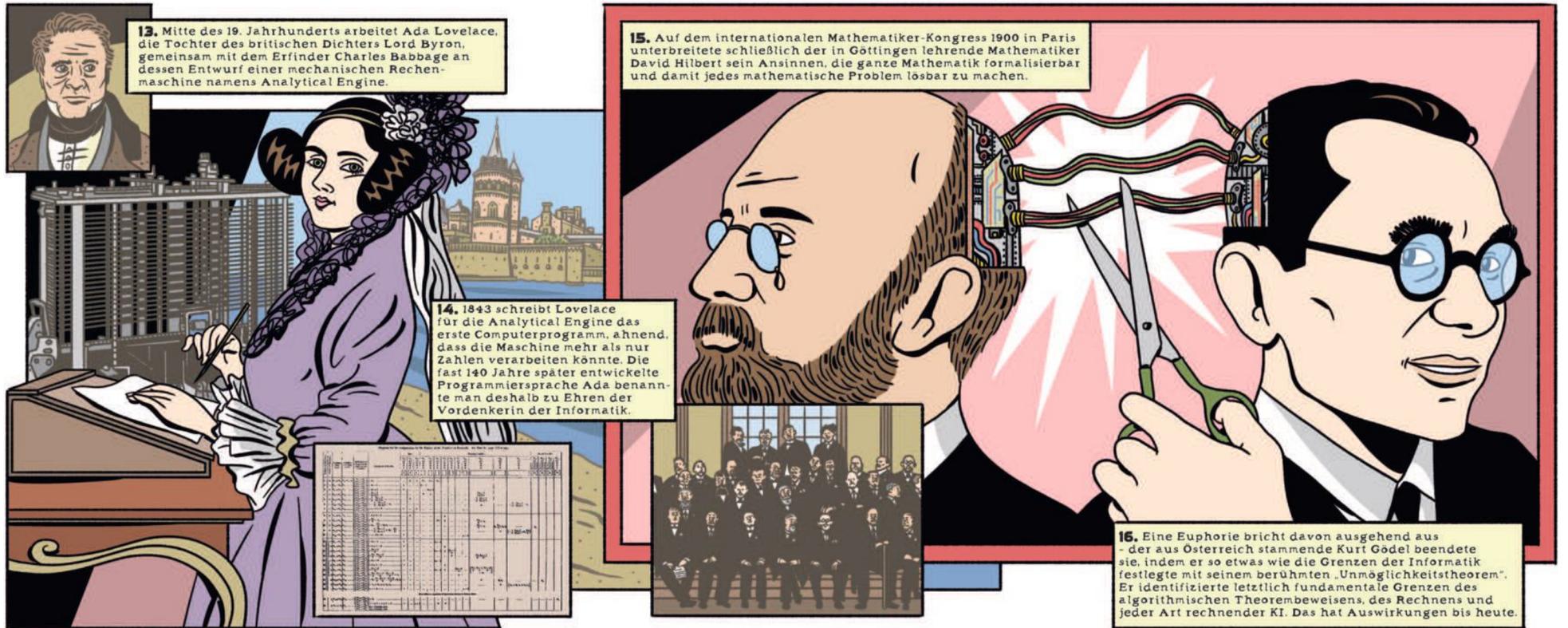
Mit den kommerziellen Maschinen will man eigene Kompetenzen im Quantenrechen erwerben, sich mit der Technologie vertraut machen und letztlich die Zeit überbrücken, bis der erste kommerzielle Quantencomputer „made in Germany“ zur Verfügung steht. Wenngleich man in der Grundlagenforschung noch immer führend ist, so zögern noch viele europäische und deutsche große Technologiefirmen, merkliche Mittel in die Quantentechnologien zu investieren. Aus diesem Grund wird die Entwicklung derzeit vor allem von staatlich geförderten Forschungseinrichtungen und im Verbund mit zahlreichen Start-ups vorangetrieben.

Dabei spezialisiert man sich nicht auf ein einzelnes System, sondern hat möglichst viele Plattformen gleichzeitig im Blick: Am Forschungszentrum Jülich beispielsweise bauen Physiker mit Industriepartnern sowohl an einem Quantencomputer nach dem Vorbild der IBM-Systeme, aber auch an einem Ionenfallen-Rechner. Im Endausbau werden beide Rechnerarten, so das Ziel, über 100 beziehungsweise 50 Qubits verfügen. An einem Quantencomputer arbeitet ebenfalls ein Team von Physikern der Leibniz-Universität Hannover und der Universität Braunschweig. Ihr Ziel ist ebenfalls ein 50-Qubit-System, das sie Ende des kommenden Jahres präsentieren wollen. Zwei Quantencomputer auf Basis von Photonen und Silizium will das Fraunhofer Institut für Photonische Mikrosysteme IPMS in Dresden zusammen mit zahlreichen Partnern bauen.

Die Vielfalt überrascht, hat aber ihre Berechtigung: Denn wenn auch ziemlich klar ist, was ein künftiger Quantencomputer leisten soll, so ist längst nicht ausgemacht, auf welcher Plattform ein künftiger universell nutzbarer Rechner tatsächlich beruhen wird. Alle Systeme haben nach wie vor ihre Vorteile und Nachteile. Und noch können die derzeitigen Systeme nicht mit der Rechenleistung klassischer Supercomputer mithalten, gestehen selbst Fachleute von IBM ein. Wann ein solcher Rechner vorliegt, kann derzeit niemand sagen. Möglicherweise wird dies erst in zehn Jahren der Fall sein.

Während es an der entsprechenden Hardware mangelt, werden indes schon Algorithmen entwickelt, die auf einem leistungsfähigen frei programmierbaren Quantencomputer eines Tages laufen können sollen. Denn die Forscher haben schon konkrete Vorstellungen, was eine solche Rechenmaschine leisten soll. Insbesondere wird schon an kryptographischen Programmen gearbeitet, mit denen sensible Daten schon heute so gesichert werden können, dass sie selbst ein Quantencomputer in zehn Jahren nicht knacken kann.

Es gibt auch Stimmen, die den derzeitigen Hype um den Quantencomputer durchaus kritisch sehen. Der französische Quantenphysiker und Nobelpreisträger von 2012, Serge Haroche, beispielsweise warnte auf der diesjährigen Nobelpreisträgertagung in Lindau vor zu hohen Erwartungen an die Quantentechnologien insbesondere aufseiten der Politik. Sind diese zu groß, könnte der aktuelle Hype um den Quantencomputer womöglich wie eine Blase platzen.



Florian Hildebrands Staubsauger ist gut fünf Meter hoch und hat einen Millionenbetrag gekostet. Die Demonstrationsanlage des Start-ups Greenlyte in Essen saugt allerdings auch keinen Staub, sondern klimaschädliches Kohlenstoffdioxid (CO₂) aus der Luft – nach Angaben der Internationaler Energieagentur die teuerste Art der CO₂-Abscheidung. „Natürliche Senken reichen nicht mehr aus, um den Klimawandel zu bekämpfen“, sagt Gründer Hildebrand. „Wir brauchen auch technische Senken.“ Deshalb will er mit seinen Mitgründern CO₂ aus der Luft ziehen und wieder nutzbar machen. Da der CO₂-Anteil in der Luft verschwindend gering ist, gleiche das allerdings der sprichwörtlichen Suche nach der „Nadel im Heuhaufen“.

Greenlyte hat deshalb ein neues Verfahren entwickelt, das nach eigenen Angaben deutlich günstiger und effizienter funktioniert. Im Fokus steht dabei eine spezielle Flüssigkeit, die sozusagen als „Staubsaugerbeutel“ agiert und das Kohlenstoffdioxid aufnimmt. 100 Tonnen Kohlendioxid kann die Anlage im Jahr aus der Luft ziehen. Das entspricht ungefähr der Leistung von 10.000 Bäumen. Aus der Flüssigkeit kann im Anschluss beispielsweise Wasserstoff hergestellt werden, das CO₂ kann sonst auch direkt weiterverwendet oder dauerhaft gespeichert werden. Das Interesse von Kunden sei so groß gewesen, dass das Start-up im März noch einmal 10 Millionen Euro von Investoren eingesammelt hat, um sie bedienen zu können. Bis zum Jahr 2026 will das Start-up eine größere Anlage mit einer Jahreskapazität von 1000 Tonnen CO₂ im Jahr bauen.

Greenlyte ist ein sogenanntes Deep-tech-Start-up, also ein junges Technologieunternehmen, dessen Geschäftsmodell auf hochkomplexen wissenschaftlichen Innovationen fußt. Statt um Onlineshops oder Lieferdienste geht es um Zukunftsbranchen wie Quantencomputing, Raumfahrt oder Klimaschutztechnik. In der deutschen Politik und Wirtschaft ist man sich weitgehend einig, dass Deep-tech-Start-ups wichtig sind, um hierzulande Innovationen voranzutreiben und mit neu entstehenden Branchen langfristig den Wohlstand zu sichern. Gerade Europa ist auf Innovationen angewiesen – der Kontinent verfügt nun einmal nicht über so viele Rohstoffe wie der Nahe Osten oder über eine so große Bevölkerung wie China. Nicht zuletzt die Lieferketten-Schwierigkeiten infolge der Corona-Pandemie und die fatale Abhängigkeit von russischem Gas haben zudem für die Erkenntnis gesorgt, dass es nicht schaden kann, gewisse Kompetenzen in Europa zu halten.

Für Deutschland sei Deep-tech eine riesige Chance, sagt Tommy Oehl. Er ist Partner beim auf Deep-tech spezialisierten Wagniskapitalgeber Vsquared. Die großen Trends der Technologiebranche kämen aktuell deutschen Stärken entgegen: Statt Software für Endkunden seien Investoren stärker an Hardware für Firmenkunden interessiert. Lange stürzten sich Investoren vor allem auf Software-Start-ups, weil diese deutlich kostengünstiger aufgebaut werden konnten als Hardware-Start-ups. Doch vor allem während der langen Niedrigzinsphase floss so viel Geld in Software, dass das Angebot an guten jungen Unternehmen nicht hinterherkam – die Bewertungen junger Software-Unternehmen stiegen teilweise ins Unermessliche. Parallel dazu wurden viele Technologien, auf die Hardware-Start-ups oft zurückgreifen, günstiger: Sensoren zum Beispiel, einige Rohstoffe, auch Künstliche Intelligenz. Die Kosten für den Aufbau von Hardware-Unternehmen sanken also, während die Investition in Software teurer wurde. All das macht Hardware für Investoren wieder interessanter.

Globale Trends verstärken die Entwicklung noch. Energiewende, Künstliche Intelligenz, Elektroautos – all diese Transformationen verlangen nach einer neuen In-

frastruktur, sagt Oehl. „Dafür braucht es ganze Reihe junger deutscher Unternehmen“, sagt McKinsey-Partner Dörner. Das liegt vor allem daran, dass europäische Investoren sich bislang insbesondere in späteren Finanzierungsrunden zurückgehalten haben, wenn die Summen größer werden. Das hängt alleine schon mit der unterschiedlichen Struktur der Finanzbranche in den Vereinigten Staaten zusammen: Gut 70 Prozent des amerikanischen Wagniskapitals stammt von Pensionsfonds und Stiftungen. In Deutschland gibt es diese Masse an Pensionsfonds aufgrund des Umlageverfahrens der Rente nicht.

Laut einer Studie des deutschen Wagniskapitalgebers Lestakar aus dem Jahr 2023 stammt 40 Prozent des Wachstumskapitals von nichteuropäischen Investoren. „Das allein ist noch nicht schlimm“, sagt Dörner. „Kritisch wird es, wenn dadurch nachher auch der Börsengang ins Ausland stattfindet, die Unternehmenszentralen verlegt werden und damit Wertschöpfung ins Ausland wandert.“ Werden Start-ups übernommen, stammen 60 Prozent der Käufer aus dem nichteuropäischen Ausland. Deutschen KI-Koryphäen, Quantenunternehmen und Raketenbauern wird in den Vereinigten Staaten auch dank des Inflation Reduction Act der rote Teppich ausgerollt. Nicht wenige vielversprechende Gründer aus strategisch wichtigen Industrien wurden schon ins Weiße Haus eingeladen – oder auch zum saudischen Kronprinzen Muhammad bin Salman.

Danijel Višević erinnert das an die Wind- und Solarbranche. „Da haben wir auch die technische Vorarbeit geleistet, und heute verdienen andere das Geld damit“, sagt er. Višević ist Partner beim World Fund, einem auf Klimatechnologien spezialisierten Wagniskapitalgeber. Geldgeber wie der World Fund gibt es noch zu wenige, sagt nicht nur Višević, der unter anderem eine promovierte Biochemikerin und einen promovierten Elektro-

„Klassische Industrie, nur in modern“

Davon können sie in Aachen ein Liedchen singen. Das Batterierecycling-Start-up Cylib hat hier seinen Sitz. Im Mai hat das aus der RWTH Aachen hervorgegangene Unternehmen eine Finanzierungsrunde über 55 Millionen Euro abgeschlossen. Investiert haben unter anderem die Kapitalgesellschaften von Porsche und Bosch. Mitgründer Gideon Schwich sieht das als Beweis dafür, was die Technik von cylib kann: Das Start-up hat ein neuartiges Recyclingverfahren für Batterien entwickelt, das Lithium und Graphit mit Wasser statt mit Chemikalien zurückgewinnt. „Das ist ökologischer und kostengünstiger“, sagt Schwich. „Was wir machen, das ist ganz klassische Industrie, nur eben in modern und nachhaltig.“ Der Markt dafür sei da, schließlich wollten europäische Autohersteller ihre Abhängigkeit von Rohstoffen aus dem Ausland reduzieren.

Und doch bleiben Probleme, vor allem monetärer Natur. Aus der guten Grundlagenforschung entstehen bislang in Deutschland viel zu wenige vielversprechende Unternehmen. „Wir erzeugen viel mehr Deep-tech-Innovationen in Europa,

Neue deutsche Hardware-Welle

Jahrelang setzten Investoren und Gründer vor allem auf Software-Geschäftsmodelle. Doch angesichts des Klimawandels braucht es jetzt auch wieder mehr Hardware. Gerade die deutsche Wirtschaft könnte davon profitieren.

Von Maximilian Sachse

ingenieur zur Bewertung von Technologien beschäftigt. Viele Deep-tech-Gründer klagen über Gespräche mit Investoren, die von der Materie wenig Ahnung haben und auf Basis von Metriken entscheiden, die eigentlich für Onlinehändler oder Softwareanbieter entwickelt wurden.

Cylib-Gründer Gideon Schwich hat das auch erlebt. Zwar hat das Start-up eine schlagkräftige Investorengruppe, doch das nächste Großprojekt wartet schon. Das Start-up will nach der ersten Pilotlinie eine Fabrik im industriellen Maßstab aufbauen – in Dormagen. Ein Standort ist gekauft, Schwich kalkuliert mit einem dreistelligen Millionenbetrag, um die Fabrik aufzubauen. Aus der Portokasse kann das Start-up das nicht zahlen. Und auch mithilfe von Wagniskapital würde es eine für europäische Maßstäbe riesige Summe benötigen – ohne Investoren aus Nahost, Amerika oder Asien schwierig. Eigentlich will Cylib aber europäisch bleiben und in Nordrhein-Westfalen zusammen mit Autokonzernen ein Cluster für Batterierecycling aufbauen. Banken vergeben traditionell ungern Kredite an junge Unternehmen mit hohem Investitionsbedarf und niedrigen Umsätzen, auch wenn Schwich nicht müde wird zu betonen, dass das Risiko eigentlich recht gering sei: Die Nachfrage sei da, die wiedergewonnenen Rohstoffmengen berechenbar, die Preise bekannt. Nützt aber alles nichts. Schwich will vom Staat kein Geld geschenkt haben, hofft aber auf Garantien oder Bürgschaften, um kreditwürdig zu werden.

Wenige Kilometer entfernt in Essen kann Florian Hildebrand von Greenlyte Ähnliches berichten. Für die nächste Anlage plant er mit einer Investition von mehr als 30 Millionen Euro. Im Jahr 2025 wird Greenlyte dafür frisches Kapital einsammeln müssen. „Das wird noch sehr herausfordernd“, sagt Hildebrand. Der Gründer zeigt sich zwar zuversichtlich,

sagt aber auch: „Wir sind angetreten, um den Klimawandel zu bekämpfen. Wenn das nur im Ausland geht, machen wir es dort.“ Der große Schweizer Konkurrent Climeworks baut seinen nächsten großen CO₂-Sauger in den Vereinigten Staaten – Subventionen sei Dank.

„Dann ist die Kundschaft sofort da“

Tech-Fachmann Karel Dörner und sein McKinsey-Kollege Tobias Henz sind überzeugt, dass die Zurückhaltung vieler europäischer Investoren auch auf einigen Mythen basiert. In einer Studie aus dem Juli versuchen sie zusammen mit zwei weiteren Kollegen, mit diesen Mythen aufzuräumen – etwa dass Investitionen in Deep-tech-Start-ups riskanter seien als solche in traditionelle Tech-Start-ups. Langfristig würden genauso viele Deep-tech-Start-ups wie klassische Start-ups scheitern – die Risiken seien nur umgekehrt verteilt. Deep-tech-Gründungen lösen meist große Probleme für die Industrie, das Risiko liegt in der komplexen Technikentwicklung. „Wenn die Technik funktioniert, ist die Kundschaft sofort klar“, sagt McKinsey-Partner Tobias Henz. Im Falle von klassischen Start-ups wie Onlinehändlern sei die Technik indes meist unproblematisch, entscheidend sei vielmehr, ob Kunden das Produkt überhaupt brauchen oder nicht. Dabei unterscheiden sich die Entwicklungszyklen laut McKinsey aber kaum. Deep-tech-Unternehmen brauchten nicht wie häufig angenommen deutlich länger bis zum Exit, sondern genau wie klassische Start-ups im Median sieben Jahre. Bis Deep-tech-Start-ups als Einhorn gelten, also von Investoren mit mehr als einer Milliarde Dollar bewertet werden, vergehen im Median sechs Jahre – nur ein halbes Jahr länger, als klassische Start-ups brauchen. Mit 0,62 Prozent sei die Quote an Einhornörnern im Deep-tech-Bereich sogar

leicht höher als im normalen Tech-Bereich mit 0,54 Prozent. Deep-tech-Start-ups würden sogar kapitaleffizienter arbeiten. „Deep-tech ist erwachsener geworden“, fasst Karel Dörner seine Ergebnisse zusammen. Die ersten Zahlen deuten sogar an, dass auf Deep-tech spezialisierte Fonds höhere Rendite abwerfen.

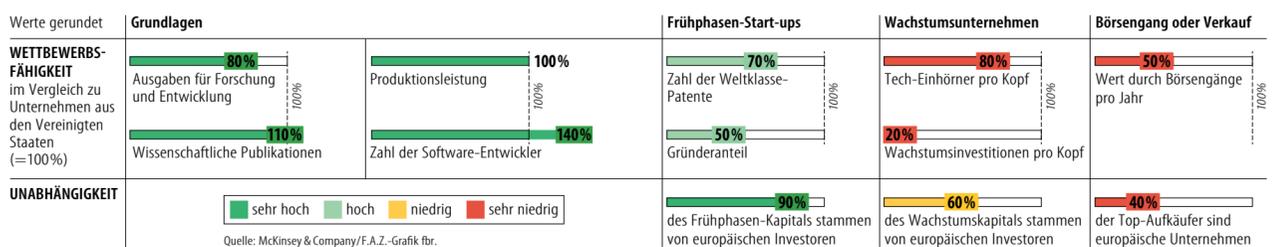
Investor Tommy Oehl unterschreibt diese Beobachtung gerne. Vsquared ist ein gutes Beispiel dafür, dass Investitionen in Deep-tech sich auszahlen scheinen. Im Juni erst hat Vsquared einen neuen Fonds über 214 Millionen Euro für Investitionen in Deep-tech abgeschlossen, anvisiert waren eigentlich 165 Millionen Euro.

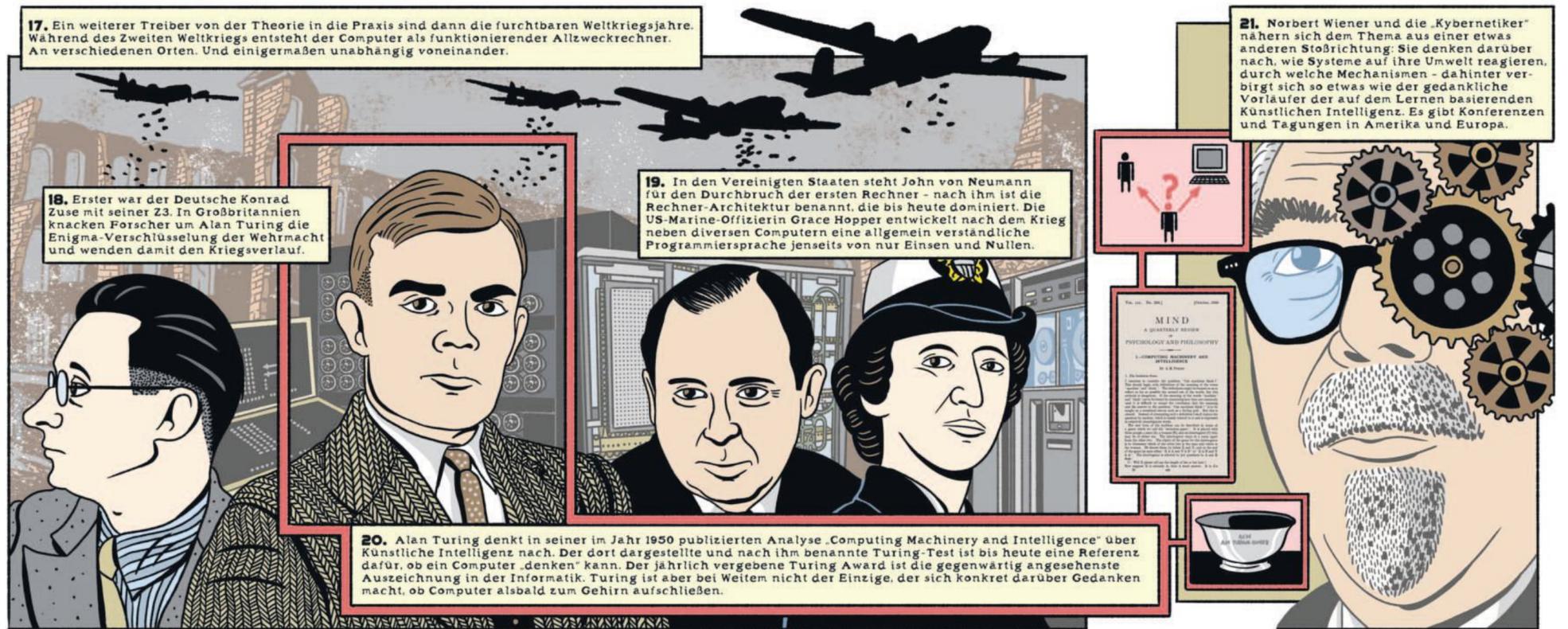
Und so gibt es Hoffnung, dass Investoren wie Vsquared oder der World Fund Schule machen. Danijel Višević vom World Fund glaubt, dass Europa aus vergangenen Fehlern gelernt hat. „Wir haben verstanden, dass wir uns in Europa unabhängiger machen müssen hinsichtlich Energie, Ernährung und Produktionskapazitäten.“ Die Politik habe die Investitionslücke erkannt. Višević spielt unter anderem auf die European Tech Champions Initiative an, die der französische Präsident Emmanuel Macron maßgeblich mitgestaltet hat. Ziel dieser Initiative ist es, vielversprechenden europäischen Wachstumsunternehmen für späte Finanzierungsrunden Kapital zur Verfügung zu stellen. Die Bundesregierung stellt eine Milliarde Euro von insgesamt 3,75 Milliarden Euro für diese Initiative bereit.

Auch ein weiterer Hebel ist in Berlin erkannt: Im Gegensatz zu ihren amerikanischen Pendanten halten sich deutsche Versicherer in Sachen Wagniskapital vornehm zurück. Als Grund dafür nennen die Versicherer das europäische Versicherungsaufsichtsregime Solvency II, das Wagniskapital als risikoreiche Anlageklasse bewertet. Dementsprechend müssen Versicherer Investitionen in Wagniskapitalfonds auch mit viel Eigenkapital hinterlegen – und lassen es deshalb oft lieber ganz sein, so die Argumentation. Das halten zwar viele Investoren für ein Feigenblatt, Ideen zur Umgehung von Solvency II – beispielsweise über Staatsgarantien – kursieren trotzdem. Andere pochen auf steuerliche Anreize für Investitionen in Wagniskapital.

Die Zahlen deuten jedenfalls schon einmal in die richtige Richtung. Der europäische Anteil an den weltweiten Deep-tech-Investitionen ist von 10 Prozent im Jahr 2019 auf 19 Prozent im Jahr 2023 angewachsen, zeigt eine McKinsey-Auswertung. Bis zum Jahr 2030 sehen die Berater das Potential, dass der Anteil auf 25 bis 35 Prozent steigt. In anderen Branchen sind die Wagniskapitalinvestitionen eingebrochen, im Bereich Deep-tech sind sie auch während der großen Bewertungskorrektur im Start-up-Sektor in den vergangenen zwei Jahren in Europa stabil geblieben. Damit gibt es Hoffnung, dass Unternehmen wie Greenlyte oder Cylib in Europa gehalten werden können – und keine Ausnahme bleiben. „Wir sehen in diesem Jahr eine sehr hohe Dynamik im Bereich Deep-tech“, sagt Dörner von McKinsey. Aber die Entwicklung werde nicht über Nacht geschwenken.

Wettbewerbsfähigkeit und Unabhängigkeit europäischer Deep-tech-Unternehmen





Smartwatches, Fitness-Tracker und neuerdings smarte Ringe werden immer populärer. Einfache Produkte kommen zum Einsatz, um sich selbst zu motivieren und aus kleinen Fortschritten einen nachhaltigen Trend zu machen. Sieht man Tag für Tag, dass die Zahl der Schritte oder der Trainingseinheiten wächst und gleichzeitig das Gewicht schwindet, kann das eine schöne Bestätigung sein. Mancher will gar mehr: jede Woche mehr Schritte und mehr Trainingseinheiten als in der Vorwoche.

In den Anfangszeiten maßen Fitness-Tracker und Sportuhren nur wenige Metri-

nicht auf körperliche Aktivitäten reagieren muss. Der Ruhepuls von Erwachsenen liegt zwischen 60 und 80 Schlägen in der Minute. Viel Sport kräftigt das Herz, pro Schlag wird mehr Blut transportiert, sodass es weniger häufig schlagen muss. Ein gut trainierter Erwachsener hat einen Ruhepuls von um die 50, Spitzensportler kommen mit 40 Schlägen in der Minute aus.

Die Herzfrequenz sollte man auch während des Sports beobachten. Das Training in Herzfrequenzbereichen zielt darauf ab. Zunächst berechne man die maximale Herzfrequenz nach der Formel „220 minus Lebensalter“. Ein Trainingspuls in der Höhe von 50 bis 60 Prozent der maximalen Pulsfrequenz empfiehlt sich für Rehabili-

schlecht ab, meist zeigt die Uhr gleich die passende Einordnung mit einer Schulnote.

Läufer finden bei den meisten Sportuhren etliche Daten zur Optimierung des Laufstils vor. Dies betrifft Angaben zur Schrittfrequenz, zur Bodenkontaktzeit, und es wird die Laufleistung in Watt berechnet. Garmin erstellt für Läufer und Radfahrer einen Stamina genannten Wert, welcher die verbleibenden Energiereserven in Prozent ausdrückt. Man erfährt also, wie viel Kraft noch da ist. Da zeigt die Uhr beispielsweise, dass nach vier Stunden Rennrad noch ungefähr 20 Prozent zur Verfügung stehen – und der Fahrer kann sich überlegen, ob er bis auf null fährt oder eine längere Erholungspause einlegt.

Das Pendant zu den Energiereserven sind bei vielen Uhren die Messung und Berechnung von Stress, Schlafqualität und Wohlfühlgefühl. Nach unserer Einschätzung bringt das alles nicht viel. Wer mehrere Uhren parallel trägt, erkennt, dass sich auch die Befunde unterscheiden. Die Messung der Sauerstoffsättigung im Blut (SpO2) mit einem photometrischen Verfahren ist zwar interessant, bringt aber ebenfalls nur wenig Erkenntnis für gesunde Menschen. In der Regel liegt der Blutsauerstoffgehalt zwischen 95 und 100 Prozent. Fällt er darunter, merkt man das durch starke körperliche Beeinträchtigungen, dafür bedarf es keiner Uhr. Bei einigen Krankheiten wie COPD, Asthma bronchiale, Schlafapnoe oder einer Herzinsuffizienz mag eine regelmäßige Messung mit der Sportuhr sinnvoll sein.

Die Herzfrequenzvariabilität wird von vielen Wissenschaftlern als wichtige Messgröße für Fitness und Leistungsbereitschaft des Körpers gesehen. Sie beschreibt die zeitliche Varianz zwischen den Herzschlägen. Das Problem ihrer Analyse besteht darin, dass sie stark schwankt, sehr individuell ausgeprägt ist und sich in der Auswertung nicht mit einer Faustformel auf den Punkt bringen lässt. Ein Tipp besteht darin, langfristige Trends zu beobachten und nicht unbedingt auf einzelne Werte zu starren. Drei wichtige Gesundheitswerte lassen sich bislang nicht oder nur schlecht mit Wearables erfassen:

Erstens der Blutdruck: Zu hoher Blutdruck ist eine gefährliche Volkskrankheit, die zudem unbemerkt verläuft. Smartwatches von Samsung messen den Blutdruck über optische Sensoren, allerdings nur im Zusammenspiel mit einem Samsung-Smartphone und mit regelmäßiger Kalibrierung durch ein herkömmliches Messgerät. Nach unseren Eindrücken sind die Messungen nicht verlässlich. Eine Smartwatch von Huawei, die Watch D, will ebenfalls regelmäßig kalibriert werden, setzt zur Messung aber auf eine Manschette im Armband, die aufgepumpt wird. Sie nutzt also das Prinzip eines herkömmlichen Blutdruckmessgeräts. Hier sind die Ergebnisse genauer, wenngleich jede einzelne Messung per Hand angestoßen werden muss. Ein Schweizer Start-up namens Aktia verwendet ebenfalls auf eine optische Messung. Das Armband ist teuer, und was wir vor drei Jahren erproben, war nicht überzeugend.

Zweitens die Herzerkrankungen: Viele Sportuhren schreiben ein Einkanal-EKG, welches zuverlässig auf Vorhofflimmern hinweist, was wiederum zu Schlaganfällen führen kann. Die Messungen sind präzise und stimmen fast immer. Wird Vorhofflimmern erkannt, muss man zum Arzt. Viele Uhren können jedoch noch mehr: Sie erkennen eine zu hohe oder zu niedrige Herzfrequenz sowie Unregelmäßigkeiten – und warnen dann. Diese Funktionalität hat schon viele Menschenleben gerettet. Fehlalarme sind bei Markenherstellern selten. Aber mit der Messung von Herzfrequenz und EKG könnte man noch deutlich mehr herausfinden. Forscher ermitteln zum Beispiel, wie Toxizitäten bei der Krebsbehandlung zu Herzrhythmusstörungen wie dem

verlängerten QT-Syndrom führen, das lebensbedrohlich sein kann. Eine QT-Verlängerung führt zu einem unregelmäßigen Herzrhythmus und verlängert die Zeit, die das Blut zum Fließen durch das Herz benötigt. Künftig werden Smartwatches auch solche Krankheiten erfassen.

Drittens die nicht-invasive Messung des körpereigenen Blutzuckers in Echtzeit: Derzeit wird der Glukosespiegel entweder mit einem Tropfen Blut oder mit einem Biosensor gemessen, der auf der Haut klebt und per Nadel einen Sensor ins Unterhautfettgewebe bringt. Diese Sensoren sind teuer, ihr Akku hält gut zwei Wochen durch, und sie funktionie-

ren mit einer Smartphone-App gut. Eine nicht-invasive Messung der im Blut befindlichen Glukosemoleküle durch optische Verfahren mit einer Smartwatch wäre geradezu revolutionär.

Jenseits der optischen Messungen kann eine ständig getragene Uhr auch Erkenntnisse aus den Bewegungen des Nutzers ableiten. Eine im vergangenen Jahr abgeschlossene Studie von Apple mit mehr als 100.000 Teilnehmern ergab, dass sich zuverlässig vorhersagen lässt, ob jemand später an Parkinson erkrankt wird. Dazu wurden die Bewegungsmuster der Probanden mit jenen von Menschen verglichen, die bereits an

der Krankheit leiden. Folgt man den Forschern, kann man nach mehrtägigem Tragen der Uhr Parkinson sieben Jahre vor dem Auftreten einschlägiger Symptome identifizieren. Das Vermessen des Körpers könnte so gesehen erst am Anfang stehen. Der nächste kleine Schritt mit großer Bedeutung ist die Vernetzung von elektronischen Geräten untereinander. Der smarte Ring von Ring Conn in der zweiten Generation achtet nachts auf Anzeichen von Schlafapnoe, benötigt dafür aber ein gekoppeltes Smartphone in der Nähe. Die Pixel-Telefone von Google analysieren nächtliches Husten oder Schnarchen ebenso wie der Galaxy Ring von Samsung.

Wie wir uns vermessen

Von Michael Spehr

ken. Moderne Geräte bieten heute eine Fülle von Daten in geradezu erschlagender Breite. Selbst ein 100-Euro-Gerät erfasst ein so buntes Potpourri unterschiedlicher Körperdaten, dass man eine Schneise ins Dickicht schlagen muss.

Einer der wichtigsten Werte kann ein Bewegungsindikator sein, der zu den eigenen Aktivitäten passt. Wer keinen Sport macht, nehme die Zahl der Schritte oder die täglich zurückgelegte Strecke. Stehen regelmäßige Work-outs auf der Agenda, kann man die Aktivitätskalorien beobachten. Das sind im Unterschied zu den Ruhekalorien jene, die während der Bewegung oder des Trainings verbraucht werden. Beide Kalorien zusammen ergeben den täglichen Gesamtverbrauch. Die Deutsche Gesellschaft für Sportmedizin und Prävention empfiehlt 10.000 Schritte täglich oder 150 Minuten körperliche Aktivität pro Woche. Zum Abnehmen sind es 13.000 Schritte oder 300 Minuten Sport in der Woche. Solche Ziele lassen sich schon mit dem einfachsten Fitness-Tracker für 30 Euro mühelos verfolgen, entweder auf dem Gerät selbst oder in der App oder gar in einem Web-Interface, wie es beispielsweise Garmin oder Polar zur Verfügung stellen.

Der zweite wichtige Wert ist die Herzfrequenz. Man beobachte den Ruhepuls, also die Frequenz, mit der das Herz schlägt, wenn der Körper nicht unter Belastung steht. Bessere Sportuhren machen das von allein, wenn man sie den ganzen Tag trägt. Sie erkennen die Ruhezeiten und bilden den zugehörigen Puls ab. Ohne diese Automatik messe man morgens im Bett direkt nach dem Aufwachen, wenn das Herz noch

tation und Regenerationstraining. Im Bereich von 60 bis 70 Prozent geht der Körper in den Fettverbrennungsmodus über, die Belastung wird als leicht bis mittel empfunden. Zwischen 70 und 80 Prozent trainiert man in der aeroben Zone, die eine Steigerung der Ausdauer bewirkt und als anstrengend empfunden wird. Jenseits von 80 Prozent findet das Training in der anaeroben Zone statt, die überaus anstrengend wahrgenommen wird und die anaerobe Schwelle weiter nach oben verschiebt. Ein Training mit mehr als 90 Prozent ist nicht empfehlenswert.

Nun muss man jedoch nicht ständig nachrechnen, weil jede bessere Sportuhr mit einem Blick aufs Display zeigt, in welchem Bereich man trainiert, meist mittels eines Farbschemas schnell ablesbar. Auch die nachträgliche Auswertung eines Laufs oder eines Krafttrainings zeigt zum Beispiel, dass man sich zu wenig oder zu viel angestrengt hat. Dies kann Anlass sein, während des Trainings etwas öfter auf die Uhr zu schauen.

Mit der Beobachtung von Herzfrequenz und Aktivität über lange Zeiträume lässt sich schon ziemlich viel anfangen. Doch viele der smarten Produkte können mehr. Dem ambitionierten Sportler berechnen sie automatisch beim Laufen und Radfahren VO₂max. Der zweistellige Wert gibt Aufschluss über die kardiovaskuläre Fitness und erhöht sich, je fitter man ist. VO₂max ist die maximale Sauerstoffaufnahme in Milliliter, die man pro Minute und pro Kilogramm Körpergewicht bei maximaler Leistung verwerten kann. Der Wert hängt vom Alter und vom Ge-



Ist mein Unternehmen reif für ein digitales Update?

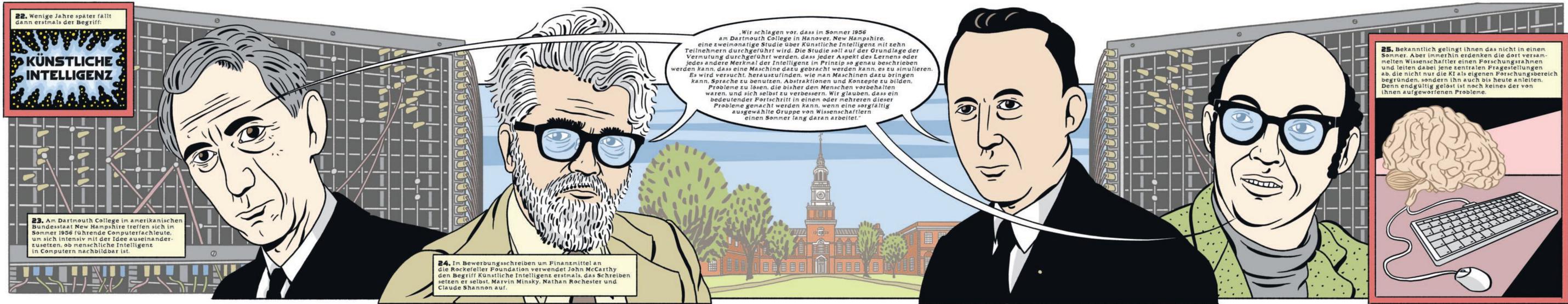
Gemeinsam finden wir die Antworten für morgen.

Mit kompetenter Beratung und Finanzierungs-lösungen für die digitale Transformation.



Weil's um mehr als Geld geht.





Das Wissenschaftsjahr 2024 hat als Thema „Freiheit“, und in dieses Jahr ist auch der 300. Geburtstag von Immanuel Kant gefallen, den wir in vielfältigen Konnotationen mit dem Freiheitsbegriff in Verbindung bringen können. Da ist die politische Freiheit. Da ist die Meinungsfreiheit der Andersdenkenden. Insbesondere erhebt sich gegenwärtig indes eine Frage, die sowohl mit dem Wissenschaftsjahr als auch mit dem Gedankenkant in Verbindung steht und die dieser große Philosoph einst selbst so formulierte: „Wie steht es denn mit Willensfreiheit und Autonomie in unserem eigenen Kopf?“ Angesichts des Fortschritts in der Künstlichen Intelligenz fragen immer mehr Fachleute, ob aus Computern selbständig denkende Entitäten werden könnten.

Wie dachte Kant – und was, wenn überhaupt, denkt KI?

Bewusstsein, Kreativität und die Fähigkeit, kausal zu denken: Den Menschen unterscheidet noch einiges von seinen Computern. Was sich aus den Ideen Immanuel Kants lernen lässt.

Von Martin Korte

Neurowissenschaftler interessiert sich für diese Frage aller Fragen zum Organ aller Organe steht: Stellen moderne Forschungsergebnisse die Willensfreiheit infrage im Sinne einer kausalen Abhängigkeit von neuronalen Zuständen im Gehirn? Oder lag Kant richtig, der eine widerstandslos kausale Zurechnung menschlichen Handelns in das Naturgefüge für nicht nachweisbar hielt? Und der glaube, so ein spannendes Schlußpoch im Wirkungsgefüge der Naturgesetze für die Willensfreiheit gefunden zu haben?

Der Autor fasziniert die Kantische Denkwelt schon, seit er als Oberstufenlehrer ein kleines Büchlein von Konrad Lorenz gelesen hatte („Die Rückseite des Spiegels“). Darin fragte dieser, ob in den sogenannten Apriori von Kant (Raum, Zeit und Kausalitätsverknüpfung), also in jenem Wissen, welches Erfahrungen erst möglich macht, möglicherweise ein Apriori der menschlichen Evolutionsgeschichte zu sehen ist. Kant nahm an, dass das Denken ein gefährliches Irrtum.“ Entsprechend sind eben auch wichtige Antworten aus der Philosophie, der Kunst, aber auch aus den Technikwissenschaften zu erwarten. Philosophisch kann man alle obigen Überlegungen natürlich im Treibband der Zirkelschlüsse untergehen lassen. Aus naturwissenschaftlicher Sicht hat es indes einen hohen Erklärungswert, menschliches Handeln und Denken auch aus evolutiver Sicht zu betrachten.

Spannender, als naturwissenschaftliche Erklärungsformate mit philosophischen Narrativen zusammenprallen zu lassen, ist gegenwärtig allerdings die Frage, wie Kant zu seinen Schlußfolgerungen gekommen ist. Und wie sich seine Art zu denken von aktuellen Künstlichen Intelligenzen unterscheidet, zumal von der Nützlichkeit der Welterkenntnis zum evolutiven Vorteil in Verbindung bringt – das Auge ist sozusagen in gewisser „Sonnenhaft“, in dem es Photonen einfangen und in elektrische Energie umwandeln kann, da es einem Lebewesen nützlich ist, diese Lichtinformationen zum Überlebensvorteil zu nutzen.

Auch die menschliche Kausalitätserwartung ist nach Ansicht der evolutionären Erkenntnistheorie ein Produkt der Evolution. Sie existiert, weil es sich evolutiv als vorteilhaft erwiesen hat, das regelmäßige Auftreten mehrerer Ereignisse in engem zeitlichen Zusammenhang eben als Kausalität interpretieren. Oder nehmen wir die Raumwahrnehmung: Sie ist ein Abbild dessen, was wir an Entfernungen zwischen Objekten abzuschätzen können – ganz im Sinne des Bonnotts, dass ein Affe, der die Entfernungen in Nebenbaum nicht realistisch abschätzen kann, wohl nicht unser Vorfahr ist.

Aber die biologischen Erklärungen sind eben wie das Licht nur ein Ausschnitt, ein Teil des Bildes, das wir uns von der Welt und deren Interpretation

machen können. Es gilt, was der Würzburger Neurowissenschaftler Martin Heisenberg zu Recht einmal anmerkte: „Ich fürchte mich davor, dass die Biologen ihre Wissenschaft zu einer Weltanschauung hochstilisieren. Wer annimmt, der Mensch sei nichts anderes als ein Produkt der Evolution, und glaubt, mit der Biologie alle Weltfragen klären zu können, unterliegt einem gefährlichen Irrtum.“

Spannender, als naturwissenschaftliche Erklärungsformate mit philosophischen Narrativen zusammenprallen zu lassen, ist gegenwärtig allerdings die Frage, wie Kant zu seinen Schlußfolgerungen gekommen ist. Und wie sich seine Art zu denken von aktuellen Künstlichen Intelligenzen unterscheidet, zumal von der Nützlichkeit der Welterkenntnis zum evolutiven Vorteil in Verbindung bringt – das Auge ist sozusagen in gewisser „Sonnenhaft“, in dem es Photonen einfangen und in elektrische Energie umwandeln kann, da es einem Lebewesen nützlich ist, diese Lichtinformationen zum Überlebensvorteil zu nutzen.

Aber die biologischen Erklärungen sind eben wie das Licht nur ein Ausschnitt, ein Teil des Bildes, das wir uns von der Welt und deren Interpretation

Dies ist ein wichtiger Unterschied zu Kant, der aus vorhandenen philosophischen Konflikten der damaligen Zeit keine Zusammenfassungen erstellte. Sondern der versuchte, aufzuzeigen, wie sich gegensätzliche Positionen mit ihren berechtigten Einzelpunkten miteinander in Einklang bringen lassen – eine kreative Synthese, die das Offene, Darwischenliegende sichtbar gegenseitlicher Positionen auslotete. Bislang ist so etwas für KI-Systeme noch undenkbar. Auf der anderen Seite haben Kant und heutige KI-Systeme gemein, dass sie von den einen für die großen Zerstörer ganzer Denkbauwerke gehalten werden, für andere wiederum sind es diejenigen, die das Denken gerettet haben oder retten werden. Kant gilt als Retter der Willensfreiheit. Wenn es um KI geht, wird diskutiert, ob Computer je eine Freiheit des Willens haben werden – ja sogar, ob Algorithmen so etwas wie Bewusstsein entwickeln könnten.

Im Einklang mit Verfahrensweisen heutiger KI-Systeme erwerben natürlich auch Menschen Wissen durch vorhandene Quellen. Aber wir sind nicht auf rein stochastische Prozesse der Kompilierung des Wissens angewiesen. Wir können noch viel mehr als Muster zu erkennen. Wir verstehen Semantik, den Inhalt und die Logik des Gelesenen, wir haben nicht nur Algorithmen im Kopf. Wir können Sachverhalte logisch herleiten, bis hin zur Mathematik, und vor allem unser Wissen dann auch auf radikal neue Probleme anwenden – ja wir können, wie Kant dies oft getan hat, Probleme neu definieren, um selbst Aufgaben stellen.

Die großen KI-Sprachmodelle verstehen keine Mathematik, sie haben kein Verständnis für Logik. Ein einfaches Beispiel, wiederum von Sepp Hochreiter: „Stellen Sie sich ein selbstfahrendes Auto vor, das auf eine Klippe zufährt. Ihnen ist sofort klar, dass Sie diese Klippe nicht runterfallen wollen, dass Ihnen das schadet. Sie womöglich umbringt – obwohl Sie das noch nie gesehen oder erlebt haben. Eine KI kann das nicht. Sie kann nicht herleiten, dass es schmerzhaft ist, dem Mensch allein durch Algorithmen begründet wird. Bewusstsein entsteht nur in

einer Gruppe von Menschen, wenn man so will, in einer Sozietät von Gehirnen. Es kann nicht isoliert für sich beschrieben werden.“

Im Kern der Debatte, ob KI einen freien Willen oder Selbstbewusstsein haben kann, steht also die Frage, ob auch der menschliche Verstand selbst eine denkende Maschine ist – in dem Sinne, ob er durch Algorithmen beschreibbar ist. Sie mit Ja zu beantworten entspricht eine Position, die als Computational Theory of Mind (CTM) bekannt ist. Sie spielte lange eine wichtige Rolle in der Kognitionswissenschaft. In der jüngeren

einem KI-generierten Bild, die Rembrandt imitierten, waren manchmal täuschend echt. Aber neu ist nicht dasselbe

einem KI-generierten Bild, die Rembrandt imitierten, waren manchmal täuschend echt. Aber neu ist nicht dasselbe

einem KI-generierten Bild, die Rembrandt imitierten, waren manchmal täuschend echt. Aber neu ist nicht dasselbe

einem KI-generierten Bild, die Rembrandt imitierten, waren manchmal täuschend echt. Aber neu ist nicht dasselbe

Von Midjourney generiert: Wie sich diese KI Immanuel Kant fotografisch im Jahr 2024 vorstellt. Abbildung: FAZ.



Vergangenheit ist sie durch verschiedene konkurrierende Paradigmen unter Druck geraten. Ein zentrales Problem ihrer Vertreter besteht darin, zu erklären, was sie meinen und wie sie nachweisen, dass der Geist „rechnet“. Ein zweites Problem besteht darin zu klären, wie sich die rechnerische Beschreibung zu anderen gängigen Beschreibungsarten verhält. Wie sie sich insbesondere zur neurophysiologischen Beschreibung verhält, die auf elektrochemischen Eigenschaften des Gehirns basiert. Und wie sie sich zur intentionalen Beschreibung verhält, also intuitiv zu wissen, was andere Menschen vorhaben, und wie wir erkennen, was sprachliche Äußerungen bezwecken möchten. Kurzum: Wie kommt die inhaltliche Bedeutung in das Gehirn?

Das „amoralische Gesetz“ liegt nach Kant im Menschen begründet, ist normativ und kann damit nur im Menschen begründet sein – denn wie soll eine Maschine normativ sein, wo sich doch dort alles Wissen performativ im Trainingsmodus entwickelt und dieser von Programmierern vorgegeben wird?

Kann eine KI kreativ sein? Für viele Menschen klingt die Vorstellung, dass ein Computerprogramm kreativ sein kann, wie ein Widerspruch in sich. Das Wesen einer Maschine oder eines Algorithmus liegt schließlich darin, „mechanisch“ zu sein – also das Gegenteil von kreativ. Oft ist zu hören, ein Computer könne nur das tun, wozu er von einem Menschen programmiert wurde. Daher kann er per Definition nicht kreativ sein. Kreativität erfordert, selbst etwas Neues zu schaffen.

Im Kern der Debatte, ob KI einen freien Willen oder Selbstbewusstsein haben kann, steht also die Frage, ob auch der menschliche Verstand selbst eine denkende Maschine ist – in dem Sinne, ob er durch Algorithmen beschreibbar ist. Sie mit Ja zu beantworten entspricht eine Position, die als Computational Theory of Mind (CTM) bekannt ist. Sie spielte lange eine wichtige Rolle in der Kognitionswissenschaft. In der jüngeren

Von Midjourney generiert: Wie sich diese KI Immanuel Kant fotografisch im Jahr 2024 vorstellt. Abbildung: FAZ.

einem KI-generierten Bild, die Rembrandt imitierten, waren manchmal täuschend echt. Aber neu ist nicht dasselbe

einem KI-generierten Bild, die Rembrandt imitierten, waren manchmal täuschend echt. Aber neu ist nicht dasselbe

Wie kreativ Es gibt ähnliche Beispiele für die Erzeugung von Musik; das berühmteste Computerprogramm, das auf diese Weise Musik generierte, hieß „Experiments in Musical Intelligence“ (EMI) und stammt von dem Komponisten David Cope. Das KI-Programm war entwickelt worden, um Musik im Stil verschiedener klassischer Komponisten zu erzeugen, und einige seiner Stücke schafften es, selbst professionellen Musikern vorzuzugeln, sie seien vom tatsächlichen Komponisten geschrieben worden.

War EMI nun kreativ? Wohl eher nicht. Denn die von EMI produzierten Musikstücke beruhten auf musikwissenschaftlichem Wissen des menschlichen Wesens namens David Cope; und dieses menschliche Wissen wurde in die musikalischen Ideen eingebettet. Vor allem aber hatte das Programm kein wirkliches Verständnis für die erzeugte Musik – weder im Hinblick auf die musikalischen Konzepte noch im Hinblick auf die emotionalen Auswirkungen der Musik. Aus diesen Gründen konnte das Musikprogramm die Qualität der von ihm produzierten Musik nicht beurteilen – das war die Aufgabe von Cope, der entschied, was veröffentlicht und was nicht veröffentlicht wurde. Auch Kreativität gilt also, dass Kreativität nur durch die Zusammenarbeit mit einem Menschen zustande kommt, der versteht, was gute Musik ausmacht, der ein Produkt (in dem Fall ein Musikstück) beurteilen kann. Den KI-Algorithmen fehlt also ein entscheidendes Element für Kreativität, nämlich beurteilen zu können, ob die neuen Ideen für den beabsichtigten Effekt oder Zweck taugen.

Was Kreativität ausmacht, das ist nicht allein der kreative Prozess per se. Sondern die menschliche Fähigkeit, sie zu schätzen, zu verstehen, was sie bewegt, zu begreifen, was sie mitteilt – ein Aspekt, den auch Kant in seinen ästhetischen Schriften betonte. Dieses Wertschätzung und dieses Verständnis sind sowohl für das Publikum als auch für die kreativen Wissenschaftler, Schriftsteller oder Künstler unerlässlich. Ohne sie kann man ein Werk nicht als wirklich „kreativ“ bezeichnen. Es gehört also auch zu Kreativität, das Geschaffene zu verstehen, in seiner Neuartigkeit oder Originalität zu erkennen und zu beurteilen. Relevant ist hier auch, dass Kant einen kreativen Künstler nicht nur rezeptiv-produktiv begriff, sondern zugleich produktiv. Das Genie ist nach dieser Logik nicht bloßer Nachahmer der Natur, sondern produziert einen schönen Gegenstand selbst.

Das bedeutet im Umkehrschluss, dass es ein KI-System schwer haben wird, im eigentlichen Sinne kreativ zu sein, da es immer die Daten nachahmt, mit denen es „trainiert“ wurde. In diesem Sinne kann es generativ kein existierender Computer als kreativ bezeichnet werden. Die Wechselwirkung zwischen Künstler und Rezipienten hätte Kant in seinen Werken über Ästhetik, Genie und Kunst übrigens vorhergesehen.

Aber es gibt selbst in Kants Überlegungen Hoffnung, dereinst kreative KI-Systeme entwickeln zu können. So meinte er über das Genie: „Genie ist die angeborene Gemütslage [...], durch welche die Natur der Kunst die Regel gibt.“ Für Kant besitzt das Genie also eine besondere Gabe, er bezeichnet sie als Talent. Dieses

Talent besteht seinen Überlegungen nach darin, dass das Genie der Kunst die Regel gibt, dass es (erschafft wie die Natur selbst. Dies würde wiederum bedeuten, dass es Muster gibt, die der Verstand verwendet, um kreative Ergebnisse hervorzubringen – und diese befinden sich im Naturgeschehen, also einer deterministisch von Naturgesetzen selbst geprägten Welt. Damit könnten sie einer zukünftigen KI prinzipiell zugänglich sein.

Ein prominenter Vertreter der empirischen Ästhetik, der britische Neurowissenschaftler Semir Zeki, stellte vor einiger Zeit die These auf, dass beispielsweise ein Maler seine Produkte, die Bilder, ständig (unbewusst) mit Mustern in seinem visuellen Gedächtnissystem abgleicht. Damit führt Zeki die Kunststher Kompositen geschrieben worden.

Das bedeutet im Umkehrschluss, dass Menschen eine generelle Präferenz für Bilder mit fraktalen Eigenschaften haben, die in der Umwelt häufig vorkommen. Beispiele hierfür sind Bilder von Jackson Pollock. Diese Präferenz ist unabhängig von der Art des Bildes. Das visuelle System ist evolutionär auf eine schnelle Verarbeitung im Sinne einer effizienten Codierung von komplexen natürlichen Szenen ausgelegt. Dieser Vorteil in der Verarbeitung führt der Theorie zufolge nun dazu, dass Betrachter solche Bilder, welche dieselben statistischen Eigenschaften wie natürliche Landschaften haben, als ästhetischer empfinden als Bilder, auf denen dies nicht der Fall ist. Aufgrund einer Resonanz im visuellen System kommt es zu einem Wohlgefallen an schönen Objekten. Laut Kant hört sich das dann so an: „Ästhetische Erfahrung beruht nicht so sehr auf der Beschaffenheit der äußeren Dinge, sondern auf dem jedem Menschen eigenen Gefühl, durch jene Dinge mit Lust und Unlust gerührt zu werden.“

Da schließt sich sozusagen der Kreis zum zu Beginn angesprochenen Naturforscher Konrad Lorenz. In seinen Werken heißt es in Anlehnung an eine Formulierung Goethes sinngemäß: Das Auge wäre nicht sonnenhaft, wenn die Evolution es nicht mit einer solchen Funktionalität hervorgebracht hätte. Nicht denkbar scheint also, dass eine vergleichbare Evolution zukünftige KI-Systeme zu neuen geistigen und kreativen Höhen aufschwingen lässt. So lange allerdings sind wir die einzigen Wesen auf diesem Planeten, deren Verstand und Wille aus der Natur herausragt.

Dr. Martin Korte ist Professor für Zelluläre Neurobiologie an der TU Braunschweig und Autor mehrerer populärwissenschaftlicher Bücher etwa über die Auswirkungen der Digitalisierung auf das Gehirn.

Immer wieder findet er den Weg in die Schlagzeilen, der Super- oder Wunderaku, der vermeintlich alles auf den Kopf stellt und flugs den letzten Zweifler von der Elektromobilität überzeugt. Was er können müsste, um diesen Anspruch zu genügen, definiert sich vor allem über die Energie, die der Akku laden und speichern kann. Nimmt man gewöhnliches Benzin als Maßstab, müsste die Energiedichte auf etwa zehn Kilowattstunden je Liter steigen, und die müssten in Sekunden einzufließen. Das ist unmöglich und wird es auch bleiben, 300 Wattstunden je Liter sind derzeit ein Spitzenwert für eine in Großserie produzierte Batteriezele.

Dass die Batterietechnik dennoch einen Schwerpunkt nahezu aller nationalen Forschungspläne darstellt, liegt an den Effizienzvorteilen, die eine durchgängig elektrische Energieteile vom Windrad bis zum Rad verspricht. In vielen Anwendungen jenseits des Automobils, vom Rasenmäher bis zur Unterhaltungselektronik, bietet zudem der Verzicht auf die Stromzufuhr per Kabel einen direkten Kundenvorteil – es ist kein Zufall, dass Sony Anfang der Neunzigerjahre all diesen Disziplinen gleichzeitig den ersten modernen Lithium-Ionen-Akku für eine Videokamera in Serie brachte. Drohnen und mobile Roboter sind ohne leistungsfähige Akkus undenkbar.

So wird allerorten, vor allem in Asien, aber auch in Europa an Akkus gearbeitet, die mehr Energie in kürzerer Zeit aufnehmen können. Oder die das können, was andere schon können, nur zu deutlich geringeren Kosten. So oder so soll die Sicherheit darunter nicht leiden, was bei höheren Energiedichten oder größeren Ladeströmen kein triviales Problem ist. Ein weiteres Entwicklungsziel aus Sicht der anwendenden Industrie, allen voran der Autobranche, ist eine größere Unabhängigkeit von seltenen Rohstofflieferanten, wozu funktionierende Materialkreisläufe erheblich beitragen könnten.

Die Batteriezele, die mit einem einheitlichen technischen Ansatz Fortschritte in der Batterietechnik ermöglicht, wird es vorerst nicht geben, vielleicht sogar nie. Statt sich auf die Suche nach einem einzelnen Superakku zu begeben, scheint es sinnvoll, sich auf verschiedenen Feldern parallel voranzutasten. Dies dabei erhebliche Mittel in die evolutionäre Weiterentwicklung konventioneller Lithium-Ionen-Technik fließen, ist nicht verwunderlich, sondern eine Kombination aus berechtigtem Interesse an Investitionsschutz und Mangel an Alternativen in dieser Hinsicht. Eine konventionelle Lithium-Ionen-Zelle, wie sie bis vor Kurzem in nahezu allen Elektroautos zum Einsatz kam, verfügt über eine Kathode aus Nickel, Mangan und Kobalt, eine Anode aus Graphit und einen flüssigen Elektrolyten – Letzterer ermöglicht den Transport der Lithium-Ionen zwischen Kathode und Anode. In allen drei Systembestandteilen waren und sind Weiterentwicklungen möglich, die jeweils auch Chancen für den Markteintritt europäischer Unternehmen bieten.

Dies gibt beispielsweise für die Anode, das Parkhaus, in dem die Lithium-Ionen während des Ladens zugeführt werden müssen, ist weit gediehen – und doch scheint auch hier China einen Vorsprung zu haben. Die ersten, hierzulande nicht verkauften Kleinwagen sind dort schon auf dem Markt. Das mag daran liegen, dass die Energiedichte noch geringe als bei den Eisenphosphaten ausfällt, was mit dem Premiumanspruch deutscher Hersteller schlecht zu vereinien ist. Und auch das wird so bleiben, wie der Batterieforscher Maximilian Fichtner kürzlich in dieser Zeitung bekräftigte. „Die Li-

thium-Ionen-Batterie ist einfach besser, daran hat sich nichts geändert.“

Dem Transportmedium Elektrolyt kommt meist geringe Aufmerksamkeit zu, zum Leidwesen des einzigen deutschen Anbieters E-Lyte, der derzeit eine Produktion in Kaiserslautern aufbaut. Auf einem Batterierium des Forschungsministeriums zeigte Gründer Ralf Wagner Anfang des Jahres, dass die altersbedingt abnehmende Kapazität eines Lithium-Ionen-Akkus durch die Elektrolytzusammensetzung zu beeinflussen ist. Besonders deutlich werde dieser Effekt bei höheren Betriebstemperaturen, dann sei eine Verdopplung der Lebensdauer möglich.

Der Heilige Gral der Akkuforscher gebührt nach wie vor allerdings jener Technik, die ohne flüssigen Elektrolyten auskommt: dem Festkörperakku. Dessen großer Vorteil besteht darin, dass er auf der Anodenseite kein Speichermedium benötigt, weil sich das Lithium als deutscher Autobauer investieren, sitzen trotzdem in Übersee. So stammt Quantum Scap, dessen Festkörperentwicklung Volkswagen bislang mit mehr als 400 Millionen Euro finanzierte, aus Kalifornien; es handelt sich um eine deutsche Unternehmung in Stamford. Eine Erfolgsgarantie ist das Geld trotzdem nicht. Doch zumindest zeugen die Prototypen, die das Unternehmen Anfang des Jahres vorstellte, von erheblichen Fortschritten. Auch das in jedem Festkörperakku auftretende Problem des schwankenden Volumens will Quantum Scap durch eine neue Bauweise der Zelle mittlerweile gelöst haben.

Powervo hat schon angekündigt, die Zellen von Quantum Scap für mindestens 500.000 Autos jährlich in Lizenz produzieren zu wollen. Ob das jedoch in der deutschen Fabrik in Salzgitter passieren wird, das ist genauso offen wie der Zeitpunkt. Auch andere Hersteller, die am Festkörperakku arbeiten, tun sich schwer, den exakten Zeitpunkt der Serienstart zu nennen, meist heißt es: „in der zweiten Hälfte dieses Jahrzehnts“ Jürgen Janek, der von der Universität Gießen aus die deutsche Forschung an Festkörperakkus koordiniert, sagt dazu: „Vor 2030 wird das nichts mehr mit der Großserienfertigung.“

Ob ein großer Technologiesprung in der Akkutechnik wirklich kommt und wie günstig das Kosten-Nutzen-Verhältnis sein wird, muss gegenwärtig offen bleiben. Sicher ist allerdings, dass die Bereichsfall, Milliarden in die Produktion neuer Batterietypen zu investieren, wesentlich am Absatz von Elektroautos hängt. Mehr als 80 Prozent der Weltnachfrage für Lithium-Ionen-Zellen: seine patzellen ausfällt, was mit dem Premiumanspruch deutscher Hersteller schlecht zu vereinien ist. Und auch das wird so bleiben, wie der Batterieforscher Maximilian Fichtner kürzlich in dieser Zeitung bekräftigte. „Die Li-

thium-Ionen-Batterie ist einfach besser, daran hat sich nichts geändert.“

Dem Transportmedium Elektrolyt kommt meist geringe Aufmerksamkeit zu, zum Leidwesen des einzigen deutschen Anbieters E-Lyte, der derzeit eine Produktion in Kaiserslautern aufbaut. Auf einem Batterierium des Forschungsministeriums zeigte Gründer Ralf Wagner Anfang des Jahres, dass die altersbedingt abnehmende Kapazität eines Lithium-Ionen-Akkus durch die Elektrolytzusammensetzung zu beeinflussen ist. Besonders deutlich werde dieser Effekt bei höheren Betriebstemperaturen, dann sei eine Verdopplung der Lebensdauer möglich.

Der Heilige Gral der Akkuforscher gebührt nach wie vor allerdings jener Technik, die ohne flüssigen Elektrolyten auskommt: dem Festkörperakku. Dessen großer Vorteil besteht darin, dass er auf der Anodenseite kein Speichermedium benötigt, weil sich das Lithium als deutscher Autobauer investieren, sitzen trotzdem in Übersee. So stammt Quantum Scap, dessen Festkörperentwicklung Volkswagen bislang mit mehr als 400 Millionen Euro finanzierte, aus Kalifornien; es handelt sich um eine deutsche Unternehmung in Stamford. Eine Erfolgsgarantie ist das Geld trotzdem nicht. Doch zumindest zeugen die Prototypen, die das Unternehmen Anfang des Jahres vorstellte, von erheblichen Fortschritten. Auch das in jedem Festkörperakku auftretende Problem des schwankenden Volumens will Quantum Scap durch eine neue Bauweise der Zelle mittlerweile gelöst haben.

Powervo hat schon angekündigt, die Zellen von Quantum Scap für mindestens 500.000 Autos jährlich in Lizenz produzieren zu wollen. Ob das jedoch in der deutschen Fabrik in Salzgitter passieren wird, das ist genauso offen wie der Zeitpunkt. Auch andere Hersteller, die am Festkörperakku arbeiten, tun sich schwer, den exakten Zeitpunkt der Serienstart zu nennen, meist heißt es: „in der zweiten Hälfte dieses Jahrzehnts“ Jürgen Janek, der von der Universität Gießen aus die deutsche Forschung an Festkörperakkus koordiniert, sagt dazu: „Vor 2030 wird das nichts mehr mit der Großserienfertigung.“

Ob ein großer Technologiesprung in der Akkutechnik wirklich kommt und wie günstig das Kosten-Nutzen-Verhältnis sein wird, muss gegenwärtig offen bleiben. Sicher ist allerdings, dass die Bereichsfall, Milliarden in die Produktion neuer Batterietypen zu investieren, wesentlich am Absatz von Elektroautos hängt. Mehr als 80 Prozent der Weltnachfrage für Lithium-Ionen-Zellen: seine patzellen ausfällt, was mit dem Premiumanspruch deutscher Hersteller schlecht zu vereinien ist. Und auch das wird so bleiben, wie der Batterieforscher Maximilian Fichtner kürzlich in dieser Zeitung bekräftigte. „Die Li-

thium-Ionen-Batterie ist einfach besser, daran hat sich nichts geändert.“

Wunder dauern

Der Lithium-Ionen-Akku gehört zu den wichtigsten Erfindungen des 20. Jahrhunderts. Doch das Elektroauto braucht noch bessere Batterien. Sind die in Sicht?

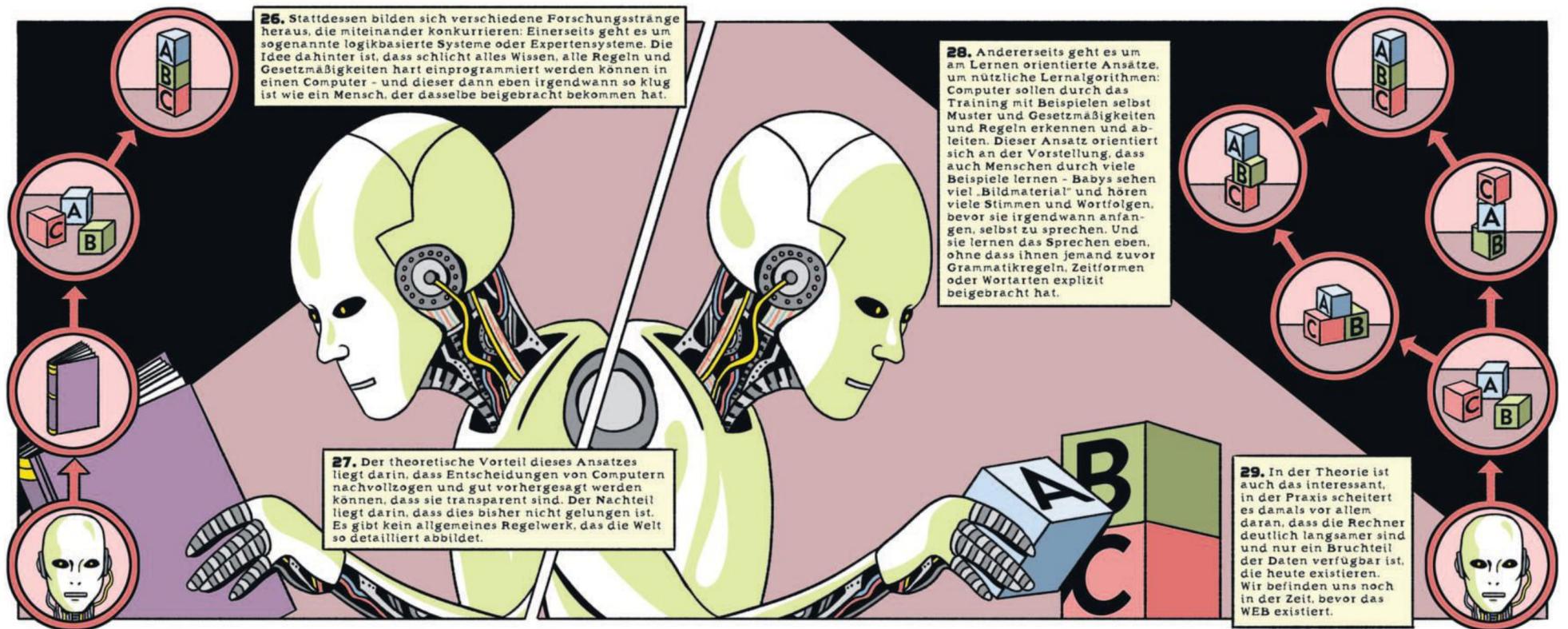
Von Johannes Winterhagen

arbeitet an Anoden auf Siliziumbasis, allerdings mit dem amerikanischen Partner Sila. Gegründet wurde dieses Unternehmen im Jahr 2011, die ersten Autos mit den neuen Akkus kommen voraussichtlich Anfang 2026 in Kundenhand – ein Beispiel dafür, dass neue Batterietechnologien Zeit für den Weg in den Markt brauchen und allen, die ein schnelles Wunder versprechen, mit gesunden Misstrauen zu begegnen ist.

Schon auf dem Markt sind Batteriezellen mit einer sogenannten Si:1-Chemie. Die Kathode enthält dabei nur noch einen Anteil von jeweils zehn Prozent Mangan und Kobalt statt der früher üblichen 20 Prozent, und das ohne erkennbare Nachteile für Energiedichte oder Dauerhaftigkeit. Ein inkrementeller Schritt in technischer Hinsicht, der jedoch angesichts der von China dominierten Lieferkette für das Übergangsmetall Kobalt nicht bedeutungslos ist. Gänzlich unabhängig machen von asiatischen Rohstofflieferanten könnten sich deutsche Hersteller, wenn sie auf Kathoden aus Eisenphosphat setzen. Zudem lassen sich damit preisgünstigere Elektroautos auf dem deutschen Markt, etwa der Citroën C3, fahren denn auch mit dem sogenannten LFP-Akku, aus dem von Volkswagen versprochene 25.000-Euro-Elektroauto wird anders nicht zu realisieren sein. Von Batteriepreisen deutlich geringer als 100 Dollar je Kilowattstunde ist im Markt die Rede – doch die größten Hersteller sitzen mit BYD und CATL auch hier in China. Die zum Volkswagen-Konzern gehörende Powervo schafft sich über einen Einstieg

bei Gotion immerhin das Wissen, um LFP-Zellen in einigen Jahren auch im neuen Batteriewerk in Salzgitter fertigen zu können.

Was Energiedichte betrifft, so erreicht die LFP-Technik nicht das Niveau der Nickel-Mangan-Kobalt-Kombination, mindestens 20 Prozent beträgt der Abstand derzeit. Das muss nicht so bleiben, durch Dotierung, sprich die dosierte Zugabe anderer Metalle, könnte der Nachteil ausgeglichen werden. Es scheint allerdings so, als seien es wieder zwei chinesische Anbieter, CATL und Eve, die diese Technik als erste in Serie bringen. Sicher ist, dass LFP-Zellen durch häufiges Laden weniger leiden und daher für Nutzfahrzeuge besonders geeignet sind, von mehr als 2000 Zyklen ohne spürbare Kapazitätsverluste sprach ein Daimler-Ingenieur kürzlich. Ein teures durch ein billigeres Material zu ersetzen, das wäre auch für den Ladungsträger Lithium möglich. Als Alternative bietet sich Natrium an, für mich zu geringen Kosten zu gewinnen, zum Beispiel aus Natriumchlorid (Kochsalz). Die deutsche Forschung an Natrium-Ionen-Zellen ist allerdings noch im Anfangsstadium. Ein weiterer Vorteil ist allerdings, dass die Bereichsfall, Milliarden in die Produktion neuer Batterietypen zu investieren, wesentlich am Absatz von Elektroautos hängt. Mehr als 80 Prozent der Weltnachfrage für Lithium-Ionen-Zellen: seine patzellen ausfällt, was mit dem Premiumanspruch deutscher Hersteller schlecht zu vereinien ist. Und auch das wird so bleiben, wie der Batterieforscher Maximilian Fichtner kürzlich in dieser Zeitung bekräftigte. „Die Li-



Nach ungefähr zwei Jahren eines regelrechten KI-Hypes stellt sich beginnende Ernüchterung ein. Sowohl Entscheider als auch das Publikum bemerken, dass viele der versprochenen KI-Produkte doch nicht so schnell auf den Markt gelangen. Der Autor wird an dieser Stelle noch weitergehen und die These aufstellen, dass fast keine der hochfliegenden Ankündigungen jemals umgesetzt werden. In den nächsten Jahren werden wir zwar weiterhin von zahlreichen erfolgreichen Fallbeispielen (Use Cases) hören und von KI-Heilsversprechungen aller Art, wie zum Beispiel, dass die KI helfen könnte, den Kampf gegen Krebs zu gewinnen, den Welthunger zu besiegen oder die Anzahl der Verkehrstoten drastisch zu senken. Aber keines dieser Versprechen wird wahrscheinlich wahr werden. Doch trotz der zahlreichen Unzulänglichkeiten der Künstlichen Intelligenz ist sie riskanter denn je, denn die KI wird das Leben aller Menschen stark beeinflussen.

Um KI besser zu verstehen, hilft eine mögliche Taxonomie von Intelligenzstufen, die folgendermaßen definiert sein könnten: Deduktion (Stufe 1), Induktion (Stufe 2), Kognition (Stufe 3), Wahrnehmung und Bewusstsein (Stufe 4), Selbstwahrnehmung/intelligenz (Stufe 5), Gefühlsintelligenz (Stufe 6), Willensintelligenz (Stufe 7), menschliche Intelligenz der Selbstreflexion (Stufe 8). Anhand dieser Aufstellung wird deutlich, dass sich die heutige KI – trotz ihrer hohen „rationalen“ Intelligenz – auf einer recht geringen Intelligenzstufe befindet (Stufe 2 bis 3), jedenfalls verglichen mit der Intelligenz des Menschen. Der Grund dafür hat es in sich: Heutige KI ist eine rein mathematische KI, die als Softwarealgorithmus auf einem Computer implementiert wird. Das schafft zwar große Vorteile, da die Implementierung meist recht einfach ist. Aber eine rein mathematische Umsetzung von Intelligenz hat eben auch gravierende Nachteile. Denn die Grenzen der Mathematik selbst sind damit zwangsläufig auch die Grenzen jedweder KI. Im menschlichen Gehirn laufen keinerlei mathematische Prozesse ab, dort existieren neuronale Netze, mit ihren physikalischen, chemischen und biologischen Eigenschaften, und genau dieser Unterschied ist entscheidend für die riesigen Intelligenzunterschiede zwischen Mensch und Maschine.

Betrachten wir mit dieser Vorabschätzung das maschinelle Lernen etwas näher: Eine wichtige Säule der heutigen KI sind künstliche neuronale Netze (KNN), die man beispielsweise als einfache sogenannte Backpropagation-Netze oder Deep-Learning-Netze ausführt. Damit bezeichnen Fachleute jene auf Computern existierenden mathematischen Simulationen, von denen Fachleute glauben, dass ungefähr so die Informationsverarbeitung des Gehirns modelliert werden kann. Diese Art der Modellierung ist sogar überaus erfolgreich. Wir besitzen mit den KNN sogenannte universelle Approximatoren, und der Anwendungsnutzen ist enorm. Weiß man beispielsweise, dass der zu beschreibende Zusammenhang durch eine stetige

KI – das Ende der Illusionen

Die Erwartungen an die Künstliche Intelligenz sind enorm. Dabei ist diese Schlüsseltechnologie nicht so weit, wie viele glauben: Wo ihre Grenzen liegen – und woran das liegt.

Von Ralf Otte

Funktion dargestellt werden kann, wobei man die Funktion gar nicht kennen muss, kann ein KNN verwendet werden, welches diesen Zusammenhang anhand von Daten beliebig genau approximiert. Wir haben mit unseren Computern schon universelle Rechenmaschinen, nun besitzen wir auch noch eine universelle Lernmaschine. Auch haben wir mit sogenannten neuronalen Faltungsnetzen (CNN) nahezu universelle Bildverarbeitungsmaschinen und mit den großen Sprachmodellen (LLM-Modelle) nahezu universelle Sprachverarbeitungsmaschinen. Es ist daher kein Wunder, dass mit vielen Menschen die Phantasie durchgeht, dass sie die KI-Technologie bewundern oder fürchten.

Um die KI für die Praktiker realistischer einzuordnen, wollen wir uns nun einer Typisierung der Machbarkeit zuwenden: Die erste Gruppe beschreibt Probleme, die mit KI gut lösbar sind, die zweite Gruppe Probleme, die mittels KI nur schwer lösbar sind, und die dritte Gruppe beinhaltet alle Aufgabenstellungen, die man mittels KI gar nicht lösen kann – und zwar prinzipiell nicht. Enorme Summen ließen sich einsparen, wenn zu Beginn aller KI-Projekte klar wäre, zu welcher Kategorie das zu bearbeitende Problem gehört. Hier drei Beispiele, um dies zu verdeutlichen: Die KI-Optimierung des Einkaufes einer Firma durch die Analyse aller bisherigen Einkaufstransaktionen dieser Firma zählt zur ersten Gruppe. Die automatisierte KI-Steuerung eines Kraftwerkes zählt zur zweiten Gruppe. Den Straßenverkehr in Deutschland durch den Einsatz von KI-Autos vollständig vollautonom durchzuführen gehört in die Gruppe der prinzipiell unlösbaren Aufgaben.

Damit kommen wir abermals zum maschinellen Lernen (ML), der heutigen KI-Königsdisziplin. Wir zählen alle ML-Verfahren zur induktiven KI (dies entspricht in obiger Taxonomie der Intelligenzstufe 2). Maschinelles Lernen bedeutet also Lernen aus Daten – das Analogon beim Menschen wäre das Lernen aus Erfahrung. Nun gibt es endlos viele Daten in der Welt, wir sprechen von Zettabyte oder gar Yottabyte. Haben wir also genug Daten, um alles zu lernen, was wir lernen wollen? Und wenn wir genug Daten hätten, können wir dann alles lernen, was wir lernen möchten?

Die Antwort ist ein klares Nein. Kein Mensch würde mit KI die Lottozahlen vom nächsten Samstag vorhersagen wollen, obwohl die Daten der Ziehungen der letzten Jahrzehnte vorliegen. Warum nicht? Weil jeder (intuitiv) weiß, dass es keinen Zusammenhang zwischen den Lottoziehungen der Vergangenheit und der Lottoziehung am kommenden Samstag gibt. Gelernt werden können jedoch nur eindeutige Funktionen, manche Funktionsklassen jedoch extrem genau, wie das nach dem amerikanischen Wissenschaftler George V. Cybenko benannte Cybenko-Theorem aussagt. Cybenko zeigte schon im Jahr 1989, dass mit be-

stimmten neuronalen Netzen stetige Funktionen sogar beliebig genau nachbildbar sind. Stetige Funktionen sind dabei Funktionen, die man vereinfacht gesagt mit einem Stift durchzeichnen kann, ohne diesen abzusetzen, also Funktionen ohne Lücken und Sprünge. Wenn es um die Lottozahlen geht, dann liegt eine solche Funktion nicht vor. Darf ein solcher

Zusammenhang aus guten Gründen aber vermutet werden – insbesondere in industriellen Prozessen ist das meist gegeben –, so ist eine Approximation theoretisch gut möglich. Allerdings muss nun die vorhandene Datenlandschaft ganz genau überprüft werden. Denn schließlich müssen die Daten die unbekannte, aber durch die KI zu lernende Funktion abbilden können. Hier gibt es leider erhebliche Probleme in der Praxis, denn die Daten für die KI müssen repräsentativ, rückverfolgbar, reproduzierbar und ausreichend vorhanden sein. Manchmal liegen solche Daten vor. Oft leider nicht. Unerfahrene KI-Projektler merken häufig erst am Schluss, dass die Daten, auf denen das gesamte Projekt aufbaut, eben doch nicht repräsentativ waren. Hier passieren ständig gravierende Anwendungsfehler.

Würde die KI auf nicht repräsentativen Daten trainiert, können die Ausgaben der KI im Anwendungsfall natürlich völlig falsch sein. Lernende KI-Verfahren sollten daher nicht im Extrapolationsraum betrieben werden, also nicht in Datenräumen, in denen vorab keine Lerndaten vorlagen. Ein Beispiel: Trainiert man eine KI im Lerndatenbereich von 0 bis 100 darauf, Quadratzahlen zu addieren, so kann die KI die Addition später im gesamten Lerndatenraum von 0 bis 100 korrekt ausführen, selbstverständlich auch für nicht eintrainierte Beispiele. Fragt man aber nach der Addition zweier Quadratzahlen im Bereich um die 1000, werden die Ergebnisse der KI falsch sein; sie wird leider „halluzinieren“. Warum?

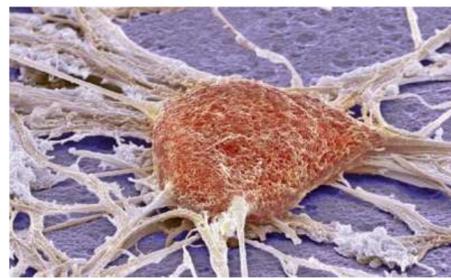
Um die KI für die Praktiker realistischer einzuordnen, wollen wir uns nun einer Typisierung der Machbarkeit zuwenden: Die erste Gruppe beschreibt Probleme, die mit KI gut lösbar sind, die zweite Gruppe Probleme, die mittels KI nur schwer lösbar sind, und die dritte Gruppe beinhaltet alle Aufgabenstellungen, die man mittels KI gar nicht lösen kann – und zwar prinzipiell nicht. Enorme Summen ließen sich einsparen, wenn zu Beginn aller KI-Projekte klar wäre, zu welcher Kategorie das zu bearbeitende Problem gehört. Hier drei Beispiele, um dies zu verdeutlichen: Die KI-Optimierung des Einkaufes einer Firma durch die Analyse aller bisherigen Einkaufstransaktionen dieser Firma zählt zur ersten Gruppe. Die automatisierte KI-Steuerung eines Kraftwerkes zählt zur zweiten Gruppe. Den Straßenverkehr in Deutschland durch den Einsatz von KI-Autos vollständig vollautonom durchzuführen gehört in die Gruppe der prinzipiell unlösbaren Aufgaben.

Um die KI für die Praktiker realistischer einzuordnen, wollen wir uns nun einer Typisierung der Machbarkeit zuwenden: Die erste Gruppe beschreibt Probleme, die mit KI gut lösbar sind, die zweite Gruppe Probleme, die mittels KI nur schwer lösbar sind, und die dritte Gruppe beinhaltet alle Aufgabenstellungen, die man mittels KI gar nicht lösen kann – und zwar prinzipiell nicht. Enorme Summen ließen sich einsparen, wenn zu Beginn aller KI-Projekte klar wäre, zu welcher Kategorie das zu bearbeitende Problem gehört. Hier drei Beispiele, um dies zu verdeutlichen: Die KI-Optimierung des Einkaufes einer Firma durch die Analyse aller bisherigen Einkaufstransaktionen dieser Firma zählt zur ersten Gruppe. Die automatisierte KI-Steuerung eines Kraftwerkes zählt zur zweiten Gruppe. Den Straßenverkehr in Deutschland durch den Einsatz von KI-Autos vollständig vollautonom durchzuführen gehört in die Gruppe der prinzipiell unlösbaren Aufgaben.

Um die KI für die Praktiker realistischer einzuordnen, wollen wir uns nun einer Typisierung der Machbarkeit zuwenden: Die erste Gruppe beschreibt Probleme, die mit KI gut lösbar sind, die zweite Gruppe Probleme, die mittels KI nur schwer lösbar sind, und die dritte Gruppe beinhaltet alle Aufgabenstellungen, die man mittels KI gar nicht lösen kann – und zwar prinzipiell nicht. Enorme Summen ließen sich einsparen, wenn zu Beginn aller KI-Projekte klar wäre, zu welcher Kategorie das zu bearbeitende Problem gehört. Hier drei Beispiele, um dies zu verdeutlichen: Die KI-Optimierung des Einkaufes einer Firma durch die Analyse aller bisherigen Einkaufstransaktionen dieser Firma zählt zur ersten Gruppe. Die automatisierte KI-Steuerung eines Kraftwerkes zählt zur zweiten Gruppe. Den Straßenverkehr in Deutschland durch den Einsatz von KI-Autos vollständig vollautonom durchzuführen gehört in die Gruppe der prinzipiell unlösbaren Aufgaben.

Um die KI für die Praktiker realistischer einzuordnen, wollen wir uns nun einer Typisierung der Machbarkeit zuwenden: Die erste Gruppe beschreibt Probleme, die mit KI gut lösbar sind, die zweite Gruppe Probleme, die mittels KI nur schwer lösbar sind, und die dritte Gruppe beinhaltet alle Aufgabenstellungen, die man mittels KI gar nicht lösen kann – und zwar prinzipiell nicht. Enorme Summen ließen sich einsparen, wenn zu Beginn aller KI-Projekte klar wäre, zu welcher Kategorie das zu bearbeitende Problem gehört. Hier drei Beispiele, um dies zu verdeutlichen: Die KI-Optimierung des Einkaufes einer Firma durch die Analyse aller bisherigen Einkaufstransaktionen dieser Firma zählt zur ersten Gruppe. Die automatisierte KI-Steuerung eines Kraftwerkes zählt zur zweiten Gruppe. Den Straßenverkehr in Deutschland durch den Einsatz von KI-Autos vollständig vollautonom durchzuführen gehört in die Gruppe der prinzipiell unlösbaren Aufgaben.

Künstliche Intelligenz, die Emotionen versteht oder in der Produktion hilft – was funktioniert wirklich schon? Und was bleibt bis auf Weiteres Fiktion – und dem menschlichen Gehirn überlassen?
Fotos Thomas Dasher, SPL, Okapia, Jens Gyarmaty



Weil der Extrapolationsbereich von 1000 viel zu weit vom vorab gelernten Interpolationsbereich zwischen 0 und 100 entfernt ist. Man sollte meinen, solche Fehler passieren nicht. Doch selbst dort, wo die professionellsten KI-Anwendungen zu erwarten wären, im Militär, werden solche Fehler gemacht – erwähnt sei der mutmaßliche Einsatz der KI im Gazakrieg (Operation Lavender).

1. Das Problem der Semantik: KI versteht nicht, was sie tut. Dieser Punkt ist insbesondere für Anwender der generativen KI wichtig, denn selbst die ausgeklügelte klingenden Antworten eines Chatbots sind immer nur rein syntaktischer Natur. Nichts davon wird durch die KI verstanden – heute nicht und morgen auch nicht.

2. Das Problem der Deduktion: KI kann eine gewisse Komplexität nicht automatisiert bearbeiten.

3. Das Problem der Induktion: KI kann das Lernproblem nicht lösen. Dies bedeutet, wie oben schon angedeutet, dass es nicht möglich ist, außer in Trivalfällen, die KI im besagten Extrapolationsraum einzusetzen.

4. Das Problem des Bewusstseins: KI kann die Umgebung nicht wahrnehmen. Dieser Punkt deutet an, dass alle heutigen Systeme des maschinellen Sehens keine wirklichen Wahrnehmungen besitzen, sondern immer nur Simulationen von Sehprozessen sind. Viele Anwender denken, dass es ausreicht, das Sehen digital zu simulieren, da es bisher auch ausreichte, das menschliche Denken und Lernen digital (mathematisch) zu simulieren – einfach weil die Ergebnisse der KI dort überzeugend sind. Aber beim Sehen bemerkt man die Grenzen der Simulation, insbesondere im anlogem Umfeld.

Um die KI für die Praktiker realistischer einzuordnen, wollen wir uns nun einer Typisierung der Machbarkeit zuwenden: Die erste Gruppe beschreibt Probleme, die mit KI gut lösbar sind, die zweite Gruppe Probleme, die mittels KI nur schwer lösbar sind, und die dritte Gruppe beinhaltet alle Aufgabenstellungen, die man mittels KI gar nicht lösen kann – und zwar prinzipiell nicht. Enorme Summen ließen sich einsparen, wenn zu Beginn aller KI-Projekte klar wäre, zu welcher Kategorie das zu bearbeitende Problem gehört. Hier drei Beispiele, um dies zu verdeutlichen: Die KI-Optimierung des Einkaufes einer Firma durch die Analyse aller bisherigen Einkaufstransaktionen dieser Firma zählt zur ersten Gruppe. Die automatisierte KI-Steuerung eines Kraftwerkes zählt zur zweiten Gruppe. Den Straßenverkehr in Deutschland durch den Einsatz von KI-Autos vollständig vollautonom durchzuführen gehört in die Gruppe der prinzipiell unlösbaren Aufgaben.

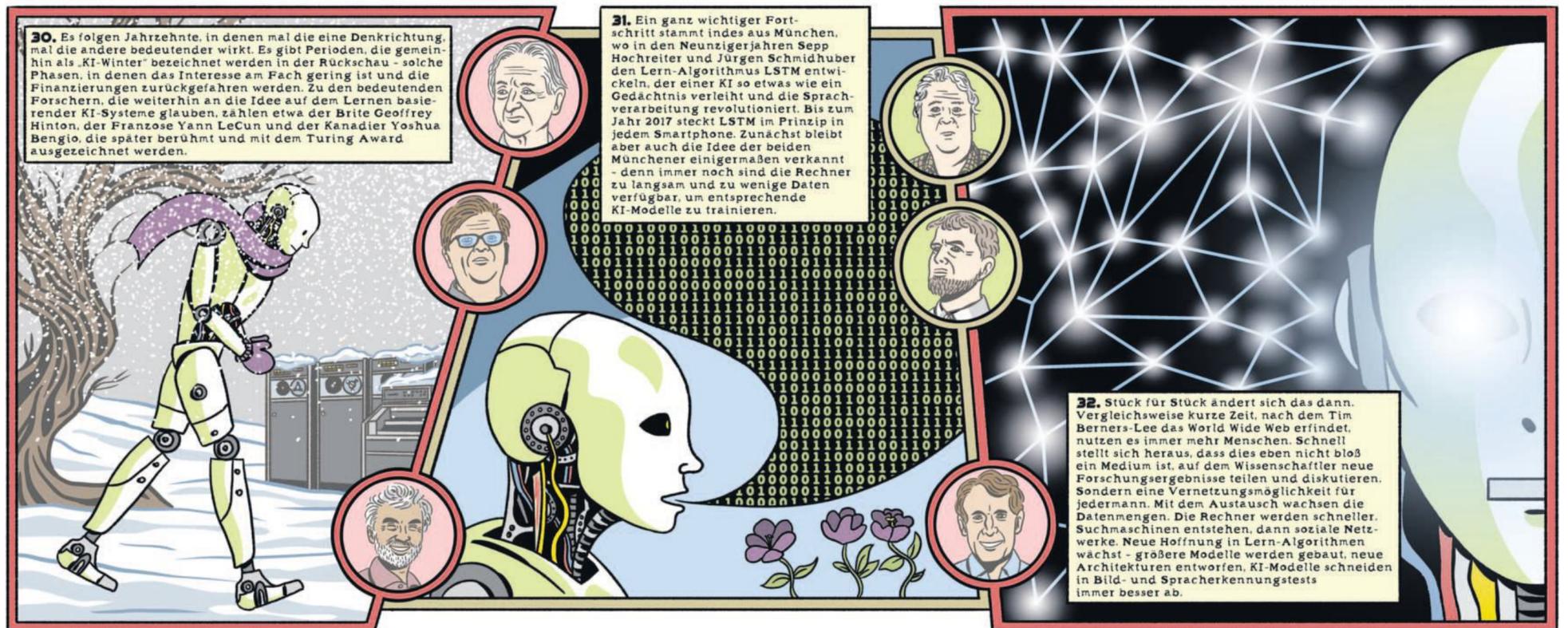
Um die KI für die Praktiker realistischer einzuordnen, wollen wir uns nun einer Typisierung der Machbarkeit zuwenden: Die erste Gruppe beschreibt Probleme, die mit KI gut lösbar sind, die zweite Gruppe Probleme, die mittels KI nur schwer lösbar sind, und die dritte Gruppe beinhaltet alle Aufgabenstellungen, die man mittels KI gar nicht lösen kann – und zwar prinzipiell nicht. Enorme Summen ließen sich einsparen, wenn zu Beginn aller KI-Projekte klar wäre, zu welcher Kategorie das zu bearbeitende Problem gehört. Hier drei Beispiele, um dies zu verdeutlichen: Die KI-Optimierung des Einkaufes einer Firma durch die Analyse aller bisherigen Einkaufstransaktionen dieser Firma zählt zur ersten Gruppe. Die automatisierte KI-Steuerung eines Kraftwerkes zählt zur zweiten Gruppe. Den Straßenverkehr in Deutschland durch den Einsatz von KI-Autos vollständig vollautonom durchzuführen gehört in die Gruppe der prinzipiell unlösbaren Aufgaben.

Um die KI für die Praktiker realistischer einzuordnen, wollen wir uns nun einer Typisierung der Machbarkeit zuwenden: Die erste Gruppe beschreibt Probleme, die mit KI gut lösbar sind, die zweite Gruppe Probleme, die mittels KI nur schwer lösbar sind, und die dritte Gruppe beinhaltet alle Aufgabenstellungen, die man mittels KI gar nicht lösen kann – und zwar prinzipiell nicht. Enorme Summen ließen sich einsparen, wenn zu Beginn aller KI-Projekte klar wäre, zu welcher Kategorie das zu bearbeitende Problem gehört. Hier drei Beispiele, um dies zu verdeutlichen: Die KI-Optimierung des Einkaufes einer Firma durch die Analyse aller bisherigen Einkaufstransaktionen dieser Firma zählt zur ersten Gruppe. Die automatisierte KI-Steuerung eines Kraftwerkes zählt zur zweiten Gruppe. Den Straßenverkehr in Deutschland durch den Einsatz von KI-Autos vollständig vollautonom durchzuführen gehört in die Gruppe der prinzipiell unlösbaren Aufgaben.

Um die KI für die Praktiker realistischer einzuordnen, wollen wir uns nun einer Typisierung der Machbarkeit zuwenden: Die erste Gruppe beschreibt Probleme, die mit KI gut lösbar sind, die zweite Gruppe Probleme, die mittels KI nur schwer lösbar sind, und die dritte Gruppe beinhaltet alle Aufgabenstellungen, die man mittels KI gar nicht lösen kann – und zwar prinzipiell nicht. Enorme Summen ließen sich einsparen, wenn zu Beginn aller KI-Projekte klar wäre, zu welcher Kategorie das zu bearbeitende Problem gehört. Hier drei Beispiele, um dies zu verdeutlichen: Die KI-Optimierung des Einkaufes einer Firma durch die Analyse aller bisherigen Einkaufstransaktionen dieser Firma zählt zur ersten Gruppe. Die automatisierte KI-Steuerung eines Kraftwerkes zählt zur zweiten Gruppe. Den Straßenverkehr in Deutschland durch den Einsatz von KI-Autos vollständig vollautonom durchzuführen gehört in die Gruppe der prinzipiell unlösbaren Aufgaben.

Um die KI für die Praktiker realistischer einzuordnen, wollen wir uns nun einer Typisierung der Machbarkeit zuwenden: Die erste Gruppe beschreibt Probleme, die mit KI gut lösbar sind, die zweite Gruppe Probleme, die mittels KI nur schwer lösbar sind, und die dritte Gruppe beinhaltet alle Aufgabenstellungen, die man mittels KI gar nicht lösen kann – und zwar prinzipiell nicht. Enorme Summen ließen sich einsparen, wenn zu Beginn aller KI-Projekte klar wäre, zu welcher Kategorie das zu bearbeitende Problem gehört. Hier drei Beispiele, um dies zu verdeutlichen: Die KI-Optimierung des Einkaufes einer Firma durch die Analyse aller bisherigen Einkaufstransaktionen dieser Firma zählt zur ersten Gruppe. Die automatisierte KI-Steuerung eines Kraftwerkes zählt zur zweiten Gruppe. Den Straßenverkehr in Deutschland durch den Einsatz von KI-Autos vollständig vollautonom durchzuführen gehört in die Gruppe der prinzipiell unlösbaren Aufgaben.

Um die KI für die Praktiker realistischer einzuordnen, wollen wir uns nun einer Typisierung der Machbarkeit zuwenden: Die erste Gruppe beschreibt Probleme, die mit KI gut lösbar sind, die zweite Gruppe Probleme, die mittels KI nur schwer lösbar sind, und die dritte Gruppe beinhaltet alle Aufgabenstellungen, die man mittels KI gar nicht lösen kann – und zwar prinzipiell nicht. Enorme Summen ließen sich einsparen, wenn zu Beginn aller KI-Projekte klar wäre, zu welcher Kategorie das zu bearbeitende Problem gehört. Hier drei Beispiele, um dies zu verdeutlichen: Die KI-Optimierung des Einkaufes einer Firma durch die Analyse aller bisherigen Einkaufstransaktionen dieser Firma zählt zur ersten Gruppe. Die automatisierte KI-Steuerung eines Kraftwerkes zählt zur zweiten Gruppe. Den Straßenverkehr in Deutschland durch den Einsatz von KI-Autos vollständig vollautonom durchzuführen gehört in die Gruppe der prinzipiell unlösbaren Aufgaben.



5. Das Problem der Gefühle: KI kann keine Gefühle ausdrücken.

6. Das Problem des Willens: KI kann keine Willensprozesse ausdrücken.

Die Punkte 5. und 6. sind eigentlich nicht als Mangel einer technischen KI anzusehen, denn für heutige Anwendungen sind keine Systeme mit Gefühls- oder gar Willensprozessen nötig.

Diese Bemerkungen sind übrigens nicht rein akademischer Natur. Die genannten Grenzen führen beispielsweise dazu, dass selbst in zehn oder 20 Jahren immer noch keine Roboter in unserem (chaotischen) Haushalt einsetzen sein werden. Oder salopp formuliert: Den Kaffee müssen wir uns im Jahr 2040 immer noch selbst holen, so merkwürdig das für viele klingen mag, weil die KI heute scheinbar ständig von einem Erfolg zum nächsten gelangt – ja, aber eben nur in digitalen Umgebungen, nicht in analogen. Den Kaffee wird ein Roboter also nur dann holen, wenn wir unseren Haushalt zu einer Art digitaler Fabrik umbauen und an jeder Ecke digitale Sensoren einbauen. Doch wer wollte das schon?

Kommen wir zu einem weiteren, wichtigen Sachverhalt für die Praxis. Die in Punkt 2. angesprochene nicht überwindbare Komplexitätsgrenze der KI hat großen Einfluss auf das autonome Fahren. Es kann vorausgesagt werden, dass es niemals möglich sein wird, den gesamten Straßenverkehr in Deutschland vollautonom abzuwickeln, weil die Komplexität der Interaktionen im Straßenverkehr der Komplexität der sogenannten Prädikatenlogik entspricht. Für die Prädikatenlogik – eine von mehreren Logiksystemen – wurde mathematisch jedoch exakt bewiesen, dass logische Entscheidungsprozesse unendlich lange dauern können oder gar zu widersprüchlichen Aussagen führen, die innerhalb des Systems selbst nicht auflösbar sind.

Man braucht solche Versuche daher auch gar nicht zu starten, denn mathematische Beweise sind für die heutige KI zwingend, da sie eine mathematische KI ist. Mit demselben Argument ist schon jetzt festgelegt, dass die KI niemals zur automatisierten Rechtsprechung eingesetzt werden darf, denn auch das Bürgerliche Gesetzbuch entspricht der Komplexität der Prädikatenlogik. Zur Einordnung: Jeder (erwachsene) Mensch wendet verschiedene Logiksysteme intuitiv an. Ein Beispiel: In der Aussagenlogik wird die Aussage „dieser Frosch ist grün“ einfach durch hinschauen überprüft. In der mächtigeren Prädikatenlogik lässt sich die universellere Aussage „alle Frösche sind grün“ nicht mehr so einfach

prüfen. Aber es hilft ein einziger Frosch, der nicht grün ist, um die Aussage durch Gegenbeweis wenigstens zu falsifizieren.

Für die KI ist der Umgang mit der Prädikatenlogik schwierig. Insbesondere die sogenannte Prädikatenlogik 2. Ordnung mit Aussagen wie „Frösche können alle Farben haben“ stellt die mathematische KI vor erhebliche Probleme. Denn laut dem berühmten Logiker Kurt Gödel gibt es wie oben ausgeführt in allen hinreichend starken Systemen (und dazu zählt die Prädikatenlogik 2. Ordnung) zwingend Aussagen, die sich formal weder beweisen noch widerlegen lassen. Das trifft die KI mit voller Wucht, denn es verhindert prinzipiell zahlreiche geplante KI-Anwendungen, wie die erwähnten voll automatisierten Gerichtsentscheide. Recht kann nur ein menschlicher Richter sprechen, für den die obige Komplexitätsgrenze nämlich nicht gilt, da er auch mit nicht formalen Beweisen arbeiten kann. Anwälte und Richter könnten KI zur Beweissichtung oder mittels Chatbots zur Argumentation verwenden, das ist möglich, nicht aber für die automatisierte Rechtsprechung selbst.

Es gibt viele weitere Fälle, in denen der Einsatz von KI aus Komplexitätsgründen versagt. KI kann Code generieren und Code über Code, aber immer nur bis zu einer gewissen Grenze. Es kann nicht passieren, dass sich eine KI immer weiter selbst optimiert und repariert, denn sobald diese Aufgabenstellung die Komplexität der Prädikatenlogik erreicht, kommt es zu inneren Widersprüchen und damit zum Stillstand. Systeme, die ihre eignen Baupläne enthalten, kommen zwingend in unbeweisbare Zustände, das ergibt sich abermals aus dem erwähnten Unvollständigkeitsatz des besagten Kurt Gö-

del. Daher nochmals: Alle mathematischen Systeme unterliegen derartigen Restriktionen. Niemand können heutige, mathematikbasierte KI-Maschinen die Menschheit übernehmen, diese Ängste werden zwar „bewusst“ verbreitet – sie sind aber völlig absurd.

Dennoch ist die KI sehr riskant geworden. Abschließend soll daher eine Risikoeinschätzung folgen, denn auch hier sollte sich niemand Illusionen machen. Der Europäische AI Act soll das Risiko von KI-Anwendungen bewerten und dafür Sorge tragen, dass bestimmte Anwendungen den Betroffenen nicht zu viele Risiken aufbürden. Die mehr als 400 Seiten der Verordnung sind ein gutes und nützliches Regelwerk, denn die KI ist riskant – trotz oder gerade wegen ihrer oben genannten Mängel. Die KI stellt nämlich ein „perfektes“ Instrumentarium zur Überwachung bereit. Man kann technische oder kaufmännische Prozesse überwachen oder Krankheiten, aber eben auch Menschen und ganze Bevölkerungsgruppen. Der Anwender der KI-Verfahren entscheidet, was er mit der KI machen wird. Ein Skalpell kann Leben retten. Oder Leben zerstören.

Schauen wir uns ein Beispiel an, um diese Problematik zu verdeutlichen: Mittels KI-Verfahren lassen sich heutzutage gute Bildklassifikatoren realisieren, die sich etwa einsetzen lassen, um Produktionsprozesse zu überwachen. Natürlich wird man diese im Unternehmen nur einsetzen, wenn die Gütemaße der Klassifikatoren gut genug sind. Zwei wichtige Gütemaße des Klassifikators sind die Sensitivität und die Spezifität. Sensitivität bedeutet im Produktionsumfeld, dass dann, wenn ein Endprodukt einen Mangel aufweist, dieser durch die KI-Bilderkennung auch erkannt wird. Spezifität bedeutet, dass dann, wenn ein Produkt keinen Mangel aufweist, dieses Produkt die Gütekontrolle auch unbehelligt passieren darf. KI ist für solche technischen Anwendungen prädestiniert.

Was aber wäre mit der visuellen Überwachung von Personengruppen? Stellen wir uns hierzu einen KI-Klassifikator vor, der eine Menschengruppe in zwei Kategorien einteilen soll. Die eine Gruppe seien (mutmaßliche) Terroristen, die andere Gruppe unbescholtene Bürger. Im Beispiel verwenden wir einen KI-Video-Klassifikator mit einer Sensitivität von 99 Prozent und einer Spezifität von ebenfalls 99 Prozent. Diese beiden Gütemaße sind sehr gut, sie werden in der Praxis oft nicht erreicht. Der AI Act würde einen KI-Einsatz mit dieser Qualität sicherlich erlauben. Jetzt nehmen wir 300 Studenten, die in einer Großstadt die Terroristen repräsentieren sollen, um das KI-System zu testen. Das System installieren wir an einem Bahnhof, den in der Woche etwa eine Million Menschen passieren. Was ist nun zu erwarten? Die Sensitivität besagt, dass wir mit unserem KI-System 99 Prozent der Terroristen erkennen werden, also von den 300 Terroristen 297 aufspüren können. Das ist ziemlich gut. Die Spezifität von 99 Prozent besagt nun, dass auch bei den unbescholtenen Bürgern ein Fehler von ein Prozent (falsch-positive) gemacht werden wird. Also werden wir von etwa einer Million unbescholtenen Bürgern, die den Bahnhof während dieser Zeit passieren, ungefähr 10.000 Bürger als (mutmaßliche) Terroristen deklarieren. Diese 10.000 Menschen müssen später der Polizei beweisen, dass sie gar keine Terroristen sind. Das ist gesellschaftlich natürlich unzumutbar.

Selbstverständlich ist es logisch, dass jeder KI-Einsatz aufgrund von Fehlern einen Preis erfordert, der eben bezahlt werden muss. Im Industrieinsatz wird das von vornherein berücksichtigt, denn den Preis zahlt das einsetzende Unternehmen selbst. Im Bereich der KI-Über-

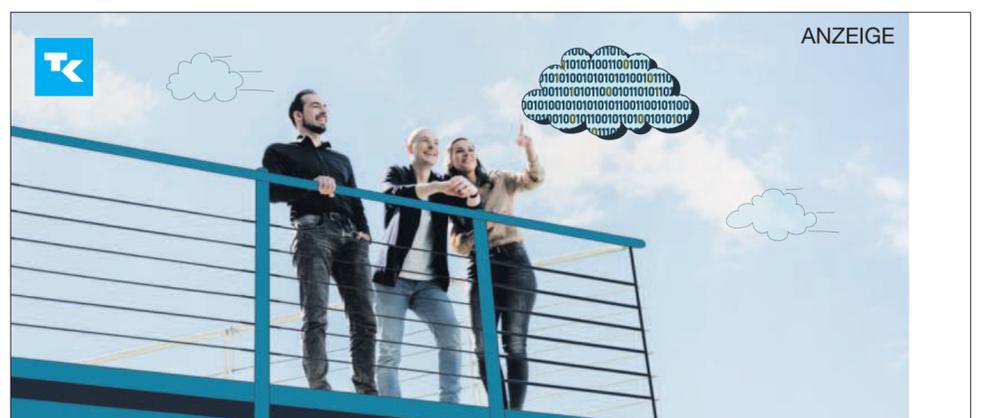
wachung trägt jedoch der Bürger die „Kosten“, denn er muss beweisen, dass er kein Terrorist ist. Da die „Kosten“ also ausgelagert werden können (weg vom KI-Anbieter und hin zum Betroffenen), wird das alles völlig verordnungskonform so eingesetzt werden, natürlich im Namen der Sicherheit – wir sollten uns hier keine Illusionen machen.

Aktuell geht von der KI eine latente Gefahr aus, denn die riesigen Werbebudgets von KI-Unternehmen sorgen dafür, dass den Entscheidern viele Vorteile der KI verkauft werden, die in der Realität so gar nicht existieren. Wird die KI in den Unternehmen selbst eingesetzt und wer-

den die KI-Verordnung und der Datenschutz eingehalten, ist der Einsatz sehr häufig von Vorteil und teilweise sogar extrem gewinnbringend. Wird die KI jedoch in der Gesellschaft eingesetzt, gehen von ihr erhebliche Risiken aus. Letztlich kommt es zu einer Allianz von Macht und Technologie. Selbst eine fehlerhafte und mangelhafte Technologie kann so zu einer großen Gefahr werden. Während medial oft über eine zukünftige Singularität und Machtübernahme durch eine KI gesprochen wird, sind die Gefahren viel subtiler und vor allem gegenwärtig. Man könnte sich eine KI-Maschinenschicht vorstellen, die über die Gesellschaft ge-

stülpt wird und die trotz ihrer massiven Mängel das Leben und Arbeiten von Millionen Menschen überwacht, steuert und regelt. Besitzer dieser Technologien hätten natürlich den Luxus, davon nicht betroffen zu sein. Es ist daher zu hoffen, dass der Einsatz der KI in der Gesellschaft kritisch begleitet werden wird. Das sollte keine Illusion sein.

Dr. Ralf Otte ist Professor für Industrieautomatisierung und Künstliche Intelligenz an der Technischen Hochschule Ulm. Seit mehr als 30 Jahren setzt er KI-Projekte in Industrie und Gesellschaft um. Er ist Autor mehrerer Bücher zum Thema, mehr dazu unter ralfotte.com.



Elektronische Patientenakte in Sicht!

Wann habe ich zum letzten Mal Antibiotika genommen? Muss ich zur Krebsvorsorge? Die elektronische Patientenakte (ePA) unterstützt bei allen Fragen rund um die Gesundheit. Bei der TK arbeitet ein 100-köpfiges Team an ihrer Einführung. Wir stellen Ihnen drei Spezialisten vor.

Jeder und jede Versicherte bekommt 2025 eine elektronische Patientenakte (ePA) – ein Großprojekt im Gesundheitswesen, an dem 99.000 Arztpraxen, 17.500 Apotheken, 1.700 Krankenhäuser und unzählige weitere Akteure beteiligt sind. In der Techniker Krankenkasse (TK) arbeitet ein 100-köpfiges Team an der Einführung der ePA. Wie funktioniert die Entwicklung? Ein Blick in den Maschinenraum der Techniker Krankenkasse.

Damit jeder und jede in Deutschland künftig beim Arztbesuch sofort auch an die ePA-App auf dem Smartphone denkt, sind das Kundenfeedback und die gezielte Ausrichtung der Anwendung auf die Bedürfnisse der Versicherten entscheidend. „Das beste Produkt ist nichts wert, wenn der Kundenservice nicht stimmt“, sagt Lisa Trik, die bei TK-Safe für Qualitätsmanagement und Kundenbindung verantwortlich ist. Der Kontakt zu den Kunden, also den TK-Versicherten, ist ihr ein „Herzenseinliegen“, wie sie sagt. Für sie gilt es jedoch, nicht nur die Patientinnen und Patienten von der Akte zu überzeugen. Auch die professionellen Nutzer, die künftig Daten für Patientinnen und Patienten in der Akte abspeichern, müssen für die ePA begeistert werden. Dazu zählen etwa Arztpraxen, Apotheken, Krankenhäuser, Hebammen, Reha- oder Pflegeeinrichtungen.

Mehr als 100 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die alle an einem gemeinsamen Ziel arbeiten – damit das gelingt, braucht es Menschen, die alle Prozesse zusammenführen. Genau das ist der Job von Johannes Fischer. „Wir bieten unseren Versicherten praktische Features an.“ Beispielsweise können Versicherte in TK-Safe checken lassen, welche Impfungen und Vorsorgeuntersuchungen ihnen noch fehlen. TK-Safe prüft anhand von Alter, Geschlecht und den bereits erfolgten Untersuchungen, welche Termine als Nächstes anstehen.

Damit sich die ePA in der breiten Bevölkerung durchsetzt, muss die Akte sicher sein. Deshalb stehen die Anforderungen an die Datensicherheit im Mittelpunkt. Dafür zu sorgen, dass die Inhalte der Akte ausschließlich für Versicherte und ihre behandelnden Ärzte zugänglich sind, ist der Job von Kamil Kosinski. Er ist Softwareentwickler und kümmert sich um die Datensicherheit bei TK-Safe. „Gesundheitsdaten gehören zu den sensibelsten Daten eines Menschen. In Deutschland werden sie sogar als sensibler eingestuft als Bankdaten“, erklärt Kamil.

Es sind anspruchsvolle Aufgaben, die Kamil Kosinski, Johannes Fischer und Lisa Trik jeden Tag bewältigen. Was sie übereinstimmend alle drei begeistert, ist das gemeinsame Ziel, mit TK-Safe die gesundheitliche Versorgung der Menschen zu verbessern.

TK-Safe ist die elektronische Patientenakte der Techniker Krankenkasse (TK). Sie ermöglicht es den Versicherten, alle Informationen rund um ihre Gesundheit jederzeit abrufen zu können. Ob ärztliche Diagnosen, Krankenhausberichte oder verordnete Medikamente – in TK-Safe liegen alle wichtigen Gesundheitsinformationen an einem Ort und können mit dem Smartphone jederzeit eingesehen werden. TK-Safe erinnert TK-Kunden auch an Impftermine oder Vorsorgeuntersuchungen. Sie ist freiwillig – wer sie nicht möchte, kann widersprechen.



Lesen Sie auf unserer Themenwebseite „Gesundheit digital“ mehr zur elektronischen Patientenakte TK-Safe, dem Team und weiteren Themen rund um digitale Gesundheitsversorgung.

33. Im Jahr 1997 gerät KI in die Schlagzeilen, weil der Computer Deep Blue den Schachweltmeister Garri Kasparow besiegt. Seitdem überragen Rechner menschliche Schachspieler immer deutlicher. Nach der Jahrtausendwende wächst das Interesse an KI wieder und zumal an den Lern-Algorithmen.

34. Im Jahr 2006 veröffentlicht Geoffrey Hinton einen Aufsatz über Deep Learning, der den Bereich popularisiert und in den Fokus rückt. Im Jahr 2010 gründen Demis Hassabis, Shane Legg und Mustafa Suleyman das Start-up Deepmind, das vier Jahre später von Google übernommen wird. Deepmind erfindet Lern-Algorithmen, die sich selbst Schach beibringen und nicht nur die besten Menschen, sondern schnell auch die besten anderen Schachprogramme schlagen. Sie besiegen danach die besten menschlichen Spieler im viel komplexeren Spiel Go.

35. Im Jahr 2011 wiederum gewinnt der KI-Computer IBM-Watson in der Quizsendung Jeopardy!. In Suchmaschinen und Empfehlungs-Algorithmen steckt immer mehr KI, die computerisierte Sprachübersetzung macht große Fortschritte. Die großen Internetunternehmen, allen voran Google und Facebook, setzen stärker auf KI.

36. Im Jahr 2015 gründen unter anderem Sam Altman, Greg Brockman, Elon Musk und Ilya Sutskever das damals noch gemeinnützig orientierte KI-Start-up Open AI mit dem Ziel, allgemeine KI zu erfinden. Musk geht etwas später - offenbar im Streit. Microsoft entdeckt das Unternehmen und engagiert sich mit Milliarden.

37. Google-Chef Pichai spricht im Jahr 2016 zum ersten Mal von „AI first“ als Strategiewechsel und richtet den Suchmaschinenkonzern komplett darauf aus.

Sie will den Tod überlisten

Die gebürtige Hamburgerin Allison Duettmann führt das Foresight Institute in San Francisco. Hier hat sie Gleichgesinnte gefunden, die erforschen wollen, wie ein sehr langes Leben möglich ist.

Von Roland Lindner

PRO WELTWIRTSCHAFT

Alles Wichtige zu Globalisierung, Sicherheit und Ressourcen.

Jetzt neu: F.A.Z. PRO Weltwirtschaft
Ihr Experten-Update rund um globale Ökonomie als wöchentliches Briefing und als Website. Inklusive freiem Zugang zu allen Artikeln auf unserem Onlineportal FAZ.NET.



Jetzt 2 Monate kostenfrei testen!

F.A.Z. PRO Weltwirtschaft beleuchtet in einem neuen Informationsangebot relevante Ereignisse der Geoökonomie. F.A.Z.- und Branchen-Experten analysieren die Entwicklungen gezielt hinsichtlich ihrer Bedeutung und der daraus resultierenden Herausforderungen in Deutschland – für ein besseres Verständnis der Zusammenhänge globaler Entwicklungen.

Jetzt F.A.Z. PRO Weltwirtschaft und freien Zugang zu FAZ.NET
2 Monate kostenfrei testen unter faz.net/pro-weltwirtschaft



Allison Duettmann findet, in den USA lasse sich schneller Karriere machen als in Deutschland. Ihren eigenen Weg an die Spitze der Forschungsgruppe Foresight Institute in San Francisco sieht die gebürtige Hamburgerin als gutes Beispiel dafür. Vor knapp zehn Jahren schrieb sie eine unaufgeforderte E-Mail an die Organisation und fragte, ob sie sich dort vielleicht nützlich machen könnte. Sie wurde nach Kalifornien eingeladen und bekam ein Praktikum, dachte aber eigentlich, nach drei Monaten wäre sie wieder zurück in Deutschland. Stattdessen blieb sie – und bekam innerhalb kurzer Zeit mehr und mehr Verantwortung: Heute, mit 32 Jahren, ist sie Vorstandschefin.

Sie kann sich schwer vorstellen, dass das in ihrer Heimat möglich gewesen wäre. „Was ich an Deutschland frustrierend finde: Auch wenn man sehr hungrig und fähig ist, stößt man oft auf Hürden und kann sich nur allmählich nach oben arbeiten.“ Hier werde sehr oft nach dem „Warum?“ gefragt, in den USA heiße es dagegen eher: „Warum nicht?“

Foresight versteht sich als eine sehr futuristische Institution und beschäftigt sich mit zukunftsgerichteten Themen an der Schnittstelle von Wissenschaft und Technologie. Was Foresight mache, sei für traditionelle Forschungsgruppen „zu ehrgeizig“ und „in zu frühem Stadium“, heißt es auf der Internetseite. Zu den Schwerpunkten gehören Methoden, das Leben zu verlängern, Künstliche Intelligenz (KI) und Raumfahrt, dabei geht es oft um Dinge, die noch weit von der Realität entfernt sind. Die Gruppe existiert seit dem Jahr 1986, sie veranstaltet Workshops, vergibt Stipendien und schreibt Preise aus, zum Beispiel einen „Longevity Prize“ auf dem Gebiet der Langlebigkeit. Sie ist mit weniger als einem Dutzend Mitarbeiterinnen – alle sind weiblich – nicht allzu groß, hat aber Duettmann zufolge enge Verbindungen in die Start-up-Szene des Silicon Valleys.

Ein großer Teil der Stipendiaten gründe eigene Unternehmen. Unter den Geldgebern des Instituts seien viele erfolgreiche und entsprechend wohlhabende Unternehmer aus der Technologiebranche. Zu Duettmanns Aufgaben gehört es, Finanzmittel aufzutreiben. Sie spricht auch oft auf Konferenzen wie dem Digital Festival South by Southwest in Austin.

Es war vor allem die Arbeit rund um Langlebigkeit, die Duettmann zu Foresight brachte. Das hat mit ihrer eigenen Angst vor dem Tod zu tun, die sie verfolgt, solange sie sich erinnern kann. „Ich habe immer das Leben geliebt, und deshalb kam mir der Tod wie eine Verschwendung vor.“ Wie sie erzählt, hatte sie als Kind Mühe, einzuschlafen, weil ihr das Vorkam wie sterben. Als Teenager fiel es ihr schwer, zu verstehen, warum ihre Freunde sich nicht mehr Sorgen darüber machten, dass sie eines Tages sterben müssen. Sie las Existenzialisten wie Jean-Paul Sartre und Albert Camus. Sie beschäftigte sich mit Transhumanismus, einer philosophi-



Allison Duettmann
Foto Foresight

schen Denkrichtung, die Altern und den Tod nicht als gegeben hinnimmt. Auch hinter ihrer Masterarbeit in ihrem Philosophiestudium in London standen düstere Gedanken: Sie wählte KI-Sicherheit als Thema, mit Blick auf etwaige Gefahren solcher Technologien für die Menschheit. Während Recherchen im Internet stieß sie dann auf das Foresight-Institut und fand dessen Schwerpunkte maßgeschneidert für ihre Interessen.

Heute sagt sie, ihr Leben habe sich gefühlt „von Schwarz-Weiß in Farbe gewandelt“, als sie nach San Francisco gekommen sei, weil sie bei Foresight Gleichgesinnte getroffen habe. „Da gab es jetzt andere Leute, die den Tod als etwas sehr Schlimmes empfanden und Wege finden wollten, das Leben zu verlängern.“ Sie habe erfreut festgestellt, dass viele ihrer Kolleginnen sich so wie sie selbst für Kryokonservierung nach dem Tod interessierten, also das Einlagern des Körpers unter sehr niedrigen Temperaturen, bis eine Wiederbelebung und auch eine Behandlung einer Todesursache technisch möglich sind. Es ist

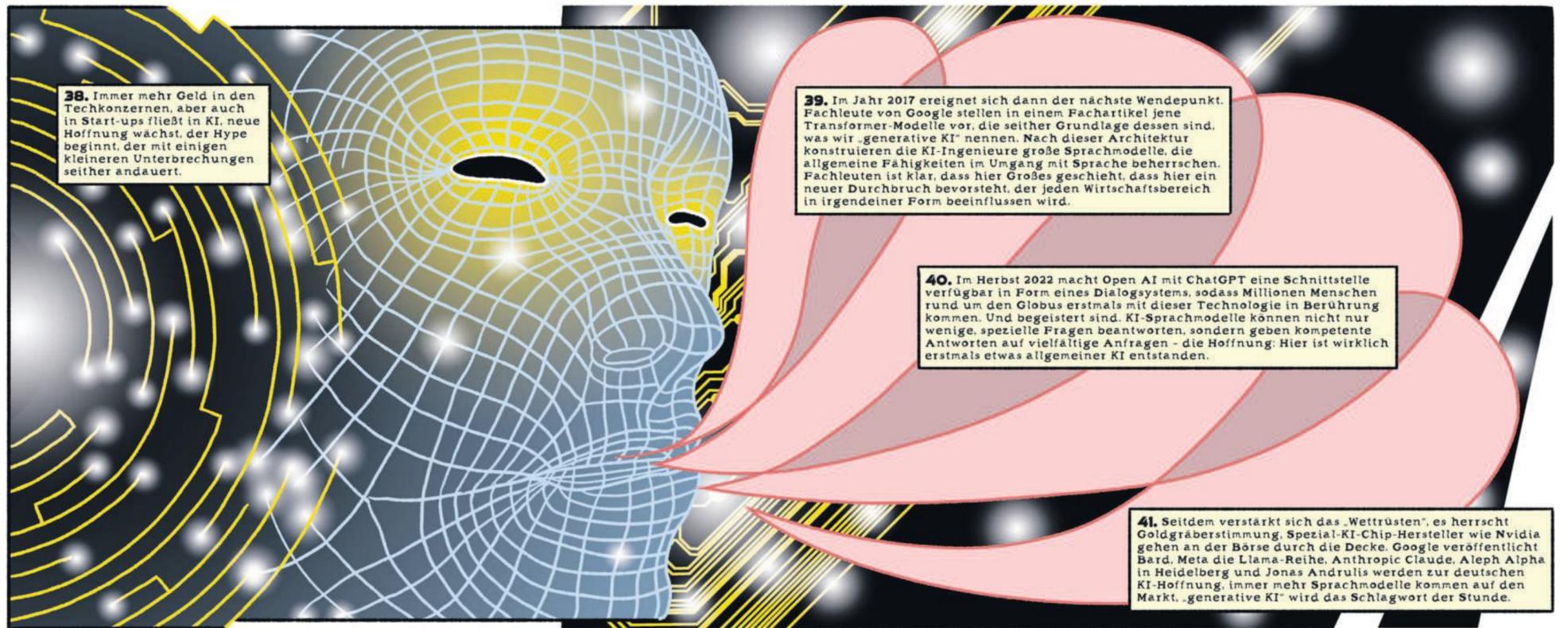
heute ungewiss, ob und wann das funktionieren kann, aber Duettmann hat ebenso wie einige ihrer Mitarbeiterinnen schon einen Vertrag mit einem entsprechenden Anbieter geschlossen, sich einmal kryokonservieren zu lassen.

Foresight zieht nach Beobachtung von Duettmann einen gewissen Schlag von Menschen an. Viele von ihnen seien Fans von Science-Fiction-Literatur und hätten zum Teil auch dieselben Bücher oder Kurzgeschichten gelesen, zum Beispiel von Autoren wie Isaac Asimov. Bei Foresight herrsche außerdem kein blinder Technologieoptimismus, sondern es gebe ein ausgeprägtes Bewusstsein für etwaige Risiken. Wobei Duettmann im Institut einen Schwerpunkt mit dem Namen „Existential Hope“ („existenzielle Hoffnung“) eingeführt hat, der sich um „positive Zukunftsszenarien“ drehen soll. Dies soll einen Kontrapunkt zur Diskussion über die Schattenseiten von Technologien für die Menschheit setzen.

Dass Foresight heute ein rein weibliches Team hat, ist nach Duettmanns Worten zwar keine Gesetzmäßigkeit, aber auch kein Zufall. „Frauen sind gewohnt, extrem hart zu arbeiten, vor allem in Männerdomänen wie Wissenschaft und Technologie.“ Sie hätten mehr arbeiten müssen als Männer, um beruflich aufzusteigen, und deshalb sei ihre Einsatzbereitschaft auch höher. „Ich habe festgestellt, dass Männer oft sagen: ‚Ich kann das nicht machen‘, wenn man ihnen viel Arbeit gibt. Frauen haben kein Problem damit.“

So wohl sich Duettmann im Moment in den USA fühlt: Sie ist nicht sicher, ob sie auf Dauer dort bleiben wird. Deutschland habe einige Vorteile. Das Gesundheitssystem und das Ausbildungssystem seien besser, das Leben sei billiger. Auch die deutsche Mentalität liege ihr in vielerlei Hinsicht mehr. Duettmann sagt, sie finde Deutsche im Vergleich zu Amerikanern und erst recht zu den Menschen in San Francisco ehrlicher, verlässlicher und loyaler. „Es ist schwieriger, in Deutschland Leute kennenzulernen, aber wenn man es geschafft hat, dann bleiben sie einem auch erhalten.“

Duettmann sieht auch mit Blick auf Zukunftstechnologien Fortschritte in ihrer Heimat. Sie sagt, sie sei ein „großer Fan“ von Organisationen wie der vor fünf Jahren gegründeten Bundesagentur für Sprunginnovationen (SPRIND), die sich die Förderung „bahnbrechender Technologien“ in Deutschland auf die Fahne schreibt. Vergleichbare Institutionen gibt es auch auf europäischer Ebene, Duettmann hält sie für „absolut phantastisch“ und sagt, Foresight pflege Kontakte zu ihnen. Trotzdem meint sie, in den USA sei der „Appetit, wirklich ehrgeizige Sachen zu machen“, noch immer höher. Dort sei es auch leichter, Geldgeber zu finden. Gerade wenn es um besonders futuristische Projekte gehe, sei in Deutschland viel mehr Überzeugungsarbeit notwendig, dass es sich um etwas „total Verrücktes“ handle.



Zwei Männer, ein Thema: das Sterben. Vergessen wir für einen Moment, dass es sich bei beiden um ältere Herren handelt, denn ums Alltägliche geht es hier nicht. Vielmehr geht es um zwei, die weiterdenken und den Tod selbst besiegen wollen. Wenn es um Ray Kurzweil geht, Googles Techno-Futurist, muss einen das nicht wundern. In der soeben erschienenen Fortsetzung seines vor knapp zwanzig Jahren erschienenen Buchs „The Singularity is near“ (auf Deutsch erschienen unter dem Titel „Menschheit 2.0“) sieht er für den Menschen dank der baldigen Verschmelzung mit der Künstlichen Intelligenz keinen einzigen Grund mehr, weshalb er sich sorgen sollte um seine Auslöschung. Der Mensch transzendiert sich und lebt fort. Das Fleisch ist schwach, die Information stark. Mit den heute schon etablierten Mensch-Maschine-Schnittstellen beginnt die Metamorphose, und mit Gedächtnis abgreifenden Nanobots tritt für ihn das Naturprodukt Geist endgültig ins Reich der Unsterblichen – und beliebig manipulierbaren – posthumanen Existenz ein. Das ist Kurzweil, wie wir ihn kennen: utopisch, obsessiv, grenzüberschreitend.

Sein Gegenüber: Venki Ramakrishnan, der Chemie-Nobelpreisträger aus dem Jahr 2009, ein indischstämmiger britischer Molekularbiologe, verglichen mit dem spirituell angehauchten Maschinenfetschisten aus den USA ein bodenständiger Visionär. In seinem aktuellen Buch „Warum wir sterben“ erklärt er, warum wir biologisch zum Altern verdammt sind und warum die Unsterblichkeit dennoch kein Tabu bleiben muss. Das Muster ist klar: Beide Autoren greifen weit voraus, aber beide nehmen damit auch einen Trend zum Existenzialen auf, der sich in den vergangenen Jahren immer stärker verfestigt hat. Longevity, übersetzt Langlebigkeit, ist gewissermaßen der erste Schritt dahin. Latent vorhanden ist der Wunsch nach der Lebensverlängerung natürlich seit Urzeiten. Ihn populär gemacht haben aber zuletzt vor allem einige Schlüsselfiguren im schnelllebigen Hightech-Hotspot Silicon Valley: Jeff Bezos etwa oder Peter Thiel, die selbst Milliarden Dollar in „Life hacking“-Start-ups investieren.

Ist das Interesse also vor allem kommerziell getrieben? Keineswegs. In erster Linie waren es die biomedizinischen und biotechnologischen Entwicklungen seit Beginn dieses Jahrhunderts, welche die Phantasie beflügelt haben. In den Köpfen der forschenden Mediziner und Wissenschaftler entstanden die ersten Konzepte, wie man die Schwächen unserer Natur korrigieren und die Risiken für unsere Gesundheit minimieren könnte. Manche dieser Ideen sind schon viele Generationen alt. Die Genterapie etwa, früher bisweilen auch Genchirurgie genannt, war schon früh mit dem Aufstieg der Molekularbiologie in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts verbunden. Sie hat den alten Traum der Lebenswissenschaften aufgegriffen, mit mathematischer Präzision in die biochemischen Abläufe eingreifen zu können.

Die Entschlüsselung des menschlichen Genoms hat einen Großteil des dafür nötigen Detailwissens aus dem in der DNA

Ein Spiel auf der Klaviatur des Lebens

Die genetische Ingenieurskunst am Menschen hat Fortschritte gemacht. Was möglich ist – und wie es weitergehen könnte.

Von Joachim Müller-Jung

(Desoxyribonukleinsäure) codierten Bauplan geliefert. Und mit den „Genschere“ wie Crispr-Cas9 oder den sogenannten Basen-Editoren sind dafür sogar extrem preiswerte, einfach zu handhabende und präzise Instrumente entwickelt worden.

Aber um Programmierfehler in der Bauanleitung zu beheben, genügt es oft nicht, den Gencode neu zu programmieren. Es muss auch dafür gesorgt werden, dass die Gene zum richtigen Zeitpunkt an- und abgeschaltet sind. Der Informationsfluss in unseren Zellen ist hochgradig ineinander verwoben. Immerhin: Ganz so verschieden von der digitalen Welt ist die Programmierung im Genom nicht – für die Technikräume der Bioingenieure eine gute Nachricht.

In jedem der Zellkerne mit seinen jeweils 20.000 auf DNA-Strängen (Chromosomen) fixierten Genen haben wir es wie im Rechner mit einem Pool an Informationen und Befehlen zu tun. Mit Informationen, die der Zellapparat übersetzt in eine Kopie – die RNA (Ribonukleinsäure) – und letztlich in die dreidimensionale Struktur der unterschiedlichen Zellbausteine. Damit freilich ist es nicht getan. Die Sache erwies sich im Laufe der vergangenen Jahre nämlich als noch viel komplexer: Fast jedes der Gene ist nämlich, bevor es aktiv werden kann, eingebettet in ein Netzwerk, das von einem übergeordneten Apparat aus Genprodukten feinreguliert wird.

Dieses sogenannte Epigenom entscheidet darüber, welche Gene entlang der DNA wann, wie lange und wie stark an- oder abgeschaltet sind. Man kann sich das vorstellen wie ein riesiges Orchester, das nur harmonisch klingt, wenn jedes Instrument und jede Note aufeinander abgestimmt ist. Kein einfaches Spiel, wie man sich denken kann, denn nicht jede Zelle hat dieselbe Aufgabe, und nicht alle befinden sich im gleichen Entwicklungsstadium.

Die Dynamik hinter diesem Zusammenspiel ist atemberaubend. Mehr als drei Millionen Interaktionen im Epigenom der Zellen sind inzwischen bekannt. Und erfunden hat sie nicht etwa der Mensch im Labor, sondern die Natur selbst. In dem epigenetischen Gesamtkunstwerk, dem individuellen Muster der Genschalter, spiegelt sich der physiologische Zustand und auch das Alter des jeweiligen Menschen. An der Universität Köln hat die Forschergruppe um Andreas Beyer jüngst die Wichtigkeit dieses alterstypischen Regulationsnetzwerk herausgearbeitet. In acht verschiedenen Geweben des Menschen, unter anderem auch im Blut, wurde deutlich: Ist das Beziehungsgeflecht gestört, was offensichtlich beim Altern häufig passiert, können sich essenzielle Zellprozesse regelrecht voneinander entkoppeln und in den betreffenden Organen den Stoffwechsel beeinträchtigen. Umgekehrt gilt auch: Trainieren wir unseren Körper, passiert das Gegenteil: Wir schalten viele nützliche Gene an und schädliche ab, die den Zellstoffwechsel nahezu überall im Körper beeinflussen. Mutmaßlich ist das ein wichtiger Grund, neben der besseren Sauerstoffversorgung, warum wir uns mit viel Bewegung generell länger jung halten können. Auch deshalb gilt Sport als das nachweislich wirksamste Mittel gegen den frühzeitigen Verfall von Körper und Geist.

Die zusätzliche Komplexität, die mit dem Epigenom entdeckt wurde, hat die Pläne der Biomedizin keineswegs gebremst. Eher schon ist mit den epigeneti-

schon Editoren ein zusätzliches Werkzeug ins Spiel gekommen, das die Programmiermöglichkeiten im Genom noch einmal erheblich erweitert. Plötzlich ist man nicht mehr darauf angewiesen, die molekulare Hardware – die DNA selbst – zu manipulieren. Die Gene können mit dem genetischen Tuning gezielt von außen, aber wenn gewünscht auch zeitlich begrenzt, reguliert werden. Mit den RNA-Impfstoffen wird etwas Ähnliches erreicht: Es wird wertvolle Information in den Körper eingeschleust. Und weil die auf der RNA programmierte Information mit der Bauanleitung für das gewünschte Molekül ein Verfallsdatum hat, bleibt der genetische Bauplan in den Zellen davon völlig unberührt.

Damit ist der molekulare Werkzeugkasten allerdings noch keineswegs vollständig. Zur Gen- und RNA-Medizin, die sich hervorragend automatisieren lässt und auf diese Weise riesige Datenmengen erzeugt, kommt jetzt noch die Künstliche Intelligenz. Deren Paradedisziplin ist bekanntlich die Mustererkennung. Mit ihr ist es ein Leichtes, in dem vielstimmigen Konzert der Gene das epigenetische Profil und damit das Alter einer Person zu erkennen. Genauso lassen sich altersschwache Zellen aufspüren und gezielt mit Editoren reparieren – theoretisch zumindest.

Der Thymus ist dafür ein gutes Beispiel. Er ist eines unserer wichtigsten Organe der Körperabwehr. Hier reifen wichtige T-Immunzellen. Wenn wir älter werden, verkümmert er regelrecht und verliert seine Funktion. Unser Immunsystem wird schwächer. In der Fachzeitschrift „Nature Immunology“ haben Wissenschaftler nun zwei Zelltypen entdeckt, die mit dem Funktionsverlust offenbar direkt zu tun haben und geradezu prädestiniert wären, epigenetisch einzugreifen und so die altersbedingte Immunschwäche rechtzeitig zu korrigieren. Die Idee liegt nahe, die dafür ursächlichen Gene zu identifizieren und „zu tunen“: dafür zu sorgen also, dass deren Zerstörungswerk im Thymusgewebe unterbrochen wird.

Natürlich klingt so ein Eingriff immer noch wenig elegant, der natürliche Alterungsprozess wird radikal modifiziert. Aber solche Ideen, die Lebensvorgänge neu zu designen, liegen inzwischen viele auf dem Tisch. Im Fachblatt „Science“ ist in diesen Tagen über die Entwicklung eines Nasensprays berichtet worden, mit dem das Gedächtnis von Alzheimer-Patienten epigenetisch auf Vordermann gebracht werden soll. Die epigenetischen Editoren sollen in winzige Bläschen verpackt und über den Riechkolben das Gehirn erreichen, wo sie noch intakte Hirnzellen oder Stammzellen triggern und so funktionierenden Nervenzellen umwandeln sollen.

Der Haken all dieser Konzepte: Bisher gibt es wirklich kaum mehr als Pläne und

experimentelle Daten, die zum größten Teil aus Tierstudien stammen, deren Übertragbarkeit erst noch bewiesen werden muss. An potentiellen Zielen jedenfalls mangelt es längst nicht mehr. Immer wieder finden sich in der Flut aus Laboraten vielversprechende Kandidaten für epigenetische Interventionen. Jüngstes Beispiel: Ein Gen namens OSER1, die Kurzform für „Oxidative stress-responsive Serine-rich Protein 1“. Wie alle früher entdeckten Alterungsgen-Kandidaten ist auch dieses Gen und sein Produkt, ein im Körper häufiges Protein, eingebettet in ein molekulares Netzwerk. Vieles deutet allerdings auch darauf hin, dass dieses im Wissenschaftsjargon „Nature Communications“ beschriebene Genprodukt ein Schlüssel ist, wenn es darum geht, oxidativen Stress – sprich Schäden am Gewebe und in den Zellen – zu neutralisieren. Das lässt sich aus Studien mit langlebigen Taufelgen oder mit Würmern, aber eben auch aus der Analyse der Proteindatenbanken von menschlichem Gewebe plausibel ableiten.

Eine bittere Note bleibt: Selbst wenn am Ende der Plan aufgehen sollte, solche und ähnliche Schlüsselfaktoren in den Laboren epigenetisch zu kontrollieren, würden wahrscheinlich viele Jahre bis zur Zulassung entsprechender Gentuning-Produkte vergehen. Schon die ersten Genterapien, die auf die Reparatur einzelner kleiner Gendefekte gerichtet waren, haben Jahrzehnte an Entwicklungsarbeit bis zur klinischen Reife benötigt. Noch schwieriger erweist sich der Innovationsprozess, wenn mehr als ein Gen das Ziel ist, sondern komplexe Defekte angegangen werden sollen. Fast neunzig Prozent der häufigen Leiden, schätzen die Fachleute, und so gut wie alle Volkskrankheiten fallen in diese Kategorie.

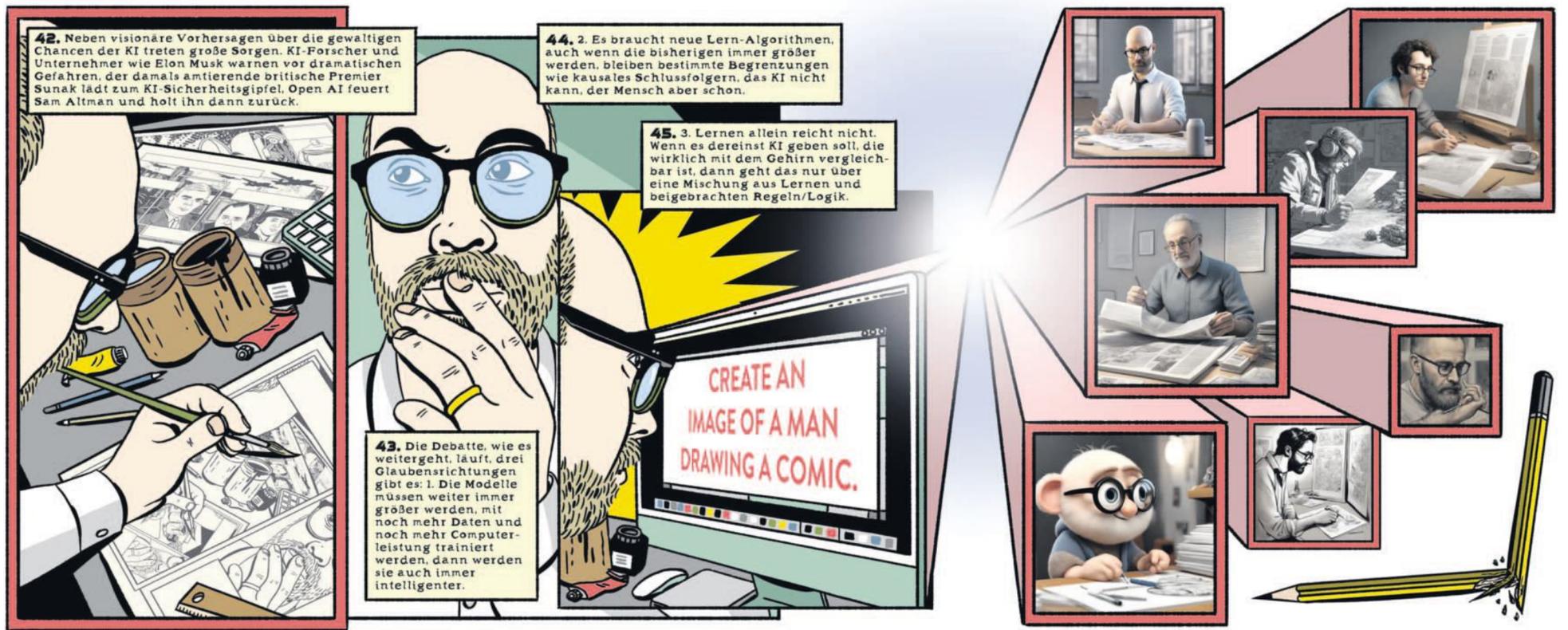
Im vergangenen Jahr sind zumindest die ersten kommerziellen Genschere-Therapien zur Behandlung von Sichelzellenanämie, einer mitunter tödlichen, genetisch bedingten Blutbildungsstörung, genehmigt worden. Die Kosten für eine einmalige Genbehandlung: circa zwei Millionen Dollar. Vereinzelt sind Sichelzellen-Patienten in den USA auch schon im Rahmen von klinischen Versuchen mit epigenetischen Editoren behandelt worden. Doch die ersten aussagekräftigen und zulassungsrelevanten klinischen Studien sollen erst beginnen.

In der Krebsmedizin und zur Therapie von Autoimmunerkrankungen gibt es ebenfalls vielversprechende Ansätze, die Start-up-Szene blüht. Nur muss das nicht zwangsläufig Gutes heißen.

Vor zwanzig Jahren hatte sich, nachdem das Therapie- und Verjüngungspotential der extrem verwandlungsfähigen Stammzellen entdeckt worden war, in kürzester Zeit ein grauer Markt entwickelt, der vor allem eines bewirkte: den Medizintourismus zu fördern. Auch illegale Geschäfte. Neben den akribischen Wissenschaftlern, die nach reproduzierbaren Lösungen suchten, etablierten sich so weltweit unseriöse Kliniken, die praktisch ohne jede empirische Grundlage den Himmel auf Erden versprochen.

Fast alles, was man sich damals von den Stammzellen versprochen hatte, konnten die Anbieter noch immer nicht medizinisch einlösen. Das liegt auch daran, dass das Wunsch- und Anspruchsdenken all die Jahre nicht eben gering war. Verglichen freilich mit den technischen Möglichkeiten von heute war es ein bescheidener Einstieg in die biomedizinische Ära.

Mittlerweile verfügen die Ingenieure des Lebens über eine stattliche instrumentelle Basis. In vielen Laboren und Kliniken herrscht deshalb durchaus Euphorie. Nicht die allerdings, von der Ray Kurzweil glaubt, dass sie sehr bald den gesellschaftlichen Durchbruch bringen möchte. Zumindest ist bisher nicht bekannt, ob es Interessenten für eine Unsterblichkeit als Mensch-Maschine-Hybride gibt.



„Mathe kann wirklich jeder“

Johannes Mensing und Josef Naber erklären Mathematik in Videos auf Tiktok, Instagram und Youtube und stoßen auf enormes Interesse. Sie sagen, was sie anderes machen als Mathelehrer, wie sich der Unterricht ändern muss – und was sie mit ihrem Unternehmen MatheMind vorhaben.

Herr Naber, Herr Mensing, Ihre Tiktok-Videos enden jedes Mal mit dem Satz „Mathe kann jeder – und wir wollen es euch beweisen“. Wie beweisen Sie denn, dass jeder Mathe kann?

Josef Naber: Wir glauben, dass jeder Mathe verstehen kann, auch wenn es vielen nicht bewusst ist. Unser Ziel ist es, Menschen durch einfache und anschauliche Erklärungen zu zeigen, dass sie es auch können. Dabei setzen wir vor allem auf Erfolgserlebnisse. Die Videos müssen nicht immer hochkomplexe mathematische Inhalte oder tiefe Beweise enthalten. Vielmehr wollen wir die Leute dort abholen, wo sie gerade sind – beispielsweise zu Hause auf dem Sofa beim Scrollen durch Tiktok. Dann sehen sie auf einmal ein kurzes Mathevideo und denken sich: Oh, Mathe kann ja ganz spannend und unterhaltsam sein.

Aber sind nicht manche für Mathe prädestiniert und manche eben nicht?

Johannes Mensing: Es ist normal, dass manche Menschen schneller Zugang zu Mathe finden als andere. Es gibt schon eine gewisse Veranlagung, ähnlich wie im Sport, wo einige schneller laufen oder höher springen können. Das bedeutet aber nicht, dass die einen Mathe können und die anderen nicht. Einige brauchen einfach mehr Zeit, weil ihre Stärken in anderen Bereichen liegen. Doch mit den passenden Lernmethoden und der richtigen Einstellung kann jeder Mathe lernen. Wir hatten zahlreiche Schüler, die zuvor nur Fünfen schrieben und plötzlich Fortschritte machten, als die Inhalte verständlich für sie aufbereitet wurden. Statt trockener Tafelarbeit bieten wir einen spannenden Zugang, der Schritt für Schritt zum Erfolg führt und sogar Spaß an Mathe weckt. Unser Motto ist bewusst provokant. Wenn wir sagen würden, „fast jeder kann Mathe“, dann könnten sich diejenigen, die Schwierigkeiten haben, als Ausnahme sehen. Deshalb betonen wir: Mathe kann wirklich jeder.

Welche Bedeutung messen Sie Schulnoten zu?

Johannes Mensing: Schulnoten werden oft fälschlicherweise mit Intelligenz gleichgesetzt. Dabei sagen Noten nur aus, ob jemand zu einem bestimmten Zeitpunkt das geforderte Wissen in einer Prüfungssituation abrufen konnte. Sie geben keinen Aufschluss darüber, ob jemand das Thema wirklich verstanden hat. Auch die mündliche Mitarbeit spiegelt nur die Fähigkeit wider, in den richtigen Momenten auf die Fragen des Lehrers antworten zu können. Oft haben Lehrer unbewusst Favoriten, was die Notegebung weiter beeinflusst. Deshalb sehen wir Noten nicht als verlässliches Maß für Intelligenz an. Mit der richtigen Unterstützung kann jeder in Mathe gute Noten erreichen, unabhängig von der bisherigen Leistungsbewertung.

Josef Naber: Im Leistungsprinzip sehen wir grundsätzlich nichts Verwerfliches. Wir schätzen das Prinzip, durch Noten den Ansporn zu haben, etwas zu erreichen. Allerdings bilden Noten nicht optimal ab, ob jemand ein Thema wirklich verstanden hat – was am Ende das Entscheidende ist.

Aus diesem Grund bieten Sie Kurse mit dem Titel „Lernen lernen“ an. Wie lernt man denn zu lernen?

Johannes Mensing: Im Prinzip sind es fünf Schritte. Zunächst ist es wichtig, einen guten Lernraum zu schaffen. Zum Beispiel sollte man am Schreibtisch arbeiten, statt im Bett zu bleiben. Dann ist da die Intention: Man muss offen dafür sein, sich mit dem Stoff auseinanderzusetzen. Ohne diese Offenheit gibt man schnell auf, wenn etwas nicht sofort klappt. Danach kommt das Encoding: Hier geht es darum, den Lernstoff so aufzubereiten, dass das Gehirn ihn optimal aufnehmen kann. Also Inhalte nicht nur mehrfach lesen, sondern sie so zubereiten, dass sie ansprechend und leicht verdaulich sind – als leckere

Häppchen. Nächster Schritt: das Abspeichern. Der Lernstoff muss im Gehirn gut organisiert abgelegt werden, ähnlich wie in einem ordentlichen Regal. So lässt sich das Wissen später leicht wiederfinden, statt es mühsam aus einem Durcheinander herauszukramen. Der letzte Schritt ist der Recall, das Abrufen des Wissens, etwa in einer Prüfung. Um darin gut zu werden, hilft es, den Stoff aktiv wiederzugeben, indem man ihn beispielsweise jemand anderem erklärt oder aus dem Gedächtnis zusammenfasst. Dann fällt es leichter, das Wissen später erfolgreich abzurufen.

Es geht also vor allem um das richtige Mindset?

Johannes Mensing: Genau. Mathe wird oft als etwas Negatives gesehen, viele sagen sogar „Mathe ist ein Arschloch“. Aber wenn man Mathe eher als Spiel, als Detektivarbeit betrachtet, wird es auf einmal spannend. Beim Lösen einer Aufgabe kann man sich vorstellen, dass man in einem Labyrinth steckt und den Ausweg finden muss. Auch wenn man nicht sofort die Lösung findet, bleibt man dran, probiert weiter, und irgendwann findet man den richtigen Weg. Oder man hat Hinweise, aus denen man die Lösung zusammensetzt. Dieser Wechsel in der Perspektive macht Mathe viel interessanter und zugänglicher.

War das schon immer so, dass Sie sich für Mathematik interessiert haben, oder gab es da eine Aha-Moment?

Josef Naber: Mein Vater, der Ingenieur ist, hat mir als Kind spielerisch einen Zugang zu Mathe vermittelt. Wir haben zum Beispiel die Quersummen von Autokennzeichen berechnet, noch bevor ich in die Grundschule kam. Das hat mir immer viel Spaß gemacht, und diese Freude an Mathe hat sich durch meine gesamte Schullaufbahn bis hin zum Abitur gehalten. Dann aber kam das erste Semester im Mathestudium, die harte Realität. Ich bin durch alle Matheklausuren gefallen, was mich zum ersten Mal an meinen Fähigkeiten zweifeln ließ. Ich fragte mich: „Kann ich überhaupt Mathe?“ Also habe ich mich hingesetzt und die Lernmethoden, die wir heute auch anderen beibringen, auf mich selbst angewandt. Dadurch habe ich es geschafft, alle Prüfungen im zweiten Anlauf zu bestehen.

Johannes Mensing: Auch ich hatte Phasen, in denen ich für meine Verhältnisse schlechte Mathenoten geschrieben habe, wobei das bei mir eher eine Zwei minus war. Die schlechteren Noten hatten weniger mit meinem Können zu tun als mit der Tatsache, dass die Lehrperson mich nicht gut abholen konnte. Das hat mir gezeigt, welch großen Einfluss die Lehrkraft auf das Verständnis und den Spaß am Fach hat.

Während Mathe in der Schule oft auf Ablehnung stößt, werden Ihre Videos viel geklickt. Was machen Sie anders?

Josef Naber: Unser Ansatz zeigt den Spaß an Mathe und holt die Leute dort ab, wo sie stehen. Wir starten mit kurzen Tiktok- und Instagram-Videos. Ist das Interesse geweckt, schauen sie unsere längeren Youtube-Videos oder lesen unser Buch. Unser Ansatz kombiniert inhaltliche Erklärungen mit einer positiven Einstellung zum Fach. Wir betonen, wie wichtig kleine Erfolgserlebnisse sind und kleine Schritte zum Ziel führen – die Ambition soll nicht sein, schlagartig von einer Fünf auf eine Eins zu klettern. Durch kontinuierliche kleine Erfolge möchten wir die Motivation und den Spaß am Lernen hochhalten.

Johannes Mensing: Ein großer Vorteil, den wir im Vergleich zu Lehrern haben, ist unsere Freiheit bezüglich der Inhalte und der Zeitgestaltung. Wir sind nicht an einen festen Lehrplan oder an bestimmte Zeitvorgaben gebunden, wir müssen auch keine Noten vergeben. Wir orientieren uns zwar an den Lehrplänen der Schulen, aber unsere Freiheit ermöglicht es uns, den Stoff auf eine Weise zu präsentieren, die den Schülern Freude bereitet. Zudem nehmen Schüler Lehrer anders wahr als uns, die Mathe auf Tiktok erklären. Diese Unterschiede geben uns einen gewissen Vorteil in der Art und Weise, wie wir Mathe vermitteln können.

Wenn Sie Kultusminister eines deutschen Bundeslandes wären – was würden Sie am Mathe-Lehrplan ändern?

Johannes Mensing: Die Liste ist auf jeden Fall sehr lang. Ich versuche, es auf das Wichtigste herunterzubrechen. Wir würden den Unterricht dahin gehend verändern, dass die Schüler verstehen, warum sie das überhaupt lernen und inwiefern es für sie relevant ist. Das spielt im Lehrplan eine zu geringe Bedeutung. Außerdem müssen die Inhalte auch einmal auf eine andere Art und Weise beigebracht werden: zum Beispiel, indem die Schüler eigene Videos zu Mathethemen erstellen. Anstatt nur einfache Rechenaufgaben zu lösen, sollten sie selbst erklären, wie es geht. Mit kreativen, selbstbestimmten Ansätzen wäre der Matheunterricht nicht nur interessanter, sondern auch verständlicher für die Schüler.

Josef Naber: Uns ist bewusst, dass es in großen Klassen mit 30 Schülern kaum möglich ist, jedem Einzelnen gerecht zu werden, insbesondere wenn kreative Aufgaben wie das Erstellen von Lernvideos dazukommen. Deshalb müssen Lehrer besser ausgestattet und entlastet werden. Das bedeutet nicht nur Zugang zu modernen Materialien und Technologien, sondern auch kleinere Klassen und zusätzliche Unterstützung durch Fachkräfte oder Lehrassistenten.

Eine stärkere Zusammenarbeit zwischen Schulen und externen Bildungsfachleuten könnte dazu beitragen, innovative Ansätze zu fördern und die Lehrer zu entlasten. Viele Lehrer wollen mehr tun, sie scheitern jedoch oft an administrativen Barrieren.

Weil Sie es anders machen wollten als in der Schule, haben Sie „MatheMind“ gegründet. Wie hat das Projekt angefangen?

Johannes Mensing: Wir haben uns in der Schule kennengelernt und gemeinsam Mathe-Leistungskurs gehabt. Wir konnten uns sehr für das Fach begeistern, viele unserer Mitschüler jedoch nicht. Im Lehramtsstudium wollten wir lernen, wie man Matheunterricht für alle spannend gestalten kann. Wir wurden jedoch enttäuscht, da wir keine solchen Methoden lernten. Stattdessen beschäftigten wir uns mit komplexen mathematischen Beweisen, die im Schulalltag selten Anwendung finden. Aus dieser Frustration entstand unsere Vision: Mathe für jeden zugänglich zu machen und zu verhindern, dass Menschen das Fach als negativ empfinden.

Josef Naber: Wir begannen, kurze Mathe-Videos auf Tiktok und Instagram zu teilen. Wir hatten keine großen Pläne für eine Firma. Unsere ersten Videos, die heute noch online sind, entstanden im Studentenwohnheim – ohne gutes Licht. Trotzdem kamen sie gut an, und mit der Zeit wurde die Ausstattung besser, die Resonanz wuchs, und die Reichweite nahm

zu. So kamen nach und nach weitere Projekte hinzu, wie die Nachhilfschule und unser Buch.

Siehen Sie im Dialog mit den Schülern?

Josef Naber: Ja, vor allem mit unserer alten Schule. Dort haben wir schon punktuell Projekte umgesetzt, wie beispielsweise einen Workshop, in dem Schüler eigene Lernvideos erstellen sollten. Darüber hinaus sind wir Teil der „Initiative der deutschen digitalen Bildungsanbieter“ (iddb), um gemeinsam Druck auf die Politik auszuüben. Allerdings sind die Hürden momentan noch hoch, und die Durchschlagskraft dieser Initiative ist bisher begrenzt.

Heutzutage werden von den Schülern andere mathematische Fähigkeiten erwartet als früher. Mittlerweile hat jeder einen Taschenrechner im Handy, und so verliert das hässliche Rechnen an Bedeutung. Welche Kompetenzen bleiben denn trotz technischer Neuerungen weiterhin zentral?

Johannes Mensing: Kompetenzen – das ist das Stichwort. Wichtiger als spezifische Mathe-Inhalte ist die Entwicklung grundlegender Kompetenzen. Schüler sollten lernen, sich mathematische Themen selbstständig zu erschließen und hartnäckig zu bleiben. Grundlegende Kenntnisse wie Prozentsätze sind wichtig. Aber noch wichtiger ist die Fähigkeit, durch Recherche und Austausch komplexere Themen zu verstehen. Dann kann man jede mathematische Herausforderung meistern.

Josef Naber: Mathe fördert besonders die Fähigkeit, selbständig Probleme zu lösen. Ob es sich um eine Rechenaufgabe, eine Funktion oder eine Formel handelt – die Kernkompetenz besteht darin, Probleme eigenständig zu bewältigen. Diese Fähigkeit ist nicht nur in der Mathematik, sondern auch im späteren Leben von großer Bedeutung. Daher sollten wir diese Kompetenzen besonders stärken.

In den USA ist um das Thema „Mathematikunterricht“ eine Art ideologischer Frontenkrieg losgebrochen. Die Stanford-Professorin Jo Boaler bekam sogar Todesdrohungen dafür, dass sie sich für eine Reform des Matheunterrichts einsetzt. In Deutschland ist die Situation vermutlich nicht so aufgeheizt. Sind Sie schon einmal aufgrund Ihrer Ansätze angefeindet worden?

Josef Naber: Wir erleben häufig persönliche Anfeindungen, besonders bei unseren Tiktok- und Instagram-Videos, die oft als zu einfach kritisiert werden. Während der Corona-Zeit erhielten wir auch viel Kritik aus der Querdenkerszene, die uns unter anderem als „Schlafschafe“ bezeichnete und uns vorwarf, von der Regierung bezahlt zu werden. In den letzten Jahren hat sich das Klima jedoch etwas entspannt, solche extremen Reaktionen sind seltener geworden. Die politische Brisanz der Corona-Krise hat abgenommen, und wir konzentrieren uns jetzt eher auf allgemeinere Themen. Sollten wieder aktuelle Themen auftauchen, die wir mathematisch einordnen können, werden wir das sicher wieder tun.

Johannes Mensing: Die Hasskommentare kommen oft von Menschen, die unser Ziel nicht verstehen. Unser Ansatz ist es, Mathematik zunächst in einfacher Sprache und mit grundlegenden Beispielen zu erklären, um ein breites Publikum zu begeistern. Wenn wir diese Basis schaffen, sind viele bereit, komplexere Themen zu vertiefen. Der erste Schritt liegt darin, Mathematik so verständlich wie möglich zu machen, um Interesse zu wecken. Sobald das Interesse da ist, können sich die Lernenden dann auch schwierigeren Konzepten wie Ableitungen oder Integralen öffnen.

Besonders gut klicken sich die Videos, in denen Sie Rechenricks erklären. Wenn man beispielsweise durch Fünf teilt, kann man das Ergebnis duplizieren und dann das Komma um eine Stelle verschieben. Solche Tricks kommen gut an.

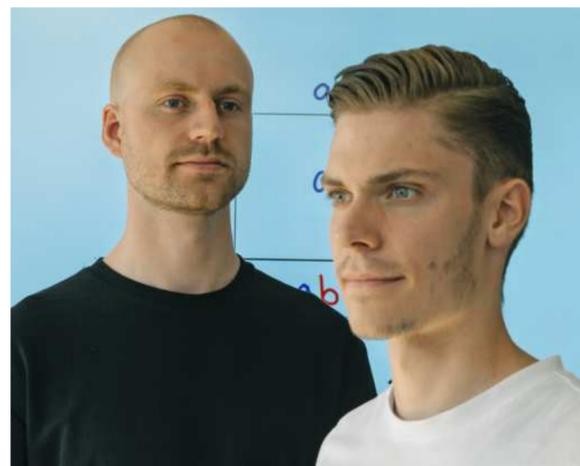
Johannes Mensing: Aber auch da versuchen wir, die Leute zum Nachdenken anzuregen. Wir fordern Sie auf, in den Kommentaren zu erklären, warum der Trick funktioniert. Unser Ziel ist es, dass die Leute sich fragen, warum das so ist, und sich dann spielerisch mit Mathematik beschäftigen. Dadurch machen sie Fortschritte, ohne es aktiv als Lernaufgabe zu empfinden – und am Ende sind alle zufrieden.

Videos auf mehreren Kanälen, eine Nachhilfe-Plattform und jetzt sogar ein Buch. Was steht bei Ihnen als Nächstes an?

Johannes Mensing: Letztendlich ist das, was wir tun, in gewisser Weise Symptombekämpfung und nicht die umfassende Lösung des eigentlichen Problems. Unser langfristiges Ziel muss daher sein, direkt ins Schulsystem zu gelangen und dort an den entscheidenden Stellschrauben zu drehen.

Josef Naber: Momentan rückt für uns das Thema „Lernen“ stärker in den Fokus, weil gutes Lernen die Grundlage dafür ist, Mathe zu verstehen. Wir denken auch über einen zweiten Band unseres Buches nach, aber das ist noch in der Planung. Unser Ziel bleibt klar: Wir wollen zeigen, dass jeder Mathe verstehen kann.

Das Gespräch führte **Valentin Graepler**.



Die Mathematiker und MatheMind-Gründer Johannes Mensing (links) und Josef Naber (rechts) in ihrem Büro in Münster
Foto Jakob Schmetz

Tausende Ärzte im Warnstreik

Rund 3000 Ärztinnen und Ärzte kommunaler Krankenhäuser haben auf dem Frankfurter Römerberg weniger Schichtdienst und eine bessere Bezahlung gefordert. Mit Trillerpfeifen und auf Schildern machten sie auf Personalmangel und Überlastung in den Krankenhäusern aufmerksam. Hintergrund ist die laufende Tarifausschüttung mit der Vereinigung der kommunalen Arbeitgeberverbände. An der zentralen Kundgebung, zu der der Marburger Bund aufgerufen hatten, nahmen Mediziner aus Hessen und anderen Bundesländern teil. Wie viele Krankenhäuser in Hessen von Arbeitsniederlegungen betroffen waren, konnte die Gewerkschaft zunächst nicht mitteilen. Der Marburger Bund fordert für bundesweit 60.000 Ärztinnen und Ärzte unter anderem 8,5 Prozent mehr Geld und eine Reform von Regelungen zur Schichtarbeit. Den Arbeitgebern warf die Bundesvorsitzende des Marburger Bunds, Susanne Johna, Verschleppung und Verweigerung vor. Andere Redner aus der Tarifkommission der Gewerkschaft drohten mit weiterem Arbeitskampf. Die Vereinigung der kommunalen Arbeitgeberverbände hält die Forderungen für überzogen. Viele kommunale Krankenhäuser befinden sich in einer finanziell prekären Situation. lhe.



Vor nächster Tarifverhandlung: Aus mehreren Bundesländern sind Ärzte zur Kundgebung des Marburger Bundes auf den Römerberg gekommen.

Foto Frank Röth



Digitalisierung ist nicht egal

Von Carsten Knop

Die Rankings, die die deutschen Städte am Grad ihrer Digitalisierung messen, können die Kommunen im Rhein-Main-Gebiet außer Darmstadt nicht glücklich machen. Der Anspruch müsste deutlich ehrgeiziger sein, unabhängig davon, ob von Frankfurt, Hanau oder Wiesbaden die Rede ist. Warum nicht einmal den Münchnern zeigen, wo der Hammer hängt? Ein solcher Ehrgeiz ist nirgendwo zu spüren, und von Jahr zu Jahr wird der dadurch für den Standort entstehende Wettbewerbsnachteil größer. Interessieren sollte das übrigens auch alle, die beim Stichwort Digitalisierung nur gähnen und gesteigertes Interesse allenfalls an der Bekämpfung des Klimawandels haben.

Denn eine klimaneutrale Stadtentwicklung wird ohne einen funktionsfähigen „digitalen Zwilling“ einer modernen Stadt niemals funktionieren. Schon wieder sind wir damit beim Beispiel München. Ohne dass die Daten vollständig veröffentlicht sind, wird es auch dort in diesem Jahr so sein, dass die Stadt an der Spitze des Netzausbaus steht, sowohl unter der Erde (Glasfaser), als auch beim Mobilfunk („Long Range Wide Area Network“) mit großer Reichweite, niedrigem Energieverbrauch und hoher Ausfallsicherheit. Das hat handfeste Vorteile, denn so gelingt es, zuverlässige Sensoren im „Internet der Dinge“ anzubinden.

So stehen Umweltdaten wie Ozonwerte oder Feinstaubbelastung zur Verfügung. Hinzu kommt, daraus abgeleitet, das Projekt „Connected Urban Twins“, ein Modellprojekt mit den Städten Hamburg und Leipzig: Dabei handelt es sich um einen digitalen Zwilling explizit für eine klimaneutrale Stadtentwicklung, um „Was-wäre-wenn“-Szenarien durchspielen zu können. Das Abbild von München ist mehr als ein 3-D-Modell, das man in jeder Google- oder Apple-Karte findet. Es fließen Daten ein, um etwa ein neues Radwegkonzept simulieren zu können, zusammengetragen von der Stadtverwaltung, Luftbildern, Drohnenflügen, Echtzeitdaten zur Verkehrslage oder Elektroladesäulen. Neben dem digitalen Modell entsteht so eine Datenplattform für Bauprojekte.

Nun könnte man in Frankfurt sagen, davon sei man hier nicht weit entfernt. Und doch fehlt die Ambition, aus den Möglichkeiten etwas ganzheitlich Brauchbares zu machen, vielleicht auch auf der Basis der Erfahrungen aus München oder Hamburg. Und das ist ein Versäumnis, das in den Städten in Hessen zu wenige Menschen interessiert, dabei hätten alle einen Vorteil davon, besonders dann, wenn die Rechenzentren mit klimaneutralem Strom betrieben würden.



Die aktuellsten Meldungen aus der Region auf www.faz.net/rmz

Rettung der Antike

Theater, Aquädukt, Drususstein: Die alte Römerstadt in Mainz hat einiges zu bieten – doch vieles davon ist inzwischen nicht mehr zu sehen.

RHEIN-MAIN, SEITE 2

Drinks mit Aussicht

Die NFT Skybar im Frankfurter Europaviertel ist die höchste Bar Deutschlands. Trink es sich dort oben anders als am Boden?

DIE DREI, SEITE 3

Die im Dunkeln

Was passiert, wenn Studenten auf Arbeiter treffen? Das erste Teach-in an der Goethe-Uni hat sich 1968 ein F.A.Z.-Reporter angeschaut.

HOCHSCHULE, SEITE 6

Den Betrieb im Blick

Am Frankfurter Flughafen überwacht Catharina Jud den Betrieb in den Terminals. Auch bei Stromausfall darf der nicht zum Erliegen kommen.

WIRTSCHAFT, SEITE 6

Öfter mal was Neues

Mit „Blow“ hat der Frankfurter Musikclub Zoom ein eigenes Festival begründet. Es soll neuen Bands und Künstlern eine Plattform bieten.

KULTUR, SEITE 12

Wetter

Der Tag beginnt mit vielen Wolken, aber es bleibt meist trocken. Im Tagesverlauf wird es bei Werten bis 24 Grad allmählich freundlicher.

Temperaturen Sonntag	Min.	Max.
Flughafen Frankfurt	7°	19°
Feldberg im Taunus	4°	13°
Niederschlag Sonntag 0 bis 24 Uhr	0 mm	
Flughafen Frankfurt	0 mm	

Am Puls der Zeit

Die Mitglieder der religiösen Vereinigung lächeln wie gewohnt den Vorübergehenden entgegen. Statt bunter Broschüren halten sie jetzt Tablets in den Händen. aln.

Rückständig in der Digitalisierung

FRANKFURT Die Entwicklung der hessischen Städte zu Smart Citys verläuft schleppend. München, Hamburg und Köln liegen im Ranking vorn.

Von Inga Janović

In München haben sie die Arbeit schon zur Hälfte erledigt, in Frankfurt und auch den anderen hessischen Städten geht die Einführung sogenannter smarter Technologien deutlich langsamer voran. „Unterdurchschnittlich“ lautet das Urteil über die Fortschritte in Hessens Großstädten, das der Branchenverband Bitkom in der diesjährigen Ausgabe seines Smart City Index gefällt hat. Schmerzvoller noch aus hessischer Sicht: Die ewigen Ranking-Rivalen Baden-Württemberg und Bayern stehen, diesmal gemeinsam mit Sachsen, mal wieder viel besser da.

Zum Glück gibt es Darmstadt. Die Stadt, die sich ganz offiziell Digitalstadt nennt, hat es auch in diesem Jahr wieder in die Spitzengruppe der Städte gebracht, die digitale Technologien zum Nutzen ihrer Bürger besser zu nutzen verstehen als andere. Und zwar nicht nur im Bitkom-Ranking, wo die Südhessen auf Platz 18 unter den insgesamt 82 deutschen Großstädten gelandet sind. Sondern vor allem in der Auswertung des bayerischen Beratungsunternehmens Haselhorst, das seit sieben Jahren ebenfalls jeden September ein Smart-City-Ranking vorlegt und Darmstadt diesmal auf Platz sechs sieht.

Haselhorst betrachtet in seiner Auswertung alle deutschen Städte mit mehr als 30.000 Einwohnern, insgesamt 413, und vergibt anders als Bitkom keine Punkte, sondern berechnet Prozentwerte, wie weit sich die Städte einer idealen Smartcity schon angenähert haben. Als Grundlage dienen die Veröffentlichungen der Kommunen selbst, offizielle Statistiken, Studien, Zehntausende sogenannte Datenpunkte werden einbezogen. Darmstadt liegt demnach bei 44,5 Prozent.

Den etwas unterschiedlichen Vorgehensweisen – Bitkom fasst die Handlungsfelder in fünf Hauptkategorien zusammen, Haselhorst wertet in zehn Kategorien – mag geschuldet sein, dass die Darmstädter bei den Bayern nach einem

kleinen Tief im Vorjahr wieder um drei Plätze aufgestiegen sind, während sie beim Ranking aus Berlin zwei Ränge nach hinten gerutscht sind.

Bei den Spitzenreitern gibt es dagegen keine Abweichungen. München vor Hamburg und Köln: So lautet die Reihenfolge in beiden Städtevergleichen, und das schon zum zweiten Mal in Folge. Die Münchner, denen Haselhorst mit einem Entwicklungsgrad von 50 Prozent bescheinigt, auf genau halbem Wege zur Smart City zu sein, haben sich im vergangenen Jahr noch einmal verbessert und den Abstand zu Hamburg leicht ausgebaut.

Die Bitkom-Analysten haben dafür insgesamt 88,3 von einhundert möglichen Punkten vergeben. In den Einzelkategorien Verwaltung, IT und Kommunikation, Mobilität und Gesundheit wa-

ren es sogar jeweils mehr als 90 Punkte, nur im Sektor Energie und Umwelt ist bei einem Stand von 67,6 auch für die Bayern noch Nachholbedarf erkennbar.

Was sollen da die Frankfurter sagen? Sie haben ihre Position zumindest in einem Vergleich verbessern können: Das Haselhorst-Ranking hat die größte hessische Stadt um ganze 30 Plätze auf Rang 67 nach oben rutschen lassen. In der Bitkom-Studie ging es von 22 auf 26 zurück, das sind 12,6 Punkte hinter München.

Und in immerhin einer Kategorie liegt Frankfurt jetzt auf einem verdienten Spitzenplatz: Bei IT und Kommunikation, worunter die Ausstattung mit Glasfaser- und 5-G-Anschlüssen, Open-Data-Plattformen oder auch das Vorhandensein eines LoRaWAN-Nahfunk-Netzes gezählt werden, steht die „Hauptstadt der Daten“ mit ihrer Viel-

zahl an Rechenzentren und dem bedeutenden Internetknoten De-Cix steht sie bei Bitkom nun an vierter Stelle.

Detaillierte Ergebnisse zu den übrigen Einzelwertungen wird Bitkom erst in einigen Wochen vorlegen. Haselhorst hat seine Studie schon vollständig veröffentlicht. Demnach hat Frankfurt auf dem Feld der Strategie seine Hausaufgaben fast vollständig erledigt: Was zu tun wäre, wissen die Frankfurter demnach. Die digitale Infrastruktur bewerten die Bayern allerdings weniger gut, in den Kategorien Energie und Umwelt sowie bei der besseren Vernetzung und Steuerung der Mobilität sehen sie dagegen Fortschritte (jeweils 35 Prozent). Einen eher schlechten Entwicklungsstand von maximal 25 Prozent des Ideals bescheinigen sie den Frankfurtern zum wiederholten Mal auf den Feldern Gesundheit, Bildung und Verwaltung.

Die größten Fortschritte sehen die Autoren der Haselhorst-Studie aktuell bei den kleineren und mittelgroßen Städten. Das zeigt sich auch in Hessen, fast alle der betrachteten Städte haben sich mit mehr oder minder großen Fortschritten bei der Verwaltungsdigitalisierung, dem Ausbau von Glasfaser- und Mobilfunknetzen, der Nutzung von vernetzter Sensortechnik in der Infrastruktur oder der Einführung von KI-gestützten Chatbots nach vorne gearbeitet. Gießen ist im Ranking von Platz 239 auf 164 aufgestiegen, Wiesbaden hat es von 112 auf 64 geschafft. Bad Nauheim bleibt als digitaler Geheimtipp der Region im Spitzenfeld, jetzt an dreizehnter Stelle. Offenbach und Bad Homburg sind etwas besser geworden, Bensheim und Neu-Isenburg haben ein paar Plätze verloren.

Regelrecht nach hinten durchgereicht wurde Hanau, das in der Haselhorst-Analyse von Platz 184 auf 236 zurückfiel. Da weiß auch die Bitkom-Studie keinen Trost, die Hanau erstmals bewertet hat: Hier landet die jüngste deutsche Großstadt auf dem vorletzten, einundachtzigsten Platz.

Bezwingerin der Weltmeere

FRANKFURT Als erste Deutsche hat die Marburgerin Nathalie Pohl die Ocean's Seven durchschwommen

Die hessische Extremschwimmerin Nathalie Pohl hat als erste deutsche Frau alle Etappen der Ocean's Seven und damit die größte Herausforderung im Freiwasserschwimmen gemeistert. Am Sonntag durchquerte die Neunundzwanzigjährige den Nordkanal zwischen Nordirland und Schottland. Für die rund 41 Kilometer lange Strecke vom irischen Gobbins-Cliff zum schottischen Portpatrick benötigte sie elf Stunden und fünf Minuten. Der Nordkanal war für die Marburgerin die siebte und damit letzte der Meeresstraßen, die zu den Ocean's Seven gehören.

Pohl startete am Sonntagmorgen um 3 Uhr an der irischen Küste bei ruhigem Wellengang und einer Wassertemperatur von 14 bis 16 Grad. Wegen des kalten Wassers gilt der Nordkanal als eine der schwersten Strecken der Ocean's Seven. Die anderen sechs Meerengen hat Pohl in den vergangenen zehn Jahren durch-



Im Kanal: Nathalie Pohl Foto Daniel Toni Jais

quert, zuletzt Anfang 2023 die Cookstraße zwischen der Nord- und Südsinsel Neuseelands.

Zu den Regularien der Ocean's Seven gehört, dass die Schwimmer keinen Neoprenanzug und auch sonst keine Hilfsmittel wie zum Beispiel Flossen verwenden. Pohl, die einen einfachen Schwimmanzug trug, wurde bei der Durchquerung von zwei Booten begleitet und bekam von ihrem Team, zu dem auch ihr Vater gehörte, warme Getränke und Nahrung zugeworfen. Ihr Trainer Adam Walker schwamm als Tempomacher für kurze Streckenabschnitte neben ihr.

Nach vier Stunden zeichnete sich ab, dass der Durchquerungsversuch gelingen könnte. Die Marburgerin war schnell unterwegs und hatte schon etwa die Hälfte der Strecke absolviert. Nach knapp fünf Stunden war die Küste Schottlands am Horizont zu erkennen. Am Nachmit-

tag erreichte Pohl nach mehr als 40.000 Armzügen das schottische Ufer.

Lange Zeit galt der Nordkanal nicht nur wegen seiner Breite – etwa zehn Kilometer mehr als beim Ärmelkanal – und der tiefen Wassertemperaturen als unbezwingbar, sondern auch wegen der in der Meerenge verbreiteten Löwenmähenquallen, deren Stiche extrem schmerzhaft sind. 1947 gelang die erste Durchquerung, die nächste folgte erst 1970.

Pohl steht nun in einer Liste von weltweit 33 Menschen, die alle Etappen der Ocean's Seven absolviert haben. Erstmals gelang das 2012 dem Iren Stephen Redmond, ein Jahr später folgte ihm in Person von Anna-Carin Nordin aus Schweden die erste von inzwischen neun Frauen. Der erste deutsche Sportler, der die ultimative Herausforderung im Freiwasserschwimmen meisterte, war 2019 André Wiersig. trau.

Rechtsextreme in Burschenschaften

WIESBADEN Der hessische Verfassungsschutz bewertet die studierenden Mitglieder von zwei Burschenschaften in Marburg als rechtsextrem. Dies betrifft bei den Burschenschaften Germania und Rheinfranken eine niedrige zweistellige Zahl von Personen, wie aus einer Antwort von Innenminister Roman Poseck (CDU) auf eine Kleine Anfrage der Grünen hervorgeht.

Den Sicherheitsbehörden sei bekannt, dass es vereinzelt Bezüge der Aktivitas der Burschenschaften zu Parteien wie „Der III. Weg“ und „Die Heimat“ (früher NPD) sowie der „Identitären Bewegung“ gegeben habe. In den Verbindungshäusern hätten rechtsextreme Veranstaltungen stattgefunden, und einzelne Mitglieder der Burschenschaft Germania Marburg seien später Mandats- und Funktionsträger der AfD-Jugendorganisation „Junge Alternative“ geworden. lhe.

Polizist wehrt Angreifer mit Schuss ab

OBERAULA Bei dem Versuch, eine nächtliche Schlägerei auf einer Kirche in Oberaula im nordhessischen Schwalm-Eder-Kreis zu beenden, sind Polizisten von den Beteiligten angegriffen worden. Daraufhin habe ein Beamter „zur Abwehr des unmittelbaren Angriffs“ gezielt auf das Bein eines der Angreifer geschossen, teilte die Polizei am Wochenende mit.

Den Angaben zufolge ereignete sich die Schlägerei am frühen Sonntagmorgen auf einem Festplatz vor einem Zelt. Die Polizei ist nach ihren Angaben eingeschritten und wurde bei dem Vorgehen massiv körperlich und auch mithilfe von Gegenständen angegriffen. Laut Polizei schoss daraufhin ein Polizist einem 35 Jahre alten Mann ins Bein. Der Mann sei danach in ein Krankenhaus gebracht worden.

Von den Einsatzkräften sei durch den Angriff niemand verletzt worden. Auch die anderen Beteiligten der Schlägerei blieben laut ersten Erkenntnissen unverletzt. Die Kriminalpolizei Kassel sowie die Staatsanwaltschaft Marburg haben in dem Fall die Ermittlungen aufgenommen. lhe.

Notfahrplan bei der Taunusbahn

HOCHTAUNUSKREIS Im Taunusnetz des Rhein-Main-Verkehrsverbundes (RMV) kommt es wegen fehlender Wasserstoffzüge abends zu Einschränkungen im Bahnverkehr. Wie der Fahrzeughersteller Alstom mitteilte, steht derzeit nicht die notwendige Anzahl an Zügen zur Verfügung, um einen reibungslosen Betrieb gewährleisten zu können. Der RMV und das Unternehmen Start, das die Züge auf der Linie betreibt, haben einen Notfahrplan eingerichtet, der am Mittwoch in Kraft tritt.

Gründe für die fehlenden Züge sind laut Alstom Materialengpässe bei Ersatzteilen und die eingeschränkte Funktionalität einzelner Brennstoffzellen. Um künftig alle 27 Wasserstoffzüge einsetzen zu können, soll die Flotte ab 2025 ein Modernisierungsprogramm für die Brennstoffzellen durchlaufen, hieß es vom Konzern. RMV-Geschäftsführer Knut Ringat kritisierte: „Entgegen anderslautender Zusagen hat es Alstom bis heute nicht geschafft, die Wasserstoffzüge dauerhaft zuverlässig auf die Schiene zu bringen – das ist mehr als enttäuschend.“ Die sich daraus ergebenden Konsequenzen hätten am Ende die Fahrgäste zu tragen, „das ist nicht akzeptabel“.

Der Notfahrplan sieht vor, dass unter anderem der Abschnitt Brandobrandorf-Grävenwiesbach von Montag bis Freitag zwischen 7.15 Uhr und 16.30 Uhr ausschließlich mit Bussen gefahren wird. Auch eine Verbindung zwischen Bad Homburg und Grävenwiesbach wird als Schienenersatzverkehr angeboten.

Zudem fahren wegen Bauarbeiten von 3. bis 27. Oktober zwischen Friedrichsdorf und Brandobrandorf Busse statt Züge. Die Strecke zwischen Friedberg und Friedrichsdorf ist zusätzlich von 12. bis 20. Oktober gesperrt. Auch dort sind Bauarbeiten der Grund. lhe./flf.

Wölfe griffen 118 Weidetiere an

WIESBADEN Die Zahl der Wolfsangriffe auf Nutztiere in Hessen hat sich 2023 im Vergleich zum Vorjahr vervierfacht. Insgesamt wies das Hessische Landesamt für Naturschutz, Umwelt und Geologie im vergangenen Jahr 46 Fälle nach – 2022 waren es noch elf gewesen, im Jahr 2021 waren es fünf. Im laufenden Jahr gab es laut Landesamt bislang erst acht bestätigte Übergriffe von Wölfen auf Nutztiere.

Bei den Angriffen 2023 wurden 118 Weidetiere getötet oder verletzt, wie das Landesamt in Wiesbaden mitteilte. Mit 38 Vorfällen betraf der Großteil Schafe und Ziegen. In jeweils vier Fällen waren Rinderkälber und Gatterwild betroffen. Im Main-Kinzig-Kreis wurden mit insgesamt 17 die meisten Übergriffe registriert.

37 der 46 bestätigten Übergriffe konnten per DNA-Analyse einem bestimmten Tier zugeordnet werden. 2023 waren 26 Wölfe in Hessen genetisch erfasst, acht davon hinterließen Spuren an gerissenen Nutztieren. Ein Großteil der Übergriffe ist den Angaben zufolge auf eine einzige Wölfin zurückzuführen, deren Spuren von Mai bis September vergangenen Jahres insgesamt 13-mal an Nutztierschäden im Main-Kinzig-Kreis nachgewiesen wurden. lhe.



Spielpause: Wann das Römische Theater „wiedereröffnet“ werden kann, ist noch ungewiss. Ausgegraben wurden die alten Sitzreihen schon vor mehr als 25 Jahren.

Foto dpa

Am Römerlager, Germanikus- und Trajanstraße, Augustusplatz, Kästrich und Drususwall: Bei der Benennung ihrer Straßen haben die Mainzer einst aus dem Vollen geschöpft, um an ihre glanzvolle römische Vergangenheit zu erinnern. Schließlich entfaltete das um 13 vor Christus an der Mainmündung gegründete Mogontiacum mit seinem auf einer Anhöhe geschaffenen Legionärslager über Jahrhunderte hinweg große Strahlkraft – als Zentrum der Provinz Germania superior. Vom einstigen Glanz ist beim Spaziergang durch die am Rhein gelegene Stadt heutzutage allerdings nicht mehr viel zu erkennen. Das bis ins nächste Jahr hinein geschlossene Römerschiffmuseum, das völlig umstrukturiert werden soll, und der im Untergeschoss einer Einkaufspassage eingepasste Isis-Tempel sind unstrittig jene beiden Mainzer Orte, an denen römische Geschichte am anschaulichsten vermittelt werden kann. In den Sammlungen und Magazinen des Landesmuseums und des Leibniz-Zentrums für Archäologie lassen sich zwar durchaus weitere Schätze entdecken, in der Stadt selbst sucht man danach jedoch meist vergeblich.

Das römische Erbe besser zu pflegen, stärker herauszuputzen und so für Touristen begreifbar zu machen ist denn auch die zentrale Forderung der Initiative Römisches Mainz (IRM), die gemeinsam mit einigen Verbündeten ein Gesamtkonzept erlangt und dabei vor allem die Stadt, also etwa Kultur-, Bau- und Umweltdezernat, in der Pflicht sieht. Mainz brauche sich vor anderen Römerstädten wie Trier und Köln nicht zu verstecken, sagte der frühere Landesarchäologe Gerd Rupprecht am Freitag im Gespräch mit Medienvertretern. Man sei nicht schlecht aufgestellt, müsse aber daran arbeiten, herausragende Funde, wie das Ende der Neunzigerjahre unterhalb der Zitadelle teilweise freigelegte antike Bühnentheater, sichtbar und auch wieder nutzbar zu machen.

Ein weiterer Hotspot könnten und sollten aus Sicht derjenigen, die ein „Update für das römische Mainz“ fordern, die Pfeilerstümpfe einer antiken Wasserleitung sein, die einst von den Quellen bei Finthen bis zum Castrum auf dem heutigen Kästrich führte. Zwar werden die

Rettungseinsatz für das römische Erbe

MAINZ Die Reste eines antiken Bühnentheaters, der Drususstein und die Pfeiler eines Aquädukts: Die alte Römerstadt hat einiges zu bieten, nur sieht man vieles nicht.

Von Markus Schug

Reste des Aquädukts schon seit geraumer Zeit gereinigt und konserviert. Allerdings lasse es die Stadt zu, dass wild wachsendes Grün und viel zu nahe an den Römersteinen stehende Bäume die Erhaltungsarbeiten voraussichtlich rasch wieder zunichtemachen dürften. Auf diesen Missstand und auch darauf, dass ein mobiles Toilettenhäuschen viel zu nahe an den bedeutenden Relikten aufgestellt worden sei, hätten die Initiative Römisches Mainz und der Rheinische Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz schon im Dezember 2023 in einem Schreiben an Oberbürgermeister Nino Haase (parteilos) hingewiesen, erklärte der IRM-Vorsitzende Christian Vahl. Auf eine Antwort aus dem Rathaus warte man allerdings bis heute.

Zwischenzeitlich haben jene, die sich Sorgen um das römische Erbe der mehr als 2000 Jahre alten Stadt machen, eine Liste mit 32 herausragenden Orten und Fundstücken zusammengestellt. Von denen seien aber die allermeisten derzeit nicht in dem Zustand, der wünschens-

wert wäre. Neben Römersteinen und Römischem Theater sei der Drususstein in der Zitadelle, der sich schon seit Jahren „in der Sanierung“ befinde, ein weiteres Sorgenkind. Aktuell sehe es so aus, als wolle die Stadt die ursprünglichen Pläne aufgeben, zumindest eine Ecke des Steinturms zu rekonstruieren. Doch genau das, was nun womöglich eingespart werde, hätte künftigen Betrachtern vermittelt sollen, wie das seinerzeit zu Ehren des jung verstorbenen Feldherrn Drusus erbaute Grabdenkmal früher einmal ausgesehen haben dürfte. Die am Bauzaun angebrachten Visualisierungen zeigten inzwischen aber nur mehr einen etwa 20 Meter hohen Steinturm, so Hartmut Fischer, der ehemalige Leiter des Mainzer Denkmal- und Sanierungsamts. Alle Hinweise auf die anfangs geplante Teilrekonstruktion einer Turmecke seien auf den Infotafeln getilgt worden.

Neben diesen drei Großbaustellen gebe es auch an anderen Orten Grund zum Klagen: etwa an der Abtsgasse, wo zwei römische Steinsarkophage achlos abge-

legt worden seien; oder im Gonsbachtal, wo man aktuell fast nichts mehr von der freigelegten römischen Reitanlage erahnen könne. Anderswo seien Infotafeln verdeckt oder mit Farbe besprüht worden. Oftmals fehlen laut Fischer an Fundstellen und Denkmälern auch nur Hinweisschilder oder wichtige Aktualisierungen.

Die 32 von ihm und seinen Mitstreitern ausgewählten römischen Orte in Mainz sollen in einer Broschüre, die noch in diesem Jahr erscheinen soll, aufgelistet und beschrieben werden, um an der Römerzeit interessierten Bürgern etwas an die Hand geben zu können. Dank Sponsoren werde es möglich sein, das Booklet mit dem Titel „Mainzer Kulturdenkmäler aus römischer Zeit“ unentgeltlich unter Volk zu bringen, ließ der frühere Kulturdezernent Peter Krawietz wissen.

Die Stadt sei zweifellos reich an Geschichte und ein Teil davon, wie die Zeit der Mainzer Republik und das jüdische Mainz, seien mittlerweile recht gut erforscht und dokumentiert, sagte Krawietz. Mit der Initiative, ein Gesamtkonzept für das römische Mainz zu schaffen, wolle man einerseits rasch, günstig und unkompliziert kleinere Mängel beseitigen lassen. Andererseits wolle man hinweisen auf die großen Herausforderungen, wie eine angemessene Präsentation des einst größten römischen Bühnentheaters nördlich der Alpen sowie der bis zu 25 Meter hohen Römersteine. So wäre es schon eine Überlegung wert, ob es sich nicht doch lohnen könnte, im Zaybachtal wenigstens zwei oder drei Bögen des einstigen Aquädukts nachzubauen, um so die einstige Größe des Bauwerks deutlich zu machen.

Beim Römischen Theater, für das es erste konzeptionelle Überlegungen gibt, warnt die Initiative jedoch vor „frühen Vorfestlegungen“ seitens der Stadt. Besser wäre es, noch einmal grundsätzlich über das Vorhaben zu sprechen. Genügend gute Ideen gebe es: zum Beispiel jene, die oberhalb der Grabungsstelle gelegene und selbst unter Denkmalschutz stehende evangelische Lutherkirche künftig nur mehr für Hochzeiten und Taufen zu öffnen und das 1949 errichtete Gebäude ansonsten als Ausstellungsraum und Infozentrum für Besucher des Römischen Theaters zur Verfügung zu stellen.

Weshalb die Geldnot lange verborgen blieb

LÖHNBERG Überschuldete Gemeinde legte mehrere Jahresabschlüsse nicht vor / Eltern sollen zahlen

Setzt das Regierungspräsidium in Gießen der Gemeinde Löhnberg einen Aufpasser ins Rathaus? Noch steht der Beschluss über diesen seltenen tiefen Einschnitt in die kommunale Selbstverwaltung aus. Das überschuldete Löhnberg lehnt einen staatsbeauftragten Bürgermeister ab, wie eine Sprecherin der F.A.Z. zu Monatsbeginn sagte. Dennoch muss die Gemeinde mit mehr als 4000 Einwohnern aus dem Landkreis Limburg-Weilburg mit ihm rechnen. Die Aufsichtsbehörde hat diesen Schritt schon angekündigt.

Bis 13. September konnte sich der Gemeindevorstand zu diesem Vorhaben äußern und hat dies auch getan, wie ein Sprecher des Regierungspräsidiums mitteilte. Nun prüfe die Kommunalaufsicht das Schreiben. In dieser Woche sei mit einer Stellungnahme aus Gießen aber nicht zu rechnen.

Dessen ungeachtet stellt sich die Frage, weshalb die über Jahre entstandene Finanznot so lange verborgen blieb und

erst in den vergangenen Monaten offenbar geworden ist. Schließlich hatte Löhnberg seit 2016 keinen Jahresabschluss mehr vorgelegt. Die Misere gründet in der Umstellung der kommunalen Haushalte von der über Jahrzehnte gewohnten kameralistischen Buchführung auf die Doppik mit Beginn des Jahres 2009, wie der Sprecher der Aufsichtsbehörde sagte.

Der Unterschied zwischen den beiden Methoden ist, vereinfacht gesagt: Früher führten die Städte und Gemeinden in ihrem Haushaltsplan die Einnahmen und Ausgaben auf, nicht aber Schulden, Abschreibungen, Rückstellungen und Sachvermögen. Seit der Umstellung müssen aber auch kleine Gemeinden mit wenigen Mitarbeitern die kommunalen Vermögensgegenstände in ihrem Etat erfassen und bewerten. Das schließt eine früher unbekannte jährliche Inventur ein. Ein wesentlicher Vorteil davon sei, nicht nur die Zahlungsfähigkeit zu beurteilen, sondern auch die Wirtschaftlichkeit. An-

ders gesagt: Hat die Kommune nicht nur genug Geld für ihre Aufgaben, sondern setzt sie es auch effizient ein?

Der Haken: Besonders die kleineren Gemeinden fühlten sich anfangs schlicht überfordert, wie der Sprecher sagte. Die Kommunalaufsichten bei den Kreisen hätten sich deswegen geduldig gezeigt mit Blick auf Jahresabschlüsse. Mittlerweile liefern vermehrt Jahresabschlüsse bei den Kommunalaufsichten ein und damit auch beim Landkreis Limburg-Weilburg. Nun aber kämen die Aufsichtsbehörden mit dem Prüfen kaum nach – schließlich könnten sie ihr Fachpersonal nicht beliebig vermehren. Das sei ein Grund gewesen, weshalb die Etatnot über Jahre unentdeckt geblieben sei.

Erschwerend kam nach den Worten des Sprechers ein anderer Punkt hinzu: Um einen neuen Haushalt aufzustellen, brauche eine Gemeinde keinen Jahresabschluss. Darüber hinaus sei aus den den Löhnberger Gemeindevertretern be-

schlossenen und von der Kommunalaufsicht geprüften Haushalten die mittlerweile offenkundige Überschuldung der Gemeinde nicht ersichtlich gewesen. Erst Unregelmäßigkeiten im Tagesgeschäft zulasten Dritter ließen demnach die Fachleute beim Kreis hellhörig werden.

Wegen ihrer akuten Geldnot bat die Gemeinde dann den Landkreis im vergangenen November um Amtshilfe. Seit Mai ist ihr Bürgermeister Frank Schmidt (SPD) krank. Der Erste Beigeordnete Wolfgang Grün führt die Geschäfte. Löhnberg brauche keinen Staatsbeauftragten, sondern vielmehr Hilfe in der Finanzverwaltung.

Derweil bekommt die Bevölkerung die Geldnot zu spüren: Das Kita-Essen kostet die Eltern fortan fast doppelt so viel wie zu Jahresbeginn. Auch müssen sie damit rechnen, dass sie künftig für die bisher unentgeltlichen Kitaplätze zahlen müssen. Viele Familien sind aber gerade wegen der günstigen Kinderbetreuung nach Löhnberg gezogen. thwi.



Quo vadis, Mogontiacum?

Von Markus Schug

In diesem Fall ist die Deutsche Bahn ausnahmsweise einmal überpünktlich gewesen. Den früheren Haltepunkt „Südbahnhof“ gibt es in Mainz schon lange nicht mehr. Stattdessen steht seit 2006 „Römisches Theater“ auf der Stationstafel am Bahnsteig von Gleis 4, der im 19. Jahrhundert – damals ohne Rücksicht auf Verluste – mitten durch eine antike Grabungsstätte geführt worden war. Dabei handelte es sich, auch wenn der aus dem Fenster schauende Zugreisende davon heute nicht mehr allzu viel erkennen kann, um das einst größte römische Bühnentheater nördlich der Alpen. Mit einem Durchmesser von 116 Metern bot die im ersten Jahrhundert nach Christus und zu Ehren des früh verstorbenen Feldherrn Drusus erbaute Spielstätte seinerzeit wohl Platz für bis zu 10.000 Besucher.

Doch der Sensationsfund aus den Neunzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts wird von der Stadt, die sich selbst gern Römerstadt nennt, immer noch schlecht präsentiert. Und das ist kein Einzelfall, wie der Blick auf den gut 300 Meter entfernt stehenden, teilsanierten Drususstein in der Zitadelle verrät. Gemeinsam mit der Initiative Römisches Mainz haben sich deshalb jetzt drei Experten zu Wort gemeldet, die von Beruf wegen lange mit dem römischen Erbe zu tun hatten, mittlerweile aber alle im Ruhestand sind. Von der Stadt fordern sie ein Gesamtkonzept.

Der frühere Kulturdezernent, der ehemalige Landesarchäologe und der einstige Leiter des Denkmal- und Sanierungsamts dürften aus eigener Erfahrung wissen, wie mühsam und schwierig es ist, im Stadtrat und in der Verwaltung genügend Geld und Personal für eine angemessene Präsentation von Grabungsstätten und historisch bedeutsamen Funden bewilligt zu bekommen. Auch das Land hat sich beim Neubau des Leibniz-Zentrums für Archäologie keine zusätzlichen Sesterzen aus der Tasche ziehen lassen, um – was naheliegender gewesen wäre – aus den Theaterresten etwas Vorzeigbares zu machen.

Die von den „Römer-Freunden“ für dieses Jahr angekündigte Broschüre, mit der bei den Bürgern für die vorhandenen antiken Stätten und Relikte in Mainz geworben werden soll, kann bei allem Respekt da nur ein erster Schritt sein, um Mogontiacum aus der Versenkung zu holen.

Messerattacke in Verbotszone

WIESBADEN Bei einem Streit in der Innenstadt hat ein Sechzigjähriger einem anderen Mann mit einem Messer in den Oberschenkel gestochen. Das Opfer wurde am Samstagabend schwer verletzt in ein Krankenhaus gebracht, wie die Polizei mitteilte. Den Angaben zufolge stritten sich die beiden Männer erst verbal, dann stach einer dem anderen in den Oberschenkel, der Täter flüchtete. Die Tat ist laut Polizei von einer Überwachungskamera aufgezeichnet worden. Der Täter sei wahrscheinlich ein Obdachloser. robm.

Beauftragte gegen Diskriminierung

WIESBADEN In Hessen soll eine neue Landesbeauftragte gegen Diskriminierung vorgehen. Die 33 Jahre alte Juristin Berivan Sekerci habe die Arbeit bereits aufgenommen, teilte das Sozialministerium am Montag mit. „Bei uns gibt es keinen Platz für Rassismus, Antisemitismus oder jegliche Form von Diskriminierung“, sagte Sozialministerin Heike Hofmann (SPD). Das neue Amt, das CDU und SPD in ihrem Koalitionsvertrag vereinbart hatten, ist dem Sozialministerium zugeordnet. „In dieser Rolle bietet sich die Chance, nicht nur kurzfristige Ergebnisse zu erzielen, sondern auch langfristige Veränderungen zu bewirken – das ist für mich ein entscheidender Antrieb“, so Sekerci. Außer Rassismus wolle sie auch Phänomene wie Altersdiskriminierung, Diskriminierung aufgrund des sozioökonomischen Status oder Behinderung in den Blick nehmen. lhe.



Sundowner:
Wenn abends hinter dem Taunus die Sonne versinkt, lässt es sich auf der Hochhausterrasse besonders gut aushalten.

Im Flugzeug greifen viele Menschen zu Tomatensaft, die dieses Getränk am Boden nie anrühren würden. Über den Wolken schmeckt offenbar manches anders als zu ebener Erde. Vielleicht liegt es am niedrigen Luftdruck, dass der herzhafteste Geschmack in der Flugzeugkabine als besonders anregend empfunden wird. Vielleicht möchte man im Flugzeug auch ganz bewusst etwas Gesundes zu sich nehmen. Wie aber ist das in der Spitze eines Hochhauses? Schmecken Speisen und Getränke hier anders als am Boden? Wenn sich unser Geschmackssinn in der Höhe tatsächlich verändert, gilt das auch schon für wenige Hundert Meter?

Hermann Spatt sitzt in „seiner“ Bar und schüttelt lächelnd den Kopf. Nein, daran glaubt er nicht, denn dafür sei die Entfernung vom Erdboden zu gering. „Der Luftdruck ist hier noch nicht anders. Aber die Stimmung“, sagt er. Spatt zitiert einen Stammgast: „Das ist die einzige Bar, in der ich Urlaub habe.“ Hier oben scheinen viele Gäste gute Laune zu haben. Ein bisschen wie im Urlaub – dem Alltag entrückt. Und da hat man offenbar auch Lust auf andere Getränke als in einer Kellerspelunke.

Spatt leitet das nhow Hotel Frankfurt, zu dem auch die NFT Skybar gehört, die vor zwei Jahren hoch oben in der Spitze des 190-Meter-Turms One im Europaviertel eröffnet wurde. NFT? Der Begriff stammt aus der Finanzwelt. Die Abkürzung steht für „Non-Fungible Token“ und beschreibt einen digitalen Vermögenswert, mit dem zum Beispiel Kunstwerke gehandelt werden können. Jedes Hotel der nhow-Kette, die mit 380 Zimmern die unteren Etagen des Hochhauses füllt, folgt einem bestimmten Motto, das zur jeweiligen Stadt passt. In Frankfurt sind es die Finanzen. NFT sei eine Währung, die „nicht mehr greifbar“ ist, meint Spatt.

Das passt an die Spitze eines Hochhauses, denn auch hier oben sind die Mühen des Alltags ein großes Stück weit entfernt. Die Skybar ist aber mehr als eine Hotelbar. Sie ist auch öffentlich für Gäste zugänglich, die nicht im nhow eingekauft haben. Manchmal müssen sie allerdings etwas Wartezeit mitbringen.

Der Expressaufzug bringt die Gäste in wenigen Sekunden aus dem Erdgeschoss direkt in den 47. Stock. Hier, 185 Meter über dem Erdboden, liegt ihnen die Stadt zu Füßen. Der Ausblick ist überwältigend. Autos und Menschen wuseln, klein wie Ameisen, in den Straßen. Der Bahnhof wirkt wie die Zentrale einer Modelleisenbahn, in der die ICEs und Regionalbahnen wie von Geisterhand gesteuert ein- und ausfahren. Weil der One im Europaviertel und damit etwas außerhalb des Hochhaus-Pulks liegt, ist der Ausblick auf die Türme im Bankenviertel besonders imposant. Spatt formuliert es so: „Frankfurt ist für seine Hochhäuser berühmt. Man kommt hoch und denkt: Wow, mega!“

Zwei Männer sitzen in bequemen Stühlen auf der Terrasse. Sie sind Arbeitskollegen. Der eine hatte dem anderen von der Bar erzählt, jetzt haben sie sich für einen gemeinsamen Besuch verabredet. Der Mann, der zum ersten Mal

Schmeckt es hoch oben besser?

FRANKFURT Die NFT Skybar im Frankfurter Europaviertel ist die höchste Bar Deutschlands. In der Spitze des Hochhauses One, 185 Meter über der Stadt, werden originelle Drinks serviert. Wie betreibt man so eine Bar? Trinkt es sich dort anders als am Boden?

Von Rainer Schulze und Lucas Bäuml (Fotos)

hier oben ist, schwärmt. Von hier wirke Frankfurt „wie ein Stadtplan“. Ein Tisch weiter sitzt ein Pärchen, das in den sozialen Netzwerken von der Bar erfahren hat. Jetzt wollen sie sich selbst ein Bild machen. Vor ihnen liegen die Hochhäuser des Bankenviertels. „Unser Lieblingsblick“, sagen sie.

VON OBEN

Viele Gäste drehen auf der umlaufenden Terrasse eine Runde und schauen sich die Stadt und die Umgebung aus allen Richtungen an. Wenn es nicht zu diesem ist, reicht die Aussicht vom Taunus bis zum Odenwald. Aber auch der Blick in den Himmel beeindruckt, und das nicht nur bei Sonnenuntergang. Ein Unwetter hat hier oben eine enorme Wucht. Es sei faszinierend zu beobachten, wenn ein Gewitter aufzieht, sagt Spatt. „Dann kommen alle Gäste rein, und es wird romantisch.“

Der Hotelmanager hat auch schon Häuser in Amsterdam, Rotterdam und Berlin geführt. „Frankfurt ist eine Businessstadt“, sagt er. Unter der Woche kämen viele Einzelreisende. Am Wochenende sei das Publikum ganz anders. Sein Lieblingsblick ist der auf den Bahnhof und die winzigen Züge. „Es schaut beruhigend aus, Gäste reisen an und ab.“ Besonders in der Dämmerung und nachts gefällt ihm der Blick auf die Stadt, wenn die Türme glitzern und funkeln. „Ich mag im Winter die Lichter der Stadt“,

sagt Spatt. Aber auch im Sommer auf der Hochhausterrasse zu sitzen und den Sonnenuntergang zu beobachten sei „ziemlich unschlagbar“.

Die NFT Skybar ist die höchste Bar Deutschlands. Dieses Prädikat lockt auch jenseits der Stadtgrenzen Neugierige an. Etwa ein Viertel der Besucher sind Hotelgäste. „Aber der Großteil unserer Gäste sind Frankfurter“, sagt Hotelmanager Spatt. Wer im Foyer des Turms nicht lange warten will, sollte am besten zeitig kommen. Um 18 Uhr öffnet die Hochhausbar. Dann wird sie erst einmal gefüllt – aber bei 199 Personen ist Schluss. Die Brandschutzvorgaben regeln, dass diese Zahl nicht überschritten werden darf. Das erstaunt manchmal die Wartenden, denn die Bar könnte locker noch mehr Menschen aufnehmen.

Aus diesem Grund muss man mitunter bis zu zwei Stunden warten, um hochzukommen. Besonders am Wochenende kann es etwas länger dauern. Die Bar ist dienstags bis samstags geöffnet, von 18 bis 1 Uhr, am Wochenende bis 2 Uhr. Und neuerdings auch an jedem zweiten Sonntag, wenn, very british, zwischen 14 und 20 Uhr zum High Tea eingeladen wird. Um die Wartezeit attraktiver zu machen, hat nhow ein neues System eingeführt. Die Besucher können sich mit einem QR-Code registrieren und werden benachrichtigt, sobald sie an der Reihe sind. So können sie sich draußen aufhalten oder im benachbarten Einkaufszentrum etwas erledigen und müssen nicht die ganze Zeit in der Schlange stehen. Allzu weit sollten sie sich allerdings

nicht entfernen, denn nach ein paar Minuten erlischt der Slot in der Warteschlange.

Reservierungen nimmt die Bar nicht entgegen, um allen Gästen die Chance auf Einlass zu bieten. Unter der Woche stehen die Chancen am besten, am Wochenende wird es schnell voll. An einem Werktag kommen über den Abend verteilt 500 bis 600 Gäste, am Wochenende sind es oft mehr als tausend. 16 Mitarbeiter kümmern sich um sie.

Die Drinks auf der Karte hat Fernando Monteiro zusammengestellt, der Operation Manager der Bar. Zu den „Signature Drinks“ gehört der NFT Pink Spritz. „Ich bin ein Riesenfan von Grapefruit“, sagt Monteiro. Wegen der erfrischenden Bitterstoffe. Er meint, die Gäste würden hier oben eher saure, frische oder spritzige Drinks bestellen als schwere aromatische Cocktails. Das Urlaubsgefühl beeinflusst offenbar auch die Auswahl der Getränke.

Der Künstler David Zuker hat die Bar gestaltet und sich dafür mit dem Thema „The Art of Money“ auseinandergesetzt. Außer großen Wandgemälden hat er für die Bar auch digitale Kunstwerke geschaffen, die als NFTs erworben werden können und auch in der Karte abgedruckt sind. Wer die Drinks noch probieren will, muss sich beeilen. Im Herbst soll die Karte verändert werden. Auch die Speisen werden sich dann ändern. Die meisten Zutaten stammen aus der Umgebung, und auch die DJs, die von 22 Uhr an auflegen, sind von hier.

Die NFT Skybar ist nicht die einzige Hochhausgastronomie in Frankfurt. Im Henninger-Turm gibt es ein Restaurant der höheren Preisklasse, im Maintower kann man unterhalb der Aussichtsplattform ebenfalls speisen. Auch die NFT Skybar gehört nicht in die preiswerte Kategorie. Für einen Drink kann man hier locker mehr als 15 Euro ausgeben. Aber es gibt auch günstige Getränke. Spatt sagt: „Es ist mehr casual bei uns, nicht so formell. Jeder ist willkommen bei uns. Wer nur ein Bier bei uns trinken will genauso wie die große Gesellschaft.“

Es ist logistisch gar nicht so leicht, ein Restaurant in der Spitze eines Hochhauses zu betreiben. Die Andienung läuft in Slots. Die Lebensmittel und Zutaten, die verarbeitet werden, werden zunächst in einem Kühlhaus im Keller gelagert. Nachmittags, bevor die Besucher kommen, werden sie dann mit dem Aufzug hochgebracht.

Kann man auch einfach nur die Aussicht genießen, ohne etwas zu sich zu nehmen? Monteiro erläutert, warum das nicht geht: „Wir sind keine Aussichtsplattform. Natürlich gehört die Aussicht unbedingt dazu. Aber wir sind immer noch eine Bar.“ Sein Lieblingsgebäude? Monteiro muss nicht lange überlegen. „Der Messeturm.“ Er ist von hier zum Greifen nah.

Ein Bauplatz vor dem Turm ist noch frei. Dort ist der Millennium Tower geplant, der einmal der höchste Turm der Stadt sein soll. Aber die Pläne zu seiner Realisierung sind auf Eis gelegt worden. Spatt hofft, dass dies auch vorerst so bleibt – denn sein Lieblingsblick auf den Bahnhof wäre sonst verbaut.



Die Crew:
Hermann Spatt (ganz oben) leitet das Hotel nhow, zu dem die Hochhausbar gehört. Seine Mitarbeiter sorgen dafür, dass es den Gästen gut geht.



Parkleitsystem endgültig abgeschaltet

IHK kritisiert „jahrelange Untätigkeit“

Die Anzeigen sind dunkel, keine Zahlen machen mehr Hoffnung auf Hunderte freie Parkplätze oder verursachen vor schnell Arger über vermeintlich überfüllte Parkhäuser. Am 28. August hat die Stadt das Parkleitsystem nach 32 Jahren abgeschaltet. Verlass war auf die Zahlen schon seit Anfang 2022 nicht mehr. Weil das Bundesamt für Sicherheit in der Informationstechnologie vor einem für Hacker anfälligen Softwarebaustein gewarnt hatte, wurde das Leitsystem damals von der städtischen Verkehrs-zentrale entkoppelt. Seither wurden die Zahlen von Hand eingetragen, doch den aktuellen Auslastungsgrad spiegeln sie nicht mehr wider. Wegen der Sicherheitslücke, weil die Technik vom Hersteller nicht mehr aktualisiert werde und die Anzeigen kaum mehr valide seien, ist das System nach Angaben des Mobilitätsdezernats abgeschaltet worden.

Die Vorbereitungen für einen Nachfolger waren schon vor zwei Jahren angestoßen worden. Der Magistrat stellte eine halbe Million Euro bereit, und es gab klare Vorstellungen darüber, was das neue System leisten soll. So war an großformatige LED-Anzeigen gedacht, die auch Texte zeigen und gleichermaßen die „Mainziel“-Tafeln an den Zufahrten der Innenstadt ersetzen sollten. Hinweise auf Veranstaltungen und Verkehrsbehinderungen sowie der Bevölkerungsschutz wären weitere Einsatzmöglichkeiten.

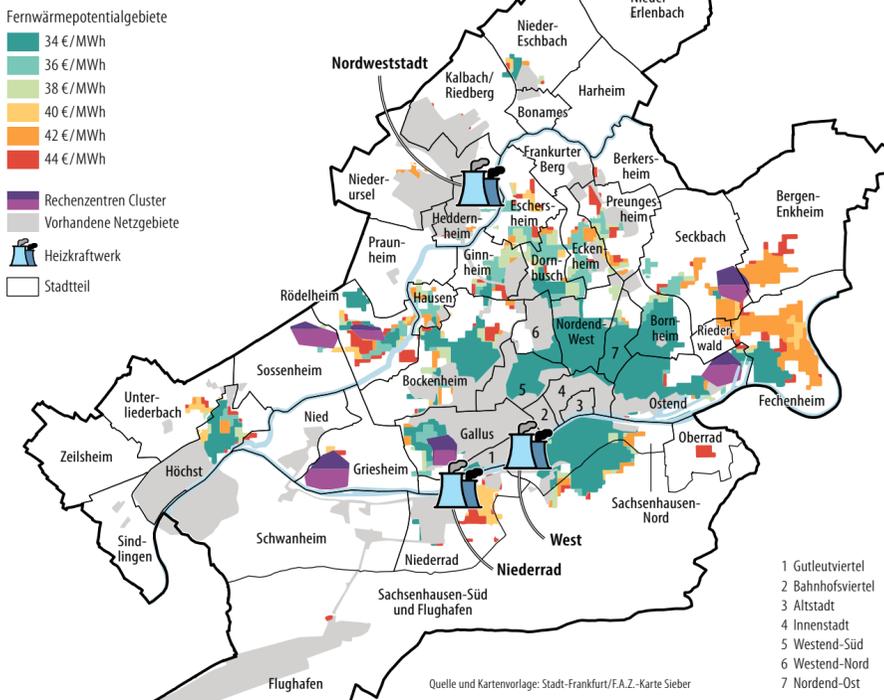
Bis die ersten Anzeigen für ein neues Verkehrsleitsystem, kurz VLIS, aufgestellt werden, wird es nach Auskunft des Mobilitätsdezernats frühestens Mitte 2026. Das Straßenver-

kehrsamt bereite gerade die Ausschreibung für Ingenieurleistungen vor, mit denen die geplanten Standorte untersucht und eine Kostenrechnung erstellt werden sollten. Danach folge die Bau- und Finanzierungsvorlage. Nach wie vor sei geplant, mehr als nur die Kapazität der Parkhäuser anzuzeigen. Im Projekt „Parken und Leiten“ sollten etwa Umsteigepunkte auf den öffentlichen Nahverkehr berücksichtigt werden. Dass die Nachfolge des Leitsystems jetzt erst betrieben werde, habe man nicht zu verantworten. Andere Vorhaben und Investitionen hätten politisch Priorität gehabt.

Für die Industrie- und Handelskammer (IHK) Frankfurt ist es nicht nachvollziehbar, dass das Verkehrsdezernat in den vergangenen Jahren untätig geblieben sei. Während man sich die Reduzierung des Autoverkehrs auf die Fahnen geschrieben habe, nehme man eine Zunahme des Parksuchverkehrs in Kauf, sagte IHK-Vizepräsidentin Susie von Verschuer. „Drei Jahre ohne Parkleitsystem sind nicht akzeptabel.“ Es falle schwer, den Beteuerungen, Handel und Einkaufslagen zu stärken, zu glauben, so Verschuer. Denn zugleich werde der Zugang zur Stadt mit dem Auto erschwert, Nahverkehrsverbindungen fielen aus, die Sondernutzungsgebühren stiegen massiv, und ein Parkleitsystem fehle.

Egon Schwarz, Vorsitzender des Dachverbands Frankfurter Gewerbevereine, warnte davor, Kunden könnten ins Umland mit seinen kostenlosen Parkplätzen ausweichen. Sie verbrächten die Zeit lieber im Geschäft oder Restaurant als bei der Parkplatzsuche und im Stau. Die

Wo Fernwärme wirtschaftlich ist



„Task Force“ für die Wärmeplanung

Die Stadt Frankfurt hat hochgesteckte Ziele. Bis 2035 will sie klimaneutral sein. Maßgeblich dafür ist, dass die rund 80.000 Wohngebäude in Frankfurt deutlich weniger Wärme benötigen und der verbleibende Anteil an erneuerbaren Energien stammt. Bundesweit wird die Heizwärme derzeit zu 80 Prozent aus fossilen Quellen produziert, heizt jeder zweite Haushalt mit Gas, jede vierte mit Öl. Neben Wärmepumpen soll der Ausbau der Fernwärme dabei helfen, die Treibhausgasemissionen zu reduzieren.

Frankfurt setzt bereits seit Langem auf Fernwärme. Schon 1965 ist die damals neue Abfallverbrennungsanlage so konzipiert worden, dass das angrenzende Neubaugebiet, die Nordweststadt, die Abwärme zum Heizen nutzen konnte. Inzwischen erfolgen 25 Prozent der Wärmeversorgung Frankfurts über Fernwärme. 17.000 Haushalte sind an das Netz angeschlossen. Wobei die Tatsache, dass es ein Fernwärmenetz gibt, nicht bedeutet, dass das 80 bis 120 Grad heiße Wasser in den Leitungen grundsätzlich mit erneuerbaren Energien erzeugt wird. In Frankfurt sind es Müll, Gas und das mit Kohle betriebene Heizkraftwerk West der Mainova, die für Fernwärme sorgen. Von Winter 2026 an sollen zwei Gasturbinen das Kohlekraftwerk ersetzen.

Das Prinzip Fernwärme ist, da sind sich alle Fachleute einig, ein effizientes System, um Wärmequellen kostengünstiger und klimafreundlicher zu nutzen. Eine schon Ende 2021 von der

Frankfurt plant den nächsten Schritt, damit Bürger nicht mit Öl und Gas heizen müssen. „Energiewendeviertel“ sollen zeigen, wie der Umbau möglich ist.

Von Mechthild Harting

Stadt beauftragte „Konzeptstudie zur Vorbereitung der kommunalen Wärmeplanung in Frankfurt“, die seit Ende 2023 vorliegt, macht aber auch deutlich, dass es nicht überall in Frankfurt sinnvoll und wirtschaftlich ist, Leitungen zu legen. Zumal dann, wenn nur wenige Haushalte mit Wärme versorgt werden sollen.

Forciert durch die Vorgaben der Bundesregierung, zu denen das viel zitierte Heizungsgesetz oder besser Wärmeplanungsgesetz zählt, muss auch Frankfurt bis zum 30. Juni 2026 einen „unverbindlichen Wärmeplan für das Stadtgebiet“ beschlossen haben. Das Ampel-Plus-Bündnis im Römer und Klima- und Umweldezernat Tina Zapf-Rodriguez (Die Grünen) sehen die Vorgabe als Chance, die Wärmeplanung schnell voranzutreiben. Die sei ein „wichtiges Strategie- und Informationsinstrument, um eine grobe Orientierung darüber zu geben, wie und wo der Ausbau der Wärmenetze erfolgen

kann“, heißt es in einem Antrag, der am Donnerstag im Stadtparlament diskutiert werden soll.

Derzeit zeichnet sich ab, dass Fernwärme in den Gründerzeitstadien wirtschaftlich ist und dort, wo Abwärme von Rechenzentren für ganze Wohngebiete genutzt werden kann. Detaillierte, straßengenaue Aussagen zur Wärmeversorgung könnten erst in Abstimmung mit dem kommunalen Energieversorger getroffen werden, heißt es. Zapf-Rodriguez will diesen Umbau der Stadt anhand von Pilotgebieten vorantreiben. Die Rede ist von „Energiewendevierteln“, in denen nicht nur der Bau der Fernwärmeleitung in den Blick genommen werde, sondern auch Strom, Abwasserkanäle, Straßenbeleuchtung und Glasfaserleitungen, um „am Ende nur einmal die Straße aufzureißen“; und das alles unter Einbeziehung der Bürger.

Für diese „außergewöhnliche Koordinierungsaufgabe“ will Zapf-Rodriguez eine ämterübergreifende „Task Force Wärmeplanung“ unter Federführung des Klimareferats bilden. Dazu gehören etwa das Stadtplanungsamt, das Amt für Bau und Immobilien, das Straßenbaumamt und die Stadtentwässerung. Bei Bedarf könnten Energieversorger hinzukommen.

Die CDU-Fraktion fordert dagegen, den städtischen Energieversorger Mainova als derzeitigen Betreiber des Fernwärmenetzes und die Wirtschaftsförderung Frankfurt sofort mit in die Task Force aufzunehmen. Beide seien „unverzichtbare Akteure“, schließlich könne die Anbindung ans Fernwärmenetz standortentscheidend für ein Unternehmen sein.

Schwimmschule muss ausziehen

Die private Schwimmschule „Swim 2 Grow“ kann das Becken im Dorint-Hotel in Niederrad nach Schließung des Hauses Ende Oktober nicht mehr für Kurse nutzen. Das geht aus einer Entscheidung des Dezernats für Soziales und Gesundheit hervor, die der Schwimmschule nun übermittelt wurde. Nach eingehender Prüfung und Berechnung der Kosten habe sich das Dezernat „letztlich gegen eine Weiter-nutzung entschieden“. Die Stadt führt außer Reinigungs- und Personalkosten auch Haftungsfragen an. Noch vergangene Woche hatte das Dezernat signalisiert, dass eine Weiter-nutzung des Bades während der künftigen Nutzung des Gebäudes als Flüchtlingsunterkunft möglich sein könnte (F.A.Z. vom 16. September 2024).

„Die Gründe für diese Entscheidung sind für uns schwer nachvollziehbar. Jeder unserer Trainer besitzt ein gültiges Rettungsschwimmer-Zertifikat, die Verantwortung sowie die Haftung liegen bei uns als Mieter. Sämtliche Personalkosten wären durch unsere Miete abgedeckt. Ebenso bedauerlich ist, dass auch die Kinder geflüchteter Familien von unseren Schwimmkursen profitiert hätten“, äußert Barbara Losert, Geschäftsführerin von „Swim 2 Grow“. Die Schule mit Sitz in Mannheim und Aktivitäten in fünf Bundesländern bemühe sich seit geraumer Zeit vergeblich um Ausweichschwimmflächen. „Aber somit werden wir keine alternativen Schwimmplätze anbieten können“, so Losert. dme.

Kinderuni erklärt Sinn von Chefs

Wie schlafen Giraffen? Was passiert beim Atmen? Wer hilft bei Ärger in der Schule? Und was zeichnet einen guten Chef aus? Antworten auf diese Fragen gibt vom 24. bis 27. September die Kinderuni an der Goethe-Universität. In vier öffentlichen Vorlesungen geben Forscher verständliche Einblicke in ihre Arbeit.

Am 24. September erzählt der Verhaltensforscher Paul Dierkes von seinen Studien im Opelzoo und in freier Wildbahn. Über das Herz-Kreislauf-System spricht tags darauf der Herzforscher Guillermo Luxán. Die Erziehungswissenschaftlerin Anne Piezunka erklärt am 26. September, wie Schüler und Lehrer gut miteinander klarkommen, und der Ökonom Guido Friebel erläutert am 27. September, wozu Chefs gut sind. Alle Vorlesungen beginnen um 16 Uhr auf dem Westend-Campus der Universität. zos.

Antänzer stehlen Handy

Die Polizei hat am Sonntag drei Männer im Bahnhofsviertel festgenommen, die zuvor einer Frau auf der Moselstraße das Handy gestohlen hatten. Ein Zeuge hatte berichtet, dass er beobachtet habe, wie diese Männer die Frau angetanzt und ihr das Mobiltelefon aus der Tasche genommen hätten. Die Forderung verlief erfolgreich, die Polizisten nahmen die Männer fest, die das gestohlene Handy bei sich hatten. moch.

RHEIN-MAIN

Leben in Frankfurt und in Hessen

VERANTWORTLICHE RESSORTLEITER: Manfred Köhler und Jacqueline Vogt, Marie Lisa Kehler (stv.)

Peter Badenhop (Koordination Newsroom), Matthias Trautsch (Koordination Reportage); Bernhard Biener, Ralf Euler, Monika Ganster, Mechthild Harting, Katharina Iskandar, Alexander Jürgs, Ingrid Karb, Anna-Sophia Lang, Daniel Meuren, Gunter Murr, Martin Ochmann, Jan Schiefelhövel, Rainer Schulte, Johanna Schwanitz, Dieter Schwöbel, Timur Ting, Elena Zompi, Sascha Zoske.

KULTUR: Eva-Maria Magel (Koordination); Dr. Florian Balke, Katharina Deschka, Sonja Esmalza-deh, Guido Holze.

WIRTSCHAFT: Daniel Schleidt (Koordination); Patricia Andrea, Dominik Großpietsch, Petra Kirchhoff, Barbara Schäder.

KORRESPONDENTEN: Oliver Bock, Andrea Diener, Dr. Florentine Fritzen, Hanns Mattes, Jochen Remmert, Markus Schug, Thorsten Winter.

LANDESPOLITIK: Dr. Ewald Hordt.

ONLINE: Inga Janovic (Koordination Internet); Alexandra Dehe, Xenia Reinfels, Christian Riethmüller.

RHEIN-MAIN-SPORT: Der Rhein-Main-Sport wird redigiert von der Sportredaktion der Frankfurter Allgemeinen Zeitung; verantwortlich: Anno Hecker; Ralf Weibrecht.

ANSCHRIFT FÜR DEN VERLAG UND REDAKTION: Postanschrift: 60267 Frankfurt am Main, Hausanschrift: Pariser Straße 1, 60486 Frankfurt am Main, Telefon (069) 7591-0, E-Mail-Redaktion: rhein-main@faz.de

VERANTWORTLICH FÜR ANZEIGEN: Achim Pflüger, RheinMainMedia GmbH, Waldstraße 226, 63071 Offenbach, Telefon (069) 7501-3336, Telefax (069) 7501-3337, E-Mail: service@rmm.de

Anzeigenpreise laut RMM-Preisliste Nr. 29, gültig vom 1. Januar 2024 an.

Jeder kann Leben retten

Gesundheitsamt gibt Expresskurse in Wiederbelebung

Ein Passant bricht auf offener Straße zusammen, bleibt regungslos liegen. Wüssten Sie, was zu tun ist? Auch wenn der Erste-Hilfe-Kurs schon länger her ist, „in dieser Situation nichts zu machen ist das Schlimmste, was sie tun können“, sagt Peter Tinnemann, Leiter des Gesundheitsamts. Er will Menschen ermutigen, einzugreifen, wenn sie Zeugen eines solchen Notfalls werden. Denn der plötzliche Herz-Kreislauf-Stillstand ist die dritthäufigste Todesursache. Auch weil nur etwa zehn Prozent der Menschen gerettet werden, bei denen das Herz unvermittelt zu schlagen aufhört. Den Anteil der Überlebenden würde das Team des Gesundheitsamts gerne steigern und bietet in dieser Woche kurze Schulungen dazu an.

„Der Dreiklang der Rettung lautet: prüfen, rufen, drücken“, sagt Frank Naujoks, Ärztlicher Leiter Rettungsdienst im Gesundheitsamt. Er führt die Schritte an einer Gummipuppe vor. Geprüft wird als Erstes, ob die Person noch bei Bewusstsein ist, durch Ansprache oder Schütteln. Dann beugt er sich über den Kopf des Ohnmächtigen: „Spüren Sie den Atem? Hebt sich der Brustkorb?“ Falls nicht, ist die Lage ernst. Der nächste Schritt lautet: rufen. Damit ist zum einen der Notruf unter der 112 gemeint, aber auch der Ruf nach Hilfe von Umstehenden. Am besten sei, dabei eine bestimmte Person anzusehen und sie zu bitten, einen Krankenwagen zu rufen.

Drücken ist die entscheidende Stufe drei der Ersten Hilfe. Und, Überraschung, von Beatmung ist nicht die Rede. „Davor

schrecken viele aus Ekel zurück und machen deshalb gar nichts“, sagt Naujoks und plädiert daher für gute Herzdruckmassage ohne Beatmungsversuche – sofern man nicht wisse, wie es geht. Es gehe darum, zu tun, was man kann, und ohne Angst, dem Ohnmächtigen die Rippen zu brechen: „Im Ernstfall möchte ich lieber, dass Sie mir die Rippen brechen und ich auf der Intensivstation wieder aufwache als gar nicht mehr“, sagt Naujoks. Er kniet neben der Puppe, lehnt sich mit gestreckten Armen über deren Brustkorb und drückt rhythmisch, etwa auf Höhe der Brustwarzen, mit den Handballen fünf Zentimeter tief in den Körper. Die Songs „Stayin’ Alive“ oder „Atemlos“ sind als Rhythmus-helfer bekannt, rund 100-mal pro Minute muss Druck erfolgen, damit der Helfer die Arbeit des Herzens übernehmen und dadurch weiter Blut ins Gehirn schicken kann. Die Hoffnung, der Patient würde wie im Film gleich wieder aufwachen, zerstört Naujoks jedoch. Dazu brauche es in der Regel den Einsatz eines Defibrillators: „Sie müssen durchhalten, bis der Rettungsdienst kommt – was in fünf bis zehn Minuten der Fall ist“. Um diese Zeit zu überbrücken, kann und sollte man auch andere Helfer einbinden, empfiehlt Notarzt Naujoks. Das Gesundheitsamt bietet den Schnellkurs in dieser Woche in mehreren Unternehmen und für jeden am Samstag auf dem Römerberg zwischen 10 und 14 Uhr an. Dann wird klar, wie einfach es sein kann, ein Leben zu retten – wenn man sich nur traut, einzugreifen. mg.

Polizei schießt mit Taser auf Mann

Polizisten haben am Sonntag an der U-Bahn-Haltestelle in Bergen-Enkheim mit einer Taserwaffe einen Mann gestoppt, der zuvor zwei 14 und 15 Jahre alte Mädchen mit einer zerbrochenen Glasflasche bedroht haben soll. Der 38 Jahre alte Verdächtige hatte sich nach der Bedrohung zunächst entfernt, die Polizisten trafen ihn

jedoch kurz darauf in der Nähe an und wollten ihn kontrollieren. Daraufhin reagierte der Mann aggressiv und warf unter anderem einen Rucksack auf die Beamten. Diese setzten daraufhin den Taser ein und legten dem Mann Handschellen an, der in eine Ausrückerzelle gebracht wurde und dabei weiter um sich schlug. moch.

Ein weiteres Jahr Diskussion

Stadt startet Beteiligungsverfahren zur Umgestaltung der Hauptwache

An der Hauptwache geht es los – aber nicht mit der schon lange diskutierten Verschönerung des zentralen Platzes in der Innenstadt. Die Stadt will erst einmal wissen, was sich die Bürger wünschen, und beginnt ein Beteiligungsverfahren, das ein Jahr dauern soll. An diesem Dienstag wird dazu eine Website (ffm.de/hauptwache) freigeschaltet. Außerdem sind Veranstaltungen, Workshops und „erlebnisorientierte Aktionen“ geplant.

Von dem Beteiligungsverfahren versprechen sich die Planer Erkenntnisse darüber, wie Menschen die Hauptwache wahrnehmen, welche Geschichten sie damit verbinden und welche Potentiale sie für die Zukunft sehen. Man wolle „den Charakter der Hauptwache aus der Perspektive der Menschen sichtbar machen“, heißt es in einer Mitteilung der Stadt. Ein Jahr lang würden „Fragen gestellt, neue Blickwinkel eingebracht und sich dem Raum Hauptwache über verschiedene Herangehensweisen und Formate angenähert“. Angelegt ist das als erster Schritt eines Wandlungsprozesses.

Das Stadtplanungsamt begründet das Beteiligungsverfahren mit dem „Wunsch nach einer Aufwertung und Umgestaltung“, der in den vergangenen Jahren stärker geworden sei. Es gebe aber sehr unterschiedliche und zum Teil

sogar widersprüchliche Ideen. Für eine gelungene Planung brauche es aber eine „gemeinsame und klare Linie“. Ein Jahr lang sollen Bürger mitwirken können. „Die Perspektiven und Geschichten jedes Einzelnen sind wertvoll, um dem Charakter und der Zukunftsvision der Hauptwache in Frankfurt einen Schritt näher zu kommen“, heißt es in der Ankündigung.

Interessierte können am Montag, 23. September, von 13 bis 19 Uhr sowie

am Dienstag, 24. September, von 8 bis 11 Uhr an der Hauptwache mit Projektbeteiligten ins Gespräch kommen. Ein Workshop unter dem Motto „Hauptwache Sehen, Hören, Fühlen“ ist für den Nachmittag des 11. Oktober geplant. Organisiert werden die Formate von einem Büro aus München. Beteiligungsmöglichkeiten gab es bereits in den vergangenen beiden Jahren beim Projekt „Wohnzimmer Hauptwache“ des Deutschen Architekturmuseum. mu.



Kein Schmuckstück: der Platz an der historischen Hauptwache Foto: Wongo Bergmann

BEKANNTMACHUNGEN

HOCHTAUNUSKREIS

AMTLICHE BEKANNTMACHUNG Landratsamt, Ludwig-Erhard-Anlage 1-5
61352 Bad Homburg v. d. Höhe, Telefon 06172 9990

Verkehrsverband Hochtaunus (VHT)

11. Sitzung der Verbandsversammlung des Zweckverbands „Verkehrsverband Hochtaunus (VHT)“ der XII. Wahlzeit des Kreistages

Sehr geehrte Damen und Herren,

zur 11. Sitzung der Verbandsversammlung des Zweckverbandes „Verkehrsverband Hochtaunus (VHT)“ der XII. Wahlzeit des Kreistages laden Sie herzlich ein für

Donnerstag, 26. September 2024, 17.30 Uhr
FORUM im Landratsamt Bad Homburg
Ludwig-Erhard-Anlage 1-5
61352 Bad Homburg v. d. Höhe

Tagesordnung

1. Begrüßung
2. Genehmigung der Niederschrift der Verbandsversammlung vom 23.05.2024
3. Mitteilungen
4. Verschiedenes

Mit freundlichen Grüßen
Dr. Roland Mittmann
Vorsitzender der Verbandsversammlung



Große Freude: Ein Straßenschild für den Platz, eines für die vielen Selfies – der Vorplatz des Günthersburgparks trägt nun einen neuen Namen.

Foto Maximilian von Lachner

Ein neuer Ort der Solidarität und Erinnerung

Der Platz am Ende der Günthersburgallee trägt seit Montag einen bedeutungsvollen Namen: Jina Mahsa Amini. Benannt nach der Symbolfigur des iranischen Widerstands gegen das Mullahregime, erinnert das Straßenschild vor dem Eingang zum Park an jene junge Frau, die vor zwei Jahren nach

einem Polizeigewahrsam in Teheran ihren Verletzungen starb. Rund 200 Menschen waren zur Benennung des Platzes gekommen. Der erste Dank für die Namensgebung, der die iranischstämmige Bürgermeisterin Nargess Eskandari-Grünberg (Die Grünen) per Telefon erreichte, war der des Vaters von

Jina Mahsa Amini. „Mit einem Herzen voller Trauer und Stolz danke ich Ihnen aufrichtig für Ihre wertvolle Entscheidung“, teilte er in einem Grußwort mit. Der Platz solle ein Symbol für eine Welt ohne Unterdrückung und ohne Missachtung der Rechte anderer werden. Dass Frankfurt einen Ort nach einer kurdi-

schen Iranerin benennt, ist der Initiative des Ortsbeirats 3 (Nordend) zu verdanken. „Plätze werden nach Menschen benannt, die uns wichtig sind“, sagte Ortsvorsteherin Karin Güder (Die Grünen). „Und die uns in diesem Fall daran erinnern, dass es keine Selbstverständlichkeit ist, in Freiheit zu leben.“ mg.

Kritik an Mietvertrag

CDU: Räume für TUMO-Lernzentrum zu teuer

An dem Mietvertrag für das geplante TUMO-Lernzentrum im Nordwestzentrum gibt es Kritik. Die CDU-Fraktion hält den vereinbarten Mietzins für zu hoch und fordert den Magistrat auf, den Vertrag nachzuverhandeln. „Nach den extrem teuren Verträgen für zwei Gymnasien in der früheren Neuen Börse und ihr Dezernatsbüro in der Hedderichstraße präsentiert uns Bildungsdezernentin Sylvia Weber (SPD) jetzt einen weiteren für die Stadt nachteiligen Mietvertragsentwurf für das TUMO-Lernzentrum“, meint die bildungspolitische Sprecherin Sara Steinhardt. Das Projekt sei zwar „an sich toll“, dürfe aber nicht „zum Millionengrab für Steuergeld“ werden. Für das Lernzentrum will die Stadt eine mehr als 2000 Quadratmeter große Fläche im Nordwestzentrum mieten, verteilt über zwei Etagen. Bei dem Projekt handelt es sich um ein außerschulisches, digitales Bildungsangebot, das schon in Berlin und in Mannheim erprobt worden ist und in Frankfurt einen weiteren Standort erhalten soll. Jugendliche sollen sich in den Räumen im Nordwestzentrum mit sogenannten Zukunftstechnologien beschäftigen

können. Das Lernzentrum trage dazu bei, „das Interesse junger Menschen an digitalen, technischen und kreativen Themen zu wecken“, sagte Bildungsdezernentin Weber. Sie können bei freiem Eintritt die digitale Technik nutzen und zum Beispiel Roboter programmieren und Musik produzieren. Die Volkshochschule soll das Zentrum betreiben. Der Magistrat hat dem Mietvertrag bereits zugestimmt.

Steinhardt kritisiert die im Vergleich zu anderen städtischen Einrichtungen im Nordwestzentrum ungünstigen Konditionen von 27 Euro pro Quadratmeter. Der Mietzins für die Stadtbücherei sei erheblich geringer. Der Preis habe sich gegenüber dem ursprünglich angesetzten Quadratmeterpreis von 30 Euro zwar leicht verbessert, sei aber an eine verlängerte Laufzeit geknüpft. Statt 20 Jahre wolle sich der Magistrat nun 30 Jahre binden. Das entspricht Miet- und Nebenkosten von mehr als 17 Millionen Euro. „Völlig unverständlich“ findet Steinhardt, dass die Stadt auch noch die Umbaukosten von 816.000 Euro zahlen soll. Mit einem Antrag will die CDU-Fraktion Nachverhandlungen erreichen. rsch.

Mehrere Verletzte bei schwerem Verkehrsunfall auf der A 3

Bei einem Unfall auf der A3 haben sich am Sonntagmorgen mehrere Personen verletzt. Wie die Polizei berichtet, fuhr ein 24 Jahre alter Mann mit einem 61 Jahre alten Beifahrer in einem Fiat in Richtung Köln. Der Mann fuhr demnach auf dem mittleren Fahrstreifen, rechts von ihm fuhr ein 24 Jahre alter Mann in einem BMW gemeinsam mit einem 23 Jahre alten Beifahrer.

Wie die Polizei weiter berichtet, fuhr der 24 Jahre alte Fiat-Fahrer in Höhe der Anschlussstelle Offenbach nach rechts, übersah den dort fahrenden BMW und stieß mit diesem zusammen. Dabei drehte sich der BMW, und der Fiat-Fahrer schob diesen vor sich her, bis sich der BMW überschlug und auf

dem Dach liegen blieb, während der Fiat links gegen die Betonwand fuhr und dort zum Stehen kam.

Während der Unfallaufnahme stellten die Polizisten fest, dass der Fahrer des Fiats alkoholisiert war, zudem war er nicht im Besitz einer gültigen Fahrerlaubnis. Wegen der unübersichtlichen Situation suchten Rettungskräfte die umliegenden Flächen nach weiteren möglichen Insassen ab und trafen tatsächlich auf einen Verletzten, der sie in einer unbekannt Sprache ansprach und auf die Unfallstelle deutete, sodass davon ausgegangen wird, dass diese Person ebenfalls im BMW saß. Es besteht der Verdacht des illegalen Aufenthaltes in der Bundesrepublik. moch.

Eigentümer fordert 762.000 Euro

Schadenersatz für entgangenen Mietvertrag mit Bildungsdezernat

Der Eigentümer des Bürohauses Hedderichstraße 108 in Sachsenhausen hat die Stadt für entgangene Mietzahlungen und entstandene Umbaukosten zu Schadenersatz aufgefordert. Das geht aus einem Antrag der CDU-Fraktion hervor, die in der Affäre um die gescheiterte Büroanmietung für das Bildungsdezernat Akteneinsicht genommen hat.

Der Haupt- und Finanzausschuss wird sich am Dienstag abermals mit dem Fall beschäftigen. Als Akteneinsichtsausschuss befasst er sich mit dem Versuch der Bildungsdezernentin Sylvia Weber (SPD), Räume für ihr Büro zu mieten. Weber hatte trotz Warnungen der Kontrollämter und ohne Zustimmung

ihrer Magistratskollegen einen Mietvertrag für die Immobilie an der Hedderichstraße unterzeichnet und schon die Schlüssel entgegengenommen. Weil der Magistrat den Vorgang gegen die Empfehlung der Kontrollämter aber nicht beschließen wollte, kam das Geschäft schlussendlich nicht zustande. Der Magistrat ist der Auffassung, dass der Mietvertrag nicht rechtskräftig ist, der Eigentümer sieht das jedoch anders und verlangt nun Schadenersatz.

Eine genaue Summe wird in dem CDU-Antrag nicht genannt. Die Rede ist dort von einem „mittleren sechsstelligen Betrag“. Dem Vernehmen nach

verlangt der Eigentümer bis zu 761.900 Euro, die sich aus der entgangenen Miete, Umbaukosten und Maklerprovision zusammensetzen. Der Vorgang liegt nun beim Rechtsamt. Die CDU-Fraktion meint, es bestehe ein erhebliches Risiko, dass die Vermieterin ihre Ansprüche zumindest teilweise durchsetzen könne. Selbst wenn es auf einen Vergleich hinausläufe, könne dies die Stadt viel Geld kosten und wäre vermeidbar gewesen.

Die CDU hält die Arbeit für noch nicht erledigt und will den Akteneinsichtsausschuss fortsetzen. Der ausführliche Antrag gleicht einem Zwischenbericht, in dem die bisherigen Ergebnisse festgehalten werden. Unter anderem heißt es, Weber habe ihre Befugnisse verschleiert und die Vermieterin der Immobilie getäuscht. Der Magistrat habe sich bei der Lösung der Angelegenheit dilettantisch verhalten.

Hauptverantwortlich sei jedoch die Bildungsdezernentin: „Einen Großteil der politischen Verantwortung für dieses Desaster trägt Frau Stadträtin Weber als damals zuständige Dezernentin allein“, heißt es. Sie habe sich sehenden Auges und konsequent über alle Einwände hinweggesetzt. Gegebenenfalls bestehe ein Regressanspruch der Stadt gegen Weber, meint die Fraktion.

Die Fraktion will vom Magistrat wissen, welche Maßnahmen er ergreifen wird, um im Hinblick auf die gescheiterte Anmietung der Hedderichstraße 108 weiteren Schaden für die Stadt einzudämmen und mögliche Regressansprüche zu sichern. Außerdem soll er berichten, inwieweit die bestehenden Handlungsanweisungen für Dezernenten zu verändern sind, „damit Alleingänge und rechtswidrige Handlungen durch diese wie im vorliegenden Fall zukünftig verhindert werden“. rsch.



Hübscher Altbau: Hier wollte das Bildungsdezernat einziehen. Foto Wonge Bergmann

Neuer Geschäftsführer für Dom-Römer GmbH

Die Dom-Römer GmbH bekommt mit Matthias Leißner einen neuen Geschäftsführer. Er folgt Holger Froshhäuser nach, der in den Ruhestand geht. Das hat Stadtkämmerer Bastian Bergerhoff (Die Grünen) in seiner Funktion als Aufsichtsratsvorsitzender der städtischen Gesellschaft mitgeteilt. Diese kümmert sich um Bau, Betrieb, Vermietung und Verwaltung der neuen Altstadt.

Leißner ist 58 Jahre alt und hat von Anfang an den Wiederaufbau der neuen Altstadt betreut. Dazu gehörten zunächst der Abriss des Technischen Rathauses und dann die Rekonstruktion von 35 Gebäuden sowie der Umbau der

Tiefgarage und der U-Bahn-Station. Der Bauingenieur, der vor dem Studium in Darmstadt eine Ausbildung zum Technischen Zeichner bei der Hochtief AG gemacht hatte, war unter anderem verantwortlich für mehr als 300 Einzelvergaben in europaweiten Ausschreibungen. Er stimmte den Bauantrag für die neue Altstadt und die Ausführung mit allen Ämtern und Behörden ab. Auch die Gesamtausführung einschließlich aller Abnahmen sowie die Übergabe an die Käuferinnen und Käufer lag in seinen Händen.

Richtungswiesend für die weitere Arbeit der Dom-Römer GmbH sei die

Verwirklichung der Projekte Domplatz und Braubachstraße, sagte Leißner. „Wir stehen aber der Stadt auch für weitere Projekte zur Verfügung, gleich welcher Größe.“ Dazu habe man das nötige Know-how gesammelt. Als Herausforderung sieht er den Ausbau des Quartiersmanagements und die Vernetzung der Beteiligten in der Innenstadt zwischen Römerberg, Paulsplatz und Domplatz. „Mein Ziel ist es, die Neue Altstadt noch besser in ihr Umfeld zu integrieren.“ Bergerhoff dankte dem scheidenden Geschäftsführer Froshhäuser, der vor zweieinhalb Jahren die Aufgabe von Regina Fehler übernommen hatte. bie.

Frankfurter Allgemeine
SELECTION

F.A.Z. Edition

Rollercoaster 925 Silber

Die doppelte Kreisbewegung der Schmuckstücke von Marc-Jens Biegel wird aus einem Stück rundem Silberdraht von Hand gebogen. Darauf folgen das Finish und die Politur, die das helle Edelmetall erst richtig zum Schein bringen. Geschmeidig legt sich Rollercoaster über die Haut.



Sichern Sie sich
Ihren Rollercoaster
Halschmuck mit
Kette für 339 Euro.



Sichern Sie sich Ihre
Rollercoaster Creolen
für 359 Euro und den
Ring in verschiedenen
Größen für 259 Euro.



Sichern Sie sich Ihren
Rollercoaster Armreif in drei
Größen für 399 Euro.



F.A.Z. Selection steht für herausragende Qualität und anspruchsvolles Design – exklusiv für F.A.Z.-Leser gefertigt in deutschen Manufakturen und von renommierten Herstellern. Besuchen Sie unseren Onlineshop!

faz.net/selection, Info: (069) 75 91-1010, Fax: (069) 75 91-80 82 52



Forschung für alle

Universitäten fördern Open Science

RHEIN-MAIN Wie hilfreich es ist, wenn Forscher die Welt schnell an ihren Erkenntnissen teilhaben lassen, hat sich in der Corona-Pandemie gezeigt. Das Ziel, mit Wissenschaft ein möglichst großes Publikum zu erreichen, verfolgen Hochschulen aber schon länger: Unter dem Schlagwort Open Science werden alle Bemühungen zusammengefasst, nicht nur Forschungsergebnisse rasch und breit zu teilen, sondern auch Originaldaten und die Mittel, mit denen sie gewonnen werden – also zum Beispiel Software und Geräte.

Die Universitäten Frankfurt, Darmstadt und Mainz haben sich vorgenommen, alle Aspekte von Open Science zu fördern. In einem noch nicht veröffentlichten Papier, das der F.A.Z. vorliegt, bekunden sie den Willen, freien Zugang zu Daten, Forschungsergebnissen, Lehrmaterialien und Teilen ihrer Infrastruktur zu gewähren, wo es möglich und sinnvoll sei. Das mache Forschungsergebnisse besser überprüfbar und nutzbar und erhöhe die Sichtbarkeit von Wissenschaft.

Am Dienstag und Mittwoch findet zudem in der Uni Mainz ein Open-Science-Festival statt, auf dem Ideen und Initiativen für transparente Wissenschaft vorgestellt werden. Das Grußwort spricht Stefan Müller-Stach. Der Vizepräsident für Forschung an der Gutenberg-Universität ist überzeugt, dass Open Access – das Publizieren außerhalb der Fachzeitschriften – die Forschung voranbringt: „Gute Wissenschaft kann nur funktionieren, wenn man so früh wie möglich veröffentlicht.“

Für ebenso wichtig hält es der Mathematiker, das zu teilen, was den Wissenschaftlern oft erst möglich macht: „Indem wir jungen Forschern offenen Zugriff auf Geräte und Methoden ermöglichen, tun wir auch etwas dagegen, dass etablierte Wissenschaftler sozusagen ihre eigenen Besitztümer pflegen.“

Müller-Stach weiß, dass mehr Transparenz auch Gefahren mit sich bringt. Ein Risiko bei Open Access besteht darin, dass spannende Resultate etwa aus einer Doktorarbeit von Betrug gestohlen und dann in einem minderwertigen Journal publiziert werden. „Man muss die Forscher dafür sensibilisieren, dass sie originelle Ideen nicht zu früh preisgeben.“

Es hat auch Fälle gegeben, in denen Preprint-Server, auf denen Arbeiten schon vor der Begutachtung durch Fachkollegen publiziert werden, für ganz und gar unwissenschaftliche Zwecke benutzt wurden. So stellte im vergangenen Jahr ein früherer Mitarbeiter der Uni Frankfurt ein Paper mit einer absurden Erfolgsmeldung auf eine solche Plattform – offenbar in der Absicht, seine frühere Arbeitsgruppe in Misskredit zu bringen. Zwar gibt es auch bei Open-Access-Medien oft ein Herausbergremium, das bei offensichtlichem Missbrauch einschreiten kann. Müller-Stach gibt aber zu, dass auf der uneigenen Plattform „Gutenberg Open Science“ auch einmal Unsinn veröffentlicht werden könnte, ohne dass dies sofort auffallen würde. Bekannt geworden sei ihm so etwas allerdings noch nicht.

Eine andere Nebenwirkung der neuen Offenheit wertet der Vizepräsident grundsätzlich positiv: „Open Access führt dazu, dass möglicherweise mehr mutmaßliche Fälle von wissenschaftlichem Fehlverhalten gemeldet werden.“ Ein Qualitätsgewinn wäre dies dann, wenn es sich nicht um Verleumdungen handelte. Unvermeidlich ist es, dass selbst ernannte Privatgelehrte aus frei verfügbaren Daten und Aufsätzen ihre eigenen Schlüsse ziehen und wiederum die Berufsforscher unverlangt mit ihren Erkenntnissen beglücken. Müller-Stach selbst bekommt immer mal wieder Post von Hobbymathematikern, die glauben, endlich die berühmte Riemann-Vermutung zur zufälligen Verteilung von Primzahlen bewiesen zu haben. Er erträgt es mit Gelassenheit. zos.



Erleuchtet: der Frankfurter Oberbürgermeister Willi Brundert, SDS-Funktionär Hans-Jürgen Krahl und AStA-Vorsitzender Hans-Jürgen Birkholz (in der Mitte, von links) beim Teach-in auf einer Wiese neben der Goethe-Universität
Foto Lutz Kleinhans

Die im Lichte, die im Dunkeln

Wenn Piscator Freilufttheater gemacht hätte, wäre diesem stärksten Repräsentanten der Aktionsbühne der zwanziger Jahre gewiß diese Szenerie eingefallen: ein Karree, voll von diskutierenden Studenten und Arbeitern, vorn ein primitives Podium, schlängelnde Kabel von Mikrofon und Bühnenscheinwerfern, in Zigarettenschwaden eingehüllte Arbeiter- und Intellektuellenköpfe, die grell aus der Dunkelheit herausstechen. Die im Dunkeln sieht man nicht: die Masse, die von den Rednern im Licht mit revolutionären Parolen überschüttet wird. Anonym branden Beifall oder Pfiffe ans Rednerpult, später auch kritische oder ironische, leidenschaftlich oder herausfordernd gestellte Fragen.

Die Vorstellung ist verlockend; aber Theater wird bei diesem Teach-in am Mittwochabend auf der Wiese zwischen Studentenheim und Universität beileibe nicht gemacht. Zum ersten Mal seit den Unruhen in Frankfurt, die länger als ein Jahr gären, aber erst im November vorigen Jahres mit dem Goin in die Vorlesung von Carlo Schmid der Öffentlichkeit mit einem Paukenschlag bekannt wurden, war den Veranstalter etwas gelungen, was sie schon lange theoretisch anstreben, durch eigene Aktionen aber selbst herausgezögert hatten: Arbeiter und Studenten in eine Gemeinschaft von mehr als Zweitausend zusammenzuführen, Schüler als potentielle Revolutionäre dazwischen.

Die Interessen- und Bewußtseinslage mag verschieden sein; einig ist man sich nur in verstandes- oder gefühlsmäßiger Ablehnung „der Springer-Presse“. Hans Jürgen Krahl vom SDS, der sich seines richtigen Namens von Hardenberg nicht bedient, gibt gleich zu Beginn bekannt, er habe sich davon überzeugen lassen, daß Demonstrationen dieser Ablehnung im Augenblick wenig Sinn mehr hätten. Arbeiter, in blauen offenen Hemd und Baskenmützen auf dem Kopf oder im grauen Anzug des Mannes von der Straße leicht zu unterscheiden von den Intellektuellen in Cordhose und Rollpulli, stimmen zu, erinnern mit erregtem Wortschwall an Straßenschlachten der Weimarer Zeit, als „Noske die Arbeiter zusammenschlagen ließ“. Sie werden mit Beifall überschüttet, wenn sie mitteilen, daß sie heute keiner Partei angehören, weil die, in der sie ein Leben lang waren, bei uns verboten ist.

Solche Vorstellung gehört dazu, wenn Studenten, Schüler oder Arbeiter

FRANKFURT Zum ersten Mal versammeln sich Arbeiter, Studenten und Schüler zu einem Teach-in an der Goethe-Universität. Sympathien gewinnt, wer sich zum Kommunismus bekennt. Sozialdemokraten sind nicht so beliebt.

nen dieser Ablehnung im Augenblick wenig Sinn mehr hätten. Arbeiter, in blauen offenen Hemd und Baskenmützen auf dem Kopf oder im grauen Anzug des Mannes von der Straße leicht zu unterscheiden von den Intellektuellen in Cordhose und Rollpulli, stimmen zu, erinnern mit erregtem Wortschwall an Straßenschlachten der Weimarer Zeit, als „Noske die Arbeiter zusammenschlagen ließ“. Sie werden mit Beifall überschüttet, wenn sie mitteilen, daß sie heute keiner Partei angehören, weil die, in der sie ein Leben lang waren, bei uns verboten ist.

75 Jahre Frankfurter Allgemeine
Arbeiter an die Unis: 1968 war das eine revolutionäre Parole. Auch in Frankfurt wurde versucht, Akademiker und Werkeltätige ins Gespräch zu bringen. Was dabei herauskam, hat damals Wolfgang Bittner beobachtet.

Dieser Artikel erschien am **19.4.1968**

Die Studie belegt den Forschern zufolge auch, dass Schwangere in der Corona-Zeit nicht schlechter betreut wurden als sonst. Es sei auch nicht festzustellen gewesen, dass Vorsorgeangebote später genutzt oder medizinische Hilfen im Notfall nicht rechtzeitig in Anspruch genommen worden seien, wie man es bei anderen Krankheiten beobachtet habe. zos.

politischen Routiniers, der auf sein Recht pocht, als Verantwortlicher die Dinge nicht zu simplifizieren. Wenn er sagt: „Die Mitglieder des Unterbezirksvorstandes, der gerade tagt, können mich nicht länger als eine Stunde entbehren“, reizt die Teilnehmer einer so improvisierten Veranstaltung, die meinen, daß der Oberbürgermeister ihnen Rede und Antwort stehen, sich verantworten müsse. Aber er wird verhältnismäßig ruhig angehört und von manchem akzeptiert, der nicht erwartet haben mochte, daß er käme.

Brundert greift zur „Flüstertüte“, dem Handmegaphon, als die Lautsprecheranlage versagt. Er kündigt seine Bereitschaft zu weiteren Gesprächen an, deren Terminierung freilich nicht ohne ihn geschehen könne.

Der fehlende „Saft“ für das Mikrofon läßt das Teach-in dann auch bald absterben. Eine gewisse Lautstärke gehört nicht nur aus Gründen akustischer Verständlichkeit dazu. Sie war noch da, als Krahl seinen Ausspruch vor einigen Tagen „Die Daumen auf die Augen denen, die uns angreifen“ als ein Rosa-Luxemburg-Zitat auswies und es mit dem Zusatz „...“ und die Knie auf die Brust“ ergänzte. Sie war noch da, als ein Utopist aus Sachsen wie im Hyde Park seine Weltverbesserungstheorie vortrug, ehe die Versammlung ihm durch Abstimmung das Wort entzog. Die aktiven Studenten waren an diesem Abend nicht mehr allein.

Später verlöschten dann auch die Scheinwerfer des Studententheaters „neue Bühne“. Aber der Kampf wird nicht im Dunkeln weitergehen. Für Sonntag ist eine neue Demonstration zum ersten Jahrestag des Staatsstreichts in Griechenland geplant. Und man hatte Brundert kurz zuvor noch aufgefordert, die Demonstranten diesmal „gegen knüppelnde Griechen“ zu schützen. ner.

— | **AUF EIN WORT** | —



Lena Jackisch,
20 Jahre, Universität Mainz,
1. Semester Bachelor
Psychologie und
Psychotherapie

Geht gern spazieren

Was liegt an diese Woche?

Ich werde mein Zimmer weiter einrichten, da ich erst zum Sommersemester eingezogen bin. Danach fahre ich nach Innsbruck und besuche eine Freundin von mir.

Was gefällt Ihnen an dem Fach, das Sie studieren?

Ich habe es angefangen, weil ich schon immer verstehen wollte, wie Menschen in Gruppendynamiken entstehen. Mein Lieblingsseminar war dieses Semester Entwicklungspsychologie, weil es da unter anderem um Testdiagnostik ging. Außerdem war der Dozent megatoll.

Und was stört Sie?

Es gibt Fächer wie Biologische Grundlagen, das mag ich nicht so gern und habe ich schon in der Schule abgewählt. Statistik macht mir auch nicht so viel Spaß, obwohl ich eigentlich total motiviert war. Aber das läuft mit Excel, und daran musste ich mich erst gewöhnen.

Was wollten Sie Ihrem Universitätspräsidenten schon immer mal sagen?

Dass ich froh bin, dass das Unigelände so schön ist. Da gehe ich sehr gern hin, selbst wenn ich nicht so viel für die Uni mache. Hier gibt es viele Blumen und viel Grün, wo man sich hinsetzen kann. Außerdem möchte ich ihn sagen, dass es in der Zentralbibliothek viel zu heiß ist.

Ihr Lieblingssort in der Universität?

Hier im Forum und im Lesesaal der Bibliothek, weil es da so schön ruhig ist und es dort gute Computer gibt. Außerdem ist der Botanische Garten schön.

Und wohin gehen Sie auf keinen Fall, wenn Sie nicht müssen?

Im Sommer in die Zentralbibliothek.

Wo ist in der Universität der beste Ort zum Flirten?

Im „QKaff“, weil dort Partys sind.

Wie wohnen Sie?

In einem Studentenwohnheim in der Nähe des Bahnhofs.

Wie finanzieren Sie Ihr Studium?

Viel durch meine Eltern, aber ich werde mich gerade im Krankenhaus für einen Aushilfsjob.

Wo gehen Sie abends am liebsten hin?

Alleine oder mit einer Freundin am Rhein spazieren oder mit Leuten von der Uni etwas trinken.

Was gefällt Ihnen an Mainz, was nicht?

Dass es keine riesige Großstadt ist. Ich wollte in eine mittelgroße Stadt, wo man überall mit dem Fahrrad oder zu Fuß hinkommt. Was mir nicht so gut gefällt, sind die Wartezeiten an den Ampeln. Egal wo ich bin, sind immer lange Ampelzeiten.

Was wollen Sie nach dem Studium machen?

Das weiß ich noch nicht, vielleicht ein Praktikum im Ausland und dann einen Master.

Aufgezeichnet von **Rasmus Blasel**
Foto Marcus Kaufhold

Reifenabrieb tötet Wassertiere

FRANKFURT Abrieb von Autoreifen ist giftig für wichtige Wasserorganismen. Das hat eine Studie unter Leitung des Senckenberg Biodiversität und Klima Forschungszentrums ergeben. Die Biologen haben die Wirkung der nano- bis mikrometergroßen Reifenpartikel auf die Larven der Zuckmückenart Chironomus riparius untersucht. Diese Spezies ist sehr häufig und wird oft für Umweltverträglichkeitsprüfungen genutzt.

Die Larven wurden in Kontakt mit Sedimenten aus straßen nahen Rückhaltebecken gebracht. Dann untersuchten die Forscher, wie sich dies unter anderem auf Sterblichkeit, Fruchtbarkeit und



Größe der Insekten auswirkte. Das kontaminierte Sediment erhöhte die Sterblichkeit um fast 30 Prozent. Die Zuckmücken bildeten weniger fruchtbare Eier, und das Wachstum der Population verringerte sich signifikant. Besonders besorgniserregend fanden die Wissenschaftler, dass die Fortpflanzungsstörungen möglicherweise über mehrere Generationen bestehen bleiben. zos.

Weniger Frühchen während Corona

GIESSEN Während der Corona-Pandemie hat es in Hessen weniger Frühgeburten gegeben. Das belegt eine Studie der Universitäten Gießen und Ulm. Die Untersuchung umfasste alle 184.827 Geburten in Hessen von 2017 bis 2020.

Wie sich zeigte, ist die Zahl der Frühgeburten mit Beginn der Lockdowns immer weiter abgesunken. Besonders während der beiden Lockdown-Phasen 2020 ging demnach auch die Zahl der sehr frühen Frühgeburten vor der 32. Schwangerschaftswoche deutlich zurück. Signifikant war dies vor allem bei Risikoschwangerschaften, etwa wenn die Mütter an schweren Erkrankungen

litten oder bei der Aufzeichnung von Herzrhythmus und Wehen krankhafte Befunde festgestellt worden waren. Zudem wurden weniger Frühgeburten infolge von Infektionen der Gebärmutter verzeichnet. Dies führen die Wissenschaftler auf die strengeren Hygieneregeln zurück. Eine weitere Erklärung für den Rückgang der Frühgeburten könne ein geringeres Stresslevel der Schwangeren sein, da diese öfter zu Hause geblieben seien.

Die Studie belegt den Forschern zufolge auch, dass Schwangere in der Corona-Zeit nicht schlechter betreut wurden als sonst. Es sei auch nicht festzustellen gewesen, dass Vorsorgeangebote später genutzt oder medizinische Hilfen im Notfall nicht rechtzeitig in Anspruch genommen worden seien, wie man es bei anderen Krankheiten beobachtet habe. zos.

Kehlkopf-OP wird nur selten bereit

MAINZ Wenn der Kehlkopf wegen Krebs ganz oder zum Teil entfernt wird, verändert sich das Leben der Betroffenen stark. Oft können sie danach nicht mehr auf gewohnte Weise sprechen. Trotzdem bereuen die allermeisten Patienten ihre Entscheidung für den Eingriff nicht. Dies ist das Ergebnis einer Studie der Mainzer Universitätsmedizin.

Die Forscher haben über 15 Jahre hinweg in 16 deutschen Kliniken 780 Personen mit Kehlkopfkrebs vor und nach der Operation besucht und befragt. Dabei zeigte sich, dass der Eingriff unabhängig von seinem Ausmaß im Nachhinein meistens für richtig gehalten wurde. Pa-

tienten, die vor der Operation eine Beratung durch Betreuer des Bundesverbandes der Kehlkopferoperierten erhalten hatten, waren nach dem Eingriff zufriedener mit dem Resultat. Hingegen zeigten sich Betroffene ein Jahr später eher unzufrieden, wenn es ihr Wunsch gewesen war, über die Therapie mitzuentcheiden, die Ärzte dies aber nicht berücksichtigt hatten. zos.



Damit in der Abflughalle alles rund läuft

FRANKFURT Catharina Jud überwacht den Betrieb in den Terminals des Flughafens. Auch bei einem Stromausfall darf der nicht stillstehen.

Von Katharina Kleint

Lange Schlangen an den Sicherheitskontrollen, die Luft ist erfüllt vom vielsprachigen Gemurmel der Reisenden, die eilig Gürtel und Jacken ausziehen oder ihre Laptops aufs Fließband packen: Im Terminal 1 des Frankfurter Flughafens herrscht die übliche Hektik. Catharina Jud aber behält den Überblick: Beim Gang durchs Terminal sieht sie sofort, wo ein Schild defekt ist, ein Gurtpfosten fehlt oder verschütteter Kaffee Fluggäste ins Rutschen bringen könnte. Für solche Dinge „hat man ein Auge“ in ihrer Position, sagt Jud, die für den Flughafenbetreiber Fraport als Terminal Duty Managerin arbeitet. „Ich gehe anders durch die Halle als ein Passagier, weil ich natürlich vermeiden will, dass Unfälle passieren.“

Jud und ihre Kollegen – 13 Terminal Duty Manager beschäftigt Fraport insgesamt – sind für den Gesamtbetrieb in den Abflug- und Ankunftshallen des Flughafens verantwortlich. „Wie der Name schon sagt, sind wir für alle Belange bezüglich des Terminals zuständig. Egal, ob es um die Verkehrssicherungspflicht geht, darum, dass die Anlagen sauber sind, um die Infrastruktur, Aufzüge oder Rolltreppen. Gleichzeitig sind wir Ansprechpartner für alle Passagiere, Airlines und Behörden“, erklärt die Zweifundfünfzigjährige.

Rund 60 Millionen Reisende sind 2023 am Frankfurter Flughafen gelandet oder abgeflogen. Obwohl das Passagieraufkommen auch in der ersten Hälfte dieses Jahres noch hinter den Zahlen zurückblieb, die vor der Corona-Pandemie erreicht wurden, sind Jud und ihre Kollegen doch täglich mit verschiedensten Anliegen konfrontiert. Doch gerade das gefällt der Aschaffenerin an ihrer Arbeit: „Es gibt hier so viele Nationen und jeden Tag verschiedene Probleme, nicht jeder Tag ist gleich. Das ist das Spannende an der ganzen Flughafenwelt.“

In den Terminals unterwegs und ansprechbar zu sein macht allerdings nur einen Teil ihrer Arbeit aus. Mindestens die Hälfte ihrer Schicht verbringt sie in der integrierten Terminal-Leitstelle. Von dort aus bearbeitet sie telefonisch Anfragen, überwacht mehrere Monitore zugleich und kümmert sich um den Ablauf des Passagierverkehrs. Wenn die Leitstelle knapp besetzt ist oder etwa technische Probleme auftreten, muss Jud oft auch mehr als vier Stunden dort sitzen, damit sie alles an Telefon und PC koordinieren kann und einen besseren Überblick hat.



Das Terminal fest im Blick: In der Leitstelle verbringt Catharina Jud täglich mindestens vier Stunden.

Foto Lando Haas

Eine besondere Herausforderung war beispielsweise ein Stromausfall in der Nacht vom 5. auf den 6. August, verursacht durch ein Nagetier. Er legte Gepäckbänder, Aufzüge und Anzeigetafeln lahm, und es bedurfte großer Anstrengungen, um die Passagiere dennoch zu informieren und den Betrieb wiederher-

zustellen. Der Notstrom reicht schließlich für eine Minimalversorgung. „Das sind die sogenannten Irregularities“, erklärt Jud, also jene Unregelmäßigkeiten, die von den Managern behoben werden müssen. Dabei sei eine gute Arbeit im Team unabdingbar. Aber Fraport sei auf derartige Zwischenfälle auch gut vorbe-

reitet: „Für jedes Problem gibt es einen Leitfaden, an dem man sich entlanghangeln kann“, sagt sie.

Im Alltag werden Jud und ihre Kollegen von den meisten Passagieren nicht groß wahrgenommen – deshalb ist die Funktion des Terminal Duty Manager vielen Menschen gar nicht bekannt. Auch Jud selbst hatte den Beruf nicht im Blick, als sie im Jahr 1992 Abitur und anschließend eine Ausbildung zur Fremdsprachensekretärin machte. Sicher sei sie damals nur gewesen, dass sie ihre Leidenschaft für Sprachen beruflich nutzen und mit Menschen in Kontakt treten wollte, sagt sie. Neben einer Anstellung bei der Messe oder im Reisebüro habe sie deshalb auch den Flughafen als mögliche Arbeitsstätte im Kopf gehabt, dort allerdings nicht den Betrieb am Boden: „Am Anfang dachte ich, dass ich das als Sprungbrett nutzen kann, um in die große weite Welt zu kommen, als Flugbegleiterin zum Beispiel“, erinnert sich Jud. Die Eröffnung des Terminal 2 im Jahr 1994 nahm sie deshalb zum Anlass, eine Blindbewerbung an die Informationsdienststelle zu schicken in der Hoffnung, es werde neues Personal gebraucht. Noch im September desselben Jahres wurde sie bei der Fraport AG angestellt, aber nicht als Stewardess, sondern als Infohostess. Acht Jahre lang arbeitete Catharina Jud daraufhin

am Infoschalter, wodurch sie bereits den täglichen Terminalbetrieb kennenlernte. Danach war sie als Einsatzleiterin in den Terminals tätig, bis sich im Jahr 2011 eine neue Chance ergab und sie sich für ihren heutigen Posten bewerben konnte. Nachdem sie das Auswahlverfahren bestanden hatte, durchlief sie gemeinsam mit einem zugeordneten Ausbilder ein intensives einjähriges Training, ein „Learning by Doing“, wie sie es bezeichnet. Dabei lernte Jud alle Facetten ihrer neuen Beschäftigung kennen, die Früh-, Spät- und Nachtdienste sowie jene Bereiche, die besonders überwacht werden müssen. „Man läuft dann im Terminal die neuralgischen Punkte ab, wie es so schön heißt, also zum Beispiel die Orte der Ausreise und Einreise, wo man schon weiß, dass es dort kritisch sein könnte“, erklärt sie.

Wie viele der rund 80.000 Beschäftigten am Frankfurter Flughafen leistet Jud eine Arbeit, die in der Öffentlichkeit wenig bekannt ist – für den reibungslosen Betrieb jedoch unerlässlich. „Es sind immer die kleinen Rädchen“, sagt sie bescheiden. Ihren Beruf werde sie wohl noch bis zur Rente ausüben. Ein Sprungbrett, um in die große weite Welt hinauszukommen, ist er zwar nicht – doch das störe sie nicht, sagt Jud: „Wenn man erst mal hier ist und merkt, wie spannend es ist, möchte man nicht mehr weg.“

nicht von uns“, sagt Meister selbstbewusst. Auch bei der Befestigung von Folien auf Tabletten-Blistern komme Degacryl zum Einsatz.

Für Tabletten und Kapseln liefert Evonik aber nicht nur Material zur Versiegelung der Blisters, sondern auch Zusatzstoffe. Seit 70 Jahren werden am Standort Darmstadt unter dem Namen Eudragit Kunststoffe hergestellt, die als unsichtbare Hülle über die Pillen gezogen werden und helfen, die Freisetzung der medizinischen Wirkstoffe zu steuern. In der vergangenen Woche wurde für die Eudragit-Produktion ein riesiger Sprühtrockner in Betrieb genommen, der die in Darmstadt zunächst in flüssiger Form hergestellten Polymere zu einem feinen Pulver trocknet. Bislang erfolgte dieser Schritt in Norddeutschland.

Fünf Milliarden Tablettenüberzüge verlassen das Werk in Darmstadt pro Jahr, sagt Markus Rudek. Seit Jahresbeginn ist er Standortleiter von Evonik in Darmstadt. Mit Eudragit ist Rudek schon länger vertraut: Bei einem früheren Einsatz in Darmstadt leitete der langjährige Evonik-Mitarbeiter die dortige Produktion des Geschäftsgebiets Health Care.

Obwohl der Standort seither die Plexiglasproduktion abgegeben und Evonik im März den Abbau von 1500 Verwaltungsstellen allein in Deutschland angekündigt hat, zeigt sich Rudek zuversichtlich. Zum einen ist ein Großteil der 1500 Mitarbeiter in Darmstadt und Weiterstadt in der Produktion beschäftigt. Zum anderen: „Die Produkte hier erfordern ein erhebliches Know-how, das hier am Standort über Jahrzehnte gewachsen ist“, sagt Rudek.

Denn auch wenn das Sortiment aus Tablettenzusatzstoffen, Heißsiegelack für Verpackungen und Hartschaum für den Flugzeugbau von außen betrachtet wie ein recht willkürlich zusammengewürfeltes Bauchladen anmutet, haben diese Produkte doch einen gemeinsamen Ursprung.

Eudragit-Tablettenüberzüge wurden auf Basis von Methacrylsäure entwickelt – einer Substanz, die neben anderen auch zum Grundrezept für Rohacell gehört. Und auch schon bei der Erfindung von Plexiglas durch Otto Röhm eine wichtige Rolle spielte. BARBARA SCHÄDER

Vom Flugzeugbauteil bis zur Tablettenhülle

DARMSTADT Auch nach dem Verkauf der Plexiglas-Sparte wirkt bei Evonik das Erbe von Otto Röhm weiter.



Leicht und fest: Ein Evonik-Mitarbeiter mit einer fertigen Rohacell-Schaumstoffplatte

Foto Michael Branschädel

Auf den ersten Blick sehen sie aus wie Schaumstoffmatratzen – die großen Platten, die bei Evonik in Darmstadt frisch aus dem Ofen kommen und unter der Decke hängend auskühlen. Zum Schlafen eignen sie sich allerdings nicht, denn der Schaum, aus dem diese Platten bestehen, ist hart: Rohacell heißt das formstabile und gleichzeitig leichte Material, das vor allem in der Luft- und Raumfahrt zum Einsatz kommt. In der Außenhaut von Flugzeugen und Raumschiffen zum Beispiel, in der Innenverkleidung von Premium-Autos – und Formel-1-Rennwagen. Kleinere Mengen Rohacell hat fast jeder Verbraucher ständig dabei: Die Lautsprechermembranen vieler Mobiltelefone bestünden aus dem Hartschaum, sagt Produktionsleiter Robert Kolb.

Im Ofen wird der Hartschaum nur getrocknet, die für Rohacell typische Zellstruktur entsteht in einem warmen Wasserbad. Ehe sie darin aufgeschäumt werden, sind die Kunststoffplatten durchsichtig – und erinnern an ein Produkt, das einst zu den bekanntesten im Sortiment von Evonik zählte: Plexiglas.

Fünf Jahre ist es her, dass der Spezialchemiekonzern diese Marke mitsamt den Produktionsanlagen und den dafür zuständigen Mitarbeitern in Darmstadt und Weiterstadt an einen Finanzinvestor verkaufte. Seitdem firmiert dieses Geschäft als das eigenständige Unternehmen Röhm GmbH – in Erinnerung an den Plexiglas-Erfinder Otto Röhm. Er war auch Mitgründer der Röhm & Haas OHG, die 1909 von Esslingen nach Darmstadt verlegt wurde und die Keimzelle des heutigen Evonik-Standorts an der Darmstädter Kirchenallee war. Die neue Röhm GmbH hat ihren Hauptsitz an der eineinhalb Kilometer entfernten Deutsche-Telekom-Allee.

Evonik-Vorstandschef Christian Kullmann begründete die Veräußerung 2019 mit der Absicht, den Konzern stärker auf die Spezialchemie fokussieren zu wollen. Dass Evonik dennoch breit aufgestellt bleibt, zeigt ein Blick auf das heutige Produktportfolio des Doppelstandorts Darmstadt und Weiterstadt: Neben Hochleistungsschaumstoff wird hier unter anderem Material für medizinische Implantate gefertigt, aber auch Spezialklebstoff für Le-

bensmittelverpackungen. Allein in die Rohacell-Fertigung hat Evonik seit 2019 einen zweistelligen Millionenbetrag investiert für eine zweite Produktionsanlage, die vor zwei Jahren in Betrieb genommen wurde. Auch neue Trockenöfen wurden angeschafft, die mit Strom betrieben werden – sie verbrauchen 90 Prozent weniger Energie als die alten, berichtet Kolb. „Aufs Jahr gesehen sparen wir dadurch 1,2 Giga-

wattstunden.“ Für den Betrieb der Öfen bezieht Evonik Ökostrom. Für die Zukunft sucht Kolb außerdem Wege, auch die Abwärme der Öfen zu nutzen: Sie könnte eines Tages die Wasserbecken heizen, in denen die Kunststoffplatten aufgeschäumt werden.

Während Kolbs Leute für das Handling der Platten Roboter und später für das Zurechtschneiden etwa von Flugzeugbautei-

len große Fräsen zu Hilfe nehmen, haben die Mitarbeiter von Claudia Meister mit sehr kleinen Teilen zu tun: Die von ihr verantwortete Produktgruppe Degacryl umfasst Zahnersatzstoffe und Knochenzement, aber auch Rohstoffe für Heißsiegelacke, mit denen beispielsweise Aluminiumdeckel auf Joghurtbechern fixiert werden. „Wenn die Alufolie beim Abziehen einreißt, kommt der Siegelack

MENSCHEN UND MÄRKTE

Keine Feierlaune bei Apothekern

Die Tische waren elegant gedeckt, das Büffet reich bestückt, und auf dem Grill brutzelten die Steaks – eigentlich war in den schönen Räumen der Frankfurter Rudergesellschaft Germania alles bestens für ein launiges Sommerfest vorbereitet. Doch unter den Apothekern wollte keine rechte Feststimmung aufkommen. Zu sehr sehen sie ihre Branche von der Politik gebeutelt. „Unsere Kunden wollen keine Roboter und Drohnenlieferungen, die wollen Menschen, mit denen sie sprechen können“, sagte eine Apothekerin mit Blick auf die Vorschläge aus Berlin – das sei wichtiger als ein Ministerium gegen Einsamkeit. Die Apotheker treibt nicht nur um, dass ihre Renditen sinken, weshalb viele keine Nachfolger fänden oder schließen müssten – sondern sie sorgen sich auch um ihre Patienten. „Die öffentlichen Apotheken können wegen massiver Lieferengpässe und unzureichender politischer Maßnahmen nicht mehr in vollem Umfang ihrem hoheitlichen Auftrag nachkommen, die Menschen mit Arzneimitteln zu versorgen“, kritisierte der Frankfurter Apotheker und Vorsitzende des Hessischen Apothekerverbands, **Holger Seyfarth**. Die Verantwortung dafür liege bei der Politik, hob er hervor und forderte, „unverzüglich zielführende Maßnahmen zu ergreifen, um die flächendeckende und kontinuierliche Versorgung der Bevölkerung sicherzustellen“. Das würde auch die Apotheker und deren Mitarbeiter entlasten, die oft lange herumtelefonieren müssten, um noch irgendwo an lebenswichtige Medikamente zu kommen. cp.



Holger Seyfarth

Messe zählt mehr Besucher

FRANKFURT Mehr Besucher als 2022, aber immer noch deutlich weniger als vor Corona: Rund 108.000 Männer und Frauen haben seit Dienstag vergangener Woche die Automechanika, die laut Messe Frankfurt internationale Leitmesse für die Automobilwirtschaft, besucht. Sie kamen aus 172 Ländern.

Zum Vergleich: Im Jahr 2022 besuchten 78.000 Gäste die Veranstaltung, 2020 war die Messe wegen der Corona-Pandemie ausgefallen. In den zwei Jahren zuvor verzeichnete die Schau allerdings deutlich höhere Besucherzahlen: 2016 zählte die Automechanika in Frankfurt rund 134.000, zwei Jahre später 133.000 Besucher.

Auch bei den Ausstellerzahlen gab es zwar einen deutlichen Aufschwung im Vergleich zu 2022, als die Zulieferermesse immer noch unter dem Eindruck von Corona und seinen Folgen für den Reiseverkehr und die Messewirtschaft stand. Allerdings ist auch hier das Niveau von vor der Pandemie noch nicht erreicht. Während in diesem Jahr 4200 Unternehmen ihre Produkte und Lösungen präsentierten, waren es 2022 nur 2782 Aussteller. Vor Corona zählte die Messe in Frankfurt 4843 Unternehmen im Jahr 2016, zwei Jahre später waren es sogar 4942. ddt.

49 Millionen für Qualifyze

FRANKFURT Das Frankfurter Start-up Qualifyze hat in einer Finanzierungsrunde 49 Millionen Euro eingesammelt. Das Geld stammt von dem global agierenden Softwareinvestor Insight Partners und soll vor allem dazu dienen, die Expansion auf dem amerikanischen Markt voranzutreiben, heißt es in einer Mitteilung von Qualifyze.

Das Unternehmen, das von David Schneider und Florian Hildebrand 2017 gegründet wurde, soll Lieferausfälle wichtiger Medikamente verhindern. Dazu sammelt Qualifyze stetig Daten aus Fabriken auf der ganzen Welt ein und teilt diese wiederum mit deren Kunden. Wegen der hohen regulatorischen Ansprüche an die Sicherheit von Arzneimitteln und ihrer Lieferketten sowie aufgrund der Notwendigkeit, Kosten zu senken, ist das Angebot von Qualifyze in der Branche eine gefragte Dienstleistung. Bislang waren bereits weitere Investoren wie HV Capital, Harbour Vest Partners, H14 und Cherry Ventures in die Frankfurter investiert. ddt.



Viel teurer als gedacht: Das Moritz-Lang-Haus in Dotzheim kostet mindestens 36,7 Millionen Euro. Visualisierung Planungsring Ressel

Neues Pflegeheim wird deutlich teurer als geplant

Einige Monate später als zunächst erhofft ist in Wiesbaden-Dotzheim mit dem Neubau des Moritz-Lang-Hauses begonnen worden. Das neue Alten- und Pflegeheim soll bis zum Jahresende 2026 bezugsfertig sein. Geplant sind nach Angaben der kommunalen Gesellschaft Wibau 104 vollstationäre und weitere 14 Kurzzeit-Pflegeplätze. Damit geht mit dem Neubau die Aufnahmekapazität zwar leicht zurück, doch steigt der Komfort für die künftigen Bewohner deutlich.

Denn die bislang 126 Pflegeplätze waren in dem fünfgeschossigen Altbau auf 50 Doppelzimmer und 26 Einzelzimmer verteilt, wobei sich jeweils benachbarte Zimmer die Toiletten und Waschgelegenheiten teilen mussten. Nun gibt es 104 jeweils 14 Quadratmeter große Einzelzimmer mit barrierefreiem Bad.

Die Zimmer sind auf vier Etagen mit jeweils zwei Wohngruppen verteilt. Im Erd- und im ersten Obergeschoss sind die Verwaltungs- und Küchenräume sowie sechs Appartements für Mitarbeiter. Betreiberin des Moritz-Lang-Hauses und auch des Biebricher Seniorenzentrums Toni-Sender-Haus ist die kommunale Altenhilfe Wiesbaden GmbH, die 1995 als gemeinnützige Gesellschaft der Landeshauptstadt gegründet worden war.

Über einen Neubau des in die Jahre gekommenen Moritz-Lang-Hauses wird schon seit fast zwei Jahrzehnten diskutiert. Bis zu einem Durchbruch waren allerdings mehrfach Hindernisse zu überwinden. Auch die Kosten stiegen stetig. Als die Wiesbadener Stadtverordneten Ende 2019 den Neubau beschlossen, war

WIESBADEN Der Bedarf an stationärer Pflege in der Stadt wächst stetig, aber die Zahl der Pflegeplätze stagniert.

Von Oliver Bock

noch von Kosten in Höhe von 17 Millionen Euro die Rede. Einschließlich der Kosten für die Ausstattung des Neubaus und den Abriss eines benachbarten Reha-Zentrums bewilligten die Stadtverordneten ein Budget von 23 Millionen Euro. Zur Finanzierung wird die Wibau in Vorleistung treten und das Geld dann über 30 Jahre als Mietzahlung der Altenhilfe erstattet bekommen.

Die erste Genehmigung eines Bauantrags im Juni 2022 war sechs Monate später allerdings wieder zurückgenommen worden, weil es Differenzen mit dem Generalplaner gegeben hatte. Das Planungsbüro wurde gewechselt, und ein neuer Bauantrag wurde gestellt. Nun allerdings wurden die Kosten auf 36,7 Millionen Euro taxiert. Zu den Ursachen heißt es in einer Vorlage an die Stadtverordneten, ausschlaggebend seien unter anderem die Teuerungsrate, eine überproportionale Baukostensteigerung um fast 30 Prozent, Umplanungen zur besseren Ausnutzung der Hanglage des

Grundstücks sowie zwischenzeitlich höhere Anforderungen an Gebäudetechnik und Lüftung in der Folge der Pandemie und der Erfahrungen daraus.

Ein Verzicht auf den immer kostspieligeren Neubau hätte nach Darstellung der Verwaltung allerdings die Insolvenz der Altenhilfe GmbH zur Folge gehabt mit weitreichenden, auch finanziellen Konsequenzen in zweistelliger Millionenhöhe. Hinzu kommt, dass das Angebot an stationärer Pflege in Wiesbaden schon jetzt unzureichend ist. Trotz der knapp 30 Alten- und Pflegeheime mit mehr als 2500 Plätzen kann der wachsende Bedarf nicht gedeckt werden. Die Lage werde sich absehbar sogar weiter zuspitzen, heißt es aus dem Rathaus.

Die Lage der stationären Pflege in Wiesbaden verdeutlicht die Verwaltung mit dieser Zahl: Während sich in Deutschland seit dem Jahr 1999 die Zahl der Pflegeeinrichtungen um mehr als 60 Prozent erhöht habe, sei sie in Wiesbaden nahezu unverändert geblieben. Hochrechnungen des Amtes für Soziale Arbeit prognostizieren einen Mehrbedarf in der Landeshauptstadt von 400 Betten innerhalb der nächsten 15 Jahre.

Schon jetzt reichen die eigenen Plätze nicht für alle Bürger. Das lässt sich daran ablesen, dass ein Viertel der kommunalen Ausgaben für sozial schwache Menschen an Pflegeeinrichtungen außerhalb der Stadt fließt, weil die Pflegebedürftigen für einen Platz ins Umland ausweichen müssen. Ohne die Plätze in einem neu gebauten Moritz-Lang-Haus würde sich die Versorgungslandschaft in Wiesbaden noch weiter verschlechtern.

Linkspartei nominiert Seemen für Oberbürgermeisterwahl

WIESBADEN Wie schon vor sechs Jahren zieht die Wiesbadener Linke wieder mit Ingo von Seemen in den Oberbürgermeisterwahlkampf. Die Kreismitgliederversammlung hat nach Angaben der Partei den 37 Jahre alten Vorsitzenden der Linken-Rathausfraktion einstimmig für die Wahl am 9. März 2025 nominiert.

Er freue sich darauf, den Wahlkampf nutzen zu können, um Themen wie bezahlbares Wohnen und „den Kampf gegen die Zunahme von Armut, insbesondere von Kinderarmut, in einer reichen Stadt“ in den Mittelpunkt rücken zu können. Die Linke habe sich in der Stadt-

regierung für mehr soziale Gerechtigkeit eingesetzt und mit SPD, Grünen und Volt wichtige Projekte beschlossen. Das Thema „soziale Gerechtigkeit“ werde im bald beginnenden Wahlkampf „zentrales Anliegen meiner Partei“ sein, kündigt Seemen an. Zudem müsse angesichts einer „fast schon hysterisch geführten Asyl- und Flüchtlingsdebatte“ der „Hetze von rechts“ eine Alternative entgegengestellt werden.

Seemen hatte im ersten Anlauf bei der Direktwahl im Mai 2019 4,8 Prozent der Stimmen erreicht und sich damit nicht für die Stichwahl qualifiziert. Er ist nach

Amts-Inhaber Gert-Uwe Mende (SPD), Thilo von Debschitz (parteilos, von CDU und FDP nominiert), Matthias Bedürftig (Freie Wähler) und Gesine Bonnet (Die Grünen) schon der fünfte Bewerber. Einzig Volt hat als Fraktion des regierenden Linksbündnisses keinen eigenen Kandidaten nominiert. Analog zum Wahl-O-Maten hat Volt einen Wies-O-Maten angekündigt, um den Wiesbadenern die Wahlentscheidung zu erleichtern. Mit der wachsenden Zahl der Bewerber wird es wahrscheinlicher, dass erst die Stichwahl am 30. März die Entscheidung bringen wird. obo.

Wiesbaden on Ice

Vier große Shows im Dezember

WIESBADEN Die Vorbereitungen für „Wiesbaden on Ice“ laufen auf Hochtouren. Am 26. November eröffnet auf dem Bowling-Green vor dem Wiesbadener Kurhaus zum zweiten Mal Deutschlands größte mobile Eisbahn. Der Veranstalter Sporthilfe Wiesbaden erwartet in diesem Jahr einen Ansturm auf die Eisbahn, die im vergangenen Jahr mehr als 120.000 Buchungen zählte.

Laut Andreas Steinbauer, Vorsitzender der Sporthilfe, stehen jetzt auch die Termine für vier Eis-Shows mit dem ehemaligen Deutschen Meister im Eiskunlauf und Fernsehmoderator Daniel Weiss am Samstag, 7. Dezember, 17.30 Uhr und 20.30 Uhr, sowie Sonntag, 8. Dezember, 17.30 Uhr und 20.30 Uhr fest. Tickets für die Shows können auf der Homepage www.wiesbaden-on-ice.de gebucht werden.

Bei jeder der vier Shows mit internationalen Läuferinnen können laut Steinbauer rund 1000 Zuschauer dabei sein. Auch die anderen Angebote wie Eisstockschießen und Schlittschuhlaufen können gebucht werden. Es stehen rund 1500 Paar Schlittschuhe zur Ausleihe bereit, und Schulklassen können nach Voranmeldung die Fläche inklusive Schlittschuhverleih an Werktagen von 10 Uhr bis 12 Uhr unentgeltlich nutzen.

In den hessischen Winterferien haben Kinder im Alter von bis zu zwölf Jahren an den Werktagen in der Zeit von 10 bis 12 Uhr freien Eintritt. Steinbauer weist darauf hin, dass auch die unentgeltlichen Angebote online im Voraus gebucht werden müssen. Die Eisbahn ist im Vergleich zum Vorjahr optimiert worden, und es stehen daher rund 100 Quadratmeter mehr an reiner Eisfläche zur Verfügung. Die Eisstockbahnen sind direkt am Kurhausvorplatz platziert, und die Abschlussparty ist für den 12. Januar 2025 geplant. robm.

Mehrzweckhallen werden saniert

KRIFTEL Die Sanierung der Schwarzbachhallen kann endlich beginnen. Am 13. Juni ist die Baugenehmigung eingegangen. Seitdem sei der Zustand mehrerer Bauteile geprüft worden, so der Erste Beigeordnete Franz Jirasek (parteilos). „Basierend darauf konnte die Planung präzisiert werden.“ Notwendig sind die Sanierung und Erweiterung des Gastronomiebereichs, der Brand- und Schutzanlagen und der sicherheitstechnischen Anlagen sowie eine Dachsanierung.

Die Wohnung im Obergeschoss der Schwarzbachhallen, die frühere Wohnung des Pächters, war Übergangsweise für die Unterbringung obdachloser Menschen genutzt worden. Die Bewohner sind inzwischen in andere Liegenschaften umgezogen.

Für die Küchensanierung stehen im Haushalt noch Mittel in Höhe von 1,3 Millionen Euro zur Verfügung, für die Dachsanierung 1,28 Millionen Euro – nach Abzug gezahlter Rechnungen. Die Küchensanierung wird zudem mit 291.300 Euro, die Dachsanierung mit 145.200 Euro aus dem Kreisinvestitionsfonds gefördert.

Bisher wurden schon die Ausschreibungen für Baulogistik, Abbrucharbeiten, Rohbau und Gerüstbau sowie Dachabdichtung, Fenster und Türen auf den Weg gebracht. Danach wird wohl 410 Tage an der Baustelle gearbeitet, schätzt Jirasek. „Mit der Fertigstellung der gesamten Baumaßnahmen ist im Oktober 2025 zu rechnen“ – wenn nichts dazwischenkommt. dien.

Start-up im Kaufhaus

OFFENBACH Dritter Test für Innenstadtbelebung

Die Testraum-Allee ist eines der zentralen Projekte der Stadt zur Revitalisierung der Offenbacher Innenstadt. Es geht darum, an verschiedenen Orten neue Konzepte für den Einzelhandel zu testen, um dauerhaft wieder mehr Menschen zum Kauf in die Innenstadt zu locken. Aktuell hat das Design-Start-up Yahya Studio einen „Mini-Market“ im alteingesessenen Kaufhaus M. Schneider eröffnen dürfen.

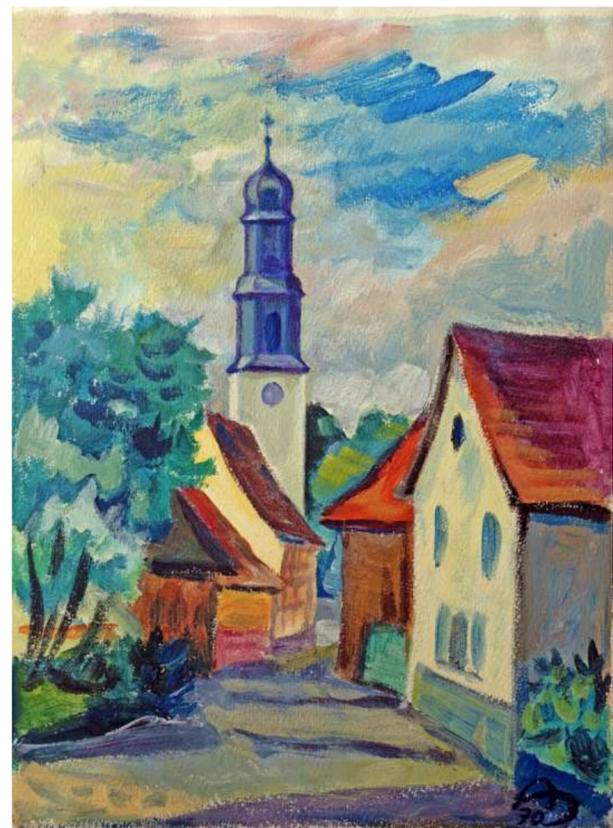
Yahya bietet T-Shirts, Taschen und Gläser mit eigenen Design-Entwürfen an, bei denen humorvolle Sprüche eine Rolle spielen. Sascha Marschner, Geschäftsführer von M. Schneider, verspricht sich von der Unterstützung für die Testraum-Allee und dem Yahya Studio im Besonderen positive Effekte nicht nur für das Traditionskaufhaus, sondern für die Innenstadt insgesamt. Marschner kann sich weitere Kooperationen mit Offenbacher Start-ups gut vorstellen.

Den Auftakt der Testraum-Allee bildete 2023 ein Kaufhaus namens Often, das kurzzeitig in einem reizvollen Hinterhofbau eröffnet wurde, der normalerweise hinter einem Tor verborgen ist

– mitten in der Offenbacher Fußgängerzone. Der Immobilienentwickler Kilian Bumiller hatte es ermöglicht, diese Idee zu realisieren. Die Stadt will mit den Kurzzeitnutzungen auch Hausbesitzern die Möglichkeit geben, zu testen, welche neuen Nutzungsmöglichkeiten für ihre Immobilien erfolgversprechend sein könnten.

Diesen Hintergrund hatte auch der Concept-Store „Doki-Doki“, japanisch für schnell schlagendes Herz, der in diesem Frühjahr im Offenbacher Komm-Center große Aufmerksamkeit erhielt. Interessierte Unternehmen können beim Testraum-Fonds der Stadt eine Förderung in Höhe von maximal 11.000 Euro beantragen. Ein Projektarchitekt berät die Start-ups auch bei der Einrichtung des Ladenlokals.

Ziel der Testraum-Allee ist es, qualitätsvolle Angebote aus den Sparten Einzelhandel, Gastronomie und Dienstleistungen in der Innenstadt zu etablieren. Bis Ende nächsten Jahres sollen so vier neue, hochwertige und wirtschaftlich tragfähige Handelskonzepte in leer stehenden oder vom Leerstand bedrohten Läden angesiedelt werden. jor.



Expressiv: „Blick aus der Neugasse“ von Peter Anton Jung Foto Stadtarchiv Eschborn

Eschborner Maler gesucht

Wer kennt Peter Anton Jung? Der Maler wurde 1907 in Mühlheim am Main geboren und starb 1982 im Krankenhaus in Bad Soden. Lange wohnte er im Frankfurter Westend, im Haus Schumannstraße 22, Anfang der Siebzigerjahre zog er nach Eschborn, in das Haus Pfingstbrunnenstraße 22. Im Jahr 1970 und 1972 stellte er in der Eschborner Stadthalle aus, die Stadt kaufte einige seiner Bilder. Auch zu Frankfurter Künstlern muss Jung Kontakt gehabt haben, 1972 war er bei der Weihnachts-Kunstaussstellung in den Römerhallen vertreten. Eventuell war er als Grafiker tätig. Und da hört das Wissen auch nahezu auf, sehr zum Bedauern von Peter Lingens, Museumsleiter und Stadtarchivar in Bad Soden.

Er inventarisiert momentan die Gemäldesammlung, dabei fielen ihm die expressiven Stadtansichten von Jung in die Hände. Im Stadtarchiv ist leider kaum etwas über ihn bekannt, seine Recherche führte bislang nicht weiter. „Dummerweise signiert er mit zwei verschiedenen Signaturen“, sagt Lingens, als P.A. Jung oder mit einem schwungvollen „AJ“. Nun setzt Lingens auf die Mithilfe der Frankfurter und Eschborner. Wer sich an den Künstler erinnern kann, wer Bilder von ihm gekauft und bei sich zu Hause hängen hat, möge sich bitte per Mail unter museum@eschborn.de oder telefonisch unter 06196/490230 melden. Möglicherweise kommt so genug Material für eine Ausstellung zusammen. dien.

LESERFORUM

NACHGELESEN FAZ.NET

„Klappe halten und mehr arbeiten für weniger Geld wäre jetzt angesagt.“

UserPL_1678092333421 hält die Gehaltsforderungen der IG Metall wegen der schlechten wirtschaftlichen Lage in Deutschland für überzogen.

POSTEINGANG

Hochbunker
Zum Wohnturm am Kureck in Wiesbaden schreibt der Leser. Alles Wohnungen ohne Balkons, Terrassen? Und auf dem Dach eine Terrasse für alle? Stellt dann jeder seinen Grill auf, oder muss man warten, bis einer frei wird? Meine Gäste sieht dann jeder, und ich muss alle Gäste der anderen ertragen? Gut, dass mir für den Hochbunker die Kohle fehlt.

Jörg Feller auf FAZ.NET

Catering

Der Leser hat dazu eine Theorie. Wer 10 Millionen Euro für ein Penthouse ausgibt, stellt nirgendwo seinen Grill auf. Die bestellen einen Catering-Service und eine mobile Cocktail

Lounge, dort werden dann Canapés und Long Island Ice Tea verteilt. Johann Schmitt auf FAZ.NET

Grillstationen

Darauf antwortet der Leser. Auch der Caterer fragt dann, wo denn bitte die Grillstation hingestellt werden soll... Die, die ich kenne, die 10 Millionen ausgeben plus x, haben alle einen Grill, genauer eine Grillstation mindestens in den Abmessungen einer S-Klasse. Die haben auch alle Balkone und Terrassen, aber die mussten auch kein Geld aus fragwürdigen Quellen/Geschäften loswerden. Letztere bleiben ja lieber im „Dunkeln“, benötigen also auch keine Terrassen und Balkone, ja nicht mal Fenster mit Durchsicht. Sven Michaelsen auf FAZ.NET

TRAUERANZEIGEN

Bestattungskalender

Am Dienstag, dem 17.09.2024 (Angaben ohne Gewähr) Bad Homburg-Kirdorf 12.45 Urnenbeisetzung Kühne, Manfred, 85 J.	Frankfurt am Main-Höchst 11.15 Trauerfeier und Bestattung Schreiber, Margot, geb. Hemminger, 89 J.
Eschborn, Hunsrückstr. 14.30 Trauerfeier Skubowius, Ilse, 98 J.	12.00 Bestattung Kiem, Robert, 63 J.
Frankfurt am Main-Bornheim 9.45 Trauerfeier und Bestattung Christ, Ursel Irmgard, geb. Ehrlich, 87 J.	12.45 Trauerfeier und Bestattung Kämpfer, Adolf Ludwig Paul, 85 J.
10.30 Trauerfeier und Bestattung Balsler, Heidrun, 70 J.	Frankfurt am Main-Kalbach 12.45 Trauerfeier Graichen, Irmgard Edeltraud, geb. Pein, 85 J.
12.00 Trauerfeier und Bestattung Feiler, Walter, 98 J.	Hattersheim am Main-Okriftel 10.00 Bestattung Baier, Albrecht, 83 J.
13.30 Trauerfeier und Bestattung Schmidt, Eilfriede, geb. Löhne, 100 J.	Hattersheim am Main-Hattersheim 14.30 Trauerfeier Mombrei, Jutta, geb. Wilhelm, 65 J.
Frankfurt am Main-Griesheim 12.00 Trauerfeier und Bestattung, Hochstadt, Hans-Georg, 81 J.	Hofheim am Taunus, Waldfriedhof 14.30 Urnentrauerfeier Beck, Anita
Frankfurt am Main, Hauptfriedhof 9.45 Bestattung Kucharenok, Stanislaw, 65 J.	13.00 Trauerfeier mit Urnenbeisetzung Landmann, Anita
10.30 Bestattung Njenjic, Marinko, 77 J.	
11.15 Bestattung Olejnikov, Sergej, 31 J.	

Das Schönste, das ein Mensch hinterlassen kann, ist, dass man lächelt, wenn man sich seiner erinnert (Theodor Fontane)

Wir nehmen Abschied von

Heidi Balsler

* 19.04.1954 † 04.09.2024

Wir vermissen dich.

Das Kollegium
Der Personalrat
Die Schulleitung
Die Schülerinnen und Schüler
Die heutige und die ehemalige
Schulgemeinde der
Ernst-Reuter-Schule II

Tausende tote Schweine

RHEIN-MAIN Fast alle infizierten Borstentiere verenden an der Afrikanischen Schweinepest. Wie die Seuche nach Hessen kam, bleibt ein Rätsel. Für Bauern ist sie existenzgefährdend.

Kilometerlange Zäune als Barriere und Auflagen für Bauern: Drei Monate nach dem Ausbruch der Afrikanischen Schweinepest (ASP) in Hessen warnen Politiker und Bauern trotz Wochen ohne neue Befunde in Hausschweinbeständen vor verfrühtem Optimismus. „Nur wenn keine weiteren Hausschweinbestände dazukommen, wird es möglich, die Sperrzone III nach einer Frist wieder aufzuheben“, teilte der Hessische Bauernverband auf Anfrage der Deutschen Presse-Agentur mit. In der Sperrzone III gelten neben Auflagen für Bürger zusätzlich Auflagen für Schweine haltende Betriebe.

Auch im Landwirtschaftsministerium ist man vorsichtig. „In den letzten zwei Wochen gab es keine ASP-Nachweise außerhalb bekannter Infektionsherde im Wildschweinebereich oder in Hausschweinbeständen. Der Zeitraum ist aber zu kurz, um die Lage bereits als stabil bezeichnen zu können.“ Dennoch hatte das Landwirtschaftsministerium kürzlich Einschränkungen für die Jagd auf Wildschweine gelockert.

Im besonders betroffenen Kreis Groß-Gerau ist man weiter vorsichtig. „Der Fall in Rheinland-Pfalz hat gezeigt, dass es immer wieder zu Einträgen in Hausschweinbestände kommen kann“, heißt es. Dort war im August bei einem Hausschwein das Virus nachgewiesen worden.

Was ist passiert?

Im Kreis Groß-Gerau war am 15. Juni offiziell der erste Fall von Afrikanischer Schweinepest in Hessen bestätigt worden. Der Kreis in Südhessen ist bis heute am stärksten von dem Virus betroffen. Alle bislang acht Schweine haltenden Betriebe in Hessen, in denen das Virus auftrat, liegen hier. Am 8. Juli wurde erstmals in einem solchen Betrieb die Seuche nachgewiesen. Zuletzt wurde am 30. Juli auf einem Hof in Trebur das Virus entdeckt. Alle rund 1800 Tiere dort mussten gekuldet werden.

„In den bisher acht betroffenen Schweinebeständen wurden circa 3590 Hausschweine und 43 Wildschweine getötet“, heißt es vom Landwirtschaftsministerium. Mit dem Nachweis des Virus und bestätigten Fällen auch in anderen Landkreisen wurden Verfügungen erlassen, die landwirtschaftlichen Betrieben und Bürgern in den Regionen Regeln auferlegen. Für Schweine ist das Virus fast immer tödlich.

Was wurde bisher gemacht?

Um die Region mit positiven Befunden der Schweinepest wurden drei Sperrzonen eingerichtet, die weite Teile Südhessens, Teile von Rheinland-Pfalz und Baden-Württemberg betreffen. Die innerste Zone betrifft die Region mit nachgewiesenen Fällen bei Hausschweinbeständen. Hier gelten die schärfsten Regeln für Landwirte. Die äußere Region gilt als Pufferzone ohne bislang nachgewiesene Infektionen. In Sperrzonen wurde ein Jagdverbot erlassen, um Wildschweine nicht in andere Gebiete zu treiben. Dieses wurde kürzlich vom Landwirtschaftsministerium gelockert, nicht zuletzt wegen errichteter mobiler und kilometerlangere Zäune.

Der hessische Landwirtschaftsminister Ingmar Jung (CDU) forderte unlängst für die Bekämpfung der Tierseuche Finanzhilfen des Bundes. Eine Kostenbeteiligung des Bundes sei naheliegend, da es sich um ein länderübergreifendes Geschehen handele. Neben dem Bau von festen Zäunen auf einer Länge von rund 250 Kilometern, um eine Ausbreitung in Nachbarländer zu verhindern, und schon gebauten rund 190 Kilometern taktischer Elektrozaune verursache auch die Suche nach Kadavern hohe Kosten.

Nach Angaben des Bauernverbandes liegen in den Sperrzonen zahlreiche Schweine haltende Betriebe. „Nach unseren Informationen sind auf hessischer Seite in Sperrzone III rund 80 Schweinehalter mit noch rund 5500 Schweinen betroffen sowie in Sperrzone II rund 120 Betriebe mit knapp 20.000 Schweinen.“



Bedrohung: Wildschweine tragen das Virus der Afrikanischen Schweinepest weiter.

Foto dpa

Wie geht es den Bauern in den betroffenen Regionen?

In den Sperrzonen II und III gibt es auch Einschränkungen für die Ernte der Felder. Diese führen zwar zu mehr Aufwand und etwas höheren Kosten, sind nach Angaben des Bauernverbandes aber wirtschaftlich tragbar. „Anders sieht es aus bei den Schweinehaltern in den Sperrzonen II und III. Für die Schweinehalter insbesondere in Sperrzone III ist die Lage absolut existenzgefährdend, auch für die, die nicht von einer Keulung betroffen waren.“

Für gekuldet Bestände gibt es zwar eine Zahlung von der Tierseuchenkasse, den Bauern fehlt aber die wirtschaftliche Grundlage, und für laufende Kosten müssen sie aufkommen. Die anderen Bauern können ihre Tiere schwerer vermarkten. „Die Betriebe aus Sperrzone II und III dürfen nur zu speziell benannten Schlachthöfen und mit Freigabe durch die Veterinärbehörde liefern“, heißt es beim Bauernverband.

Mitte August seien rund 800 Tiere aus Sperrzone III zu einem zugelassenen

Schlachthof in Schleswig-Holstein gebracht worden, sodass in den Ställen erst mal wieder Luft geschaffen werden konnte. Allerdings seien die Schweine nicht bezahlt worden aufgrund der vorgeschriebenen aufwendigen Risikominimierenden Behandlung des Fleisches. Auch die Transportkosten mussten die Schweinehalter erst einmal vorlegen, bekommen sie aber derzeit über die Tierseuchenkasse erstattet.

Was müssen Bürger beachten?

Für Menschen ist die Schweinepest ungefährlich. Allerdings gelten auch für sie Einschränkungen, um eine weitere Ausbreitung der Tierseuche zu verhindern. So herrscht in betroffenen Gebieten Leinenpflicht für Hunde beim Gassigehen, um Wildschweine nicht zu verschrecken. Der Kreis Groß-Gerau hatte acht Wochen nach Bestätigung des Virus zudem das „Wegegebot bei allen Freizeitaktivitäten außerhalb der Ortslage – ob es nun Angeln, Pilze sammeln, Rad fahren oder Reiten betrifft“ verfügt. Es gehe darum, das Virus nicht über Schuhsohlen, Pfoten

oder Gegenstände unabsichtlich weiterzutragen.

Veranstaltungen außerhalb der Ortschaften müssen nach der Verfügung beim Veterinäramt angemeldet werden. „Wer bei Kontrollen der Ordnungsämter auffällt, muss in puncto Leinenpflicht und Wegegebot mit einem Bußgeld von 100 Euro rechnen, bei einem Verstoß gegen ein Verbot mit einem Bußgeld ab 1000 Euro.“

Wie wird das Virus übertragen?

Wie und warum sich das Virus in Hessen ausgebreitet hat, ist unklar. Klar ist, dass es sehr stabil ist. Es kann mehrere Tage in Kot, Monate in konserviertem Schinken und gekühltem Blut sowie viele Jahre in tiefgefrorenen Schlachtkörpern überdauern. „Gesicherte Einschleppungswege in die betroffenen Hausschweinbestände in Hessen werden vermutlich nicht ermittelt werden können. Es gibt keine Hinweise darauf, dass Biosicherheitsmaßnahmen grundsätzlich nicht beachtet wurden“, heißt es zum Auftreten in Betrieben beim Ministerium. lhe.

Abendmoden und Flohmarkt

BRUCHKÖBEL Erste Ergebnisse des Citymanagements

Vor neun Monaten hat die Stadt die Hanauer plan-d-akademie mit einem Citymanagement für Bruchköbel beauftragt, und aus Sicht von Bürgermeisterin Sylvia Braun (FDP) ist der Auftakt erfolgreich gewesen. Vor allem mit dem After-Work-Treff „Stadtäpler“ sei das Citymanagement bekannt geworden, obschon dieser laut Mitteilung der Stadtverwaltung nur ein Baustein der Arbeit sei.

„Wir wollen alle Akteure in der Stadt wieder zusammenbringen, sie durch niedrigschwellige Angebote vernetzen und für ein Gemeinschaftsgefühl sorgen“, schreibt in der Mitteilung Daniela Grund vom Hanauer Beratungsunternehmen. Auf dieser Basis wolle man Aktionen entwickeln. Als Beispiel nennt sie den Flohmarkt am Altstadtfest, zu dem das Citymanagement den Impuls gegeben habe; auch der Früh-

lingempfang des Marketing- und Gewerbevereins sei wiederbelebt worden. Grund habe zudem 15 neue Mitglieder für den Marketing- und Gewerbeverein gewonnen. Dies wertete die Stadt als Erfolg der gewünschten Kooperation der beiden Institutionen.

Schwierig ist nach Grunds Einschätzung das Leerstandsmanagement. Zwar seien Gespräche mit vielen Interessenten geführt worden. Doch die Rahmenbedingungen seien so schwierig, dass es bisher noch zu keiner Neuan siedlung gekommen sei. Es fehle an bezahlbaren Gewerbeflächen in der Innenstadt, um eine Entwicklung für Jungunternehmer und Start-ups zu ermöglichen. Immerhin eine Ladenübergabe habe das Citymanagement angestoßen, ein Brautmodengeschäft an der Hauptstraße wurde übernommen, dort werde nun Abendmode angeboten.hm.

Erdarbeiten für Rettungswache

OBERSSEL Nach der jahrelangen Suche nach einem Ort für den Bau einer Rettungswache hat die Stadt Oberssel ein Grundstück am Hammergarten an das Deutsche Rote Kreuz (DRK) verkauft. Beschlossen hatte die Stadtverordnetenversammlung den Verkauf schon im Mai, jetzt ist der Vertrag laut Stadt unterzeichnet worden.

Von der Rettungswache aus sollen die Menschen in Oberssel – außer im Norden der Stadt –, Steinbach, Oberhöchstadt und Kronberg Süd in medizinischen Notfällen versorgt werden. Um den Norden Oberssels kümmert sich die Rettungswache in Bad Homburg. Die Baugenehmigung für die Wache liegt schon vor, und die Erdarbeiten haben begonnen. Der Baubeginn ist für die nächsten Wochen vorgesehen. In dem Neubau soll auch der DRK-Ortsverein Oberssel unterkommen. flf.

Neue Halle auch für Schulsport

BAD VILBEL Stadt und Kreis teilen Millionenkosten

Die Kurstadt an der Nidda bekommt eine neue Dreifeldsporthalle. Die Baukosten werden sich die Stadt und der Wetteraukreis teilen, wie aus dem Rathaus verlautet. An der Saalburgstraße in der Bad Vilbeler Kernstadt stehen zwei Dreifeldsporthallen. Die ältere der beiden Hallen sei sichtbar in die Jahre gekommen und müsse erneuert werden, teilte die Stadt mit. Fachleute hätten das Gebäude untersucht. Demnach könne es nicht mehr saniert werden und müsse abgerissen werden. Abriss und Neubau seien die wirtschaftlichere Variante, zitiert die Stadt ihren Ersten Stadtrat Bastian Zander (CDU). Auf Grundlage der Vorplanungen reche die Stadt mit Baukosten von 9,9 Millionen Euro.

Genutzt werde die Halle von Vereinen, aber auch von Schulen. Deshalb übernehme der Landkreis als Schulträ-

ger die Hälfte der Kosten. Beide Hallen bildeten direkt am Schulzentrum einen Standort für Schul- und Vereinsport und würden daher auch weiterhin benötigt. Der Kreis wird aber nicht nur die Hälfte der Baukosten übernehmen, sondern auch die Einrichtung auf Grundlage seiner Leitlinie für die Ausstattung für den Schulsport bezahlen.

Zudem beteilige sich der Wetteraukreis an den Betriebskosten während des Sportunterrichts für Klassen der Saalburgschule, der John-F.-Kennedy-Schule und des Georg-Büchner-Gymnasiums. Der Bedarf an Hallenzeiten sei entsprechend hoch. „Der Neubau ist somit ein wichtiges Projekt, das die sportliche Infrastruktur nachhaltig stärkt und notwendige Kapazitäten für den schulischen Sportunterricht sicherstellt“, äußert Landrat Jan Weckler (CDU). thwi.

Petition mit 1000 Unterschriften

Bürgerliste gegen Gewerbegebiet

BAD HOMBURG Die Bürgerliste Bad Homburg hat inzwischen mehr als 1000 Unterschriften für die Petition „Weizen statt Beton“ gegen ein geplantes Gewerbegebiet gesammelt – und nach 15 Jahren eine neue Parteivorsitzende. Kristine Schmidt, bisher Stellvertreterin von Beate Fleige an der Spitze der BLB, folgt dieser auf den Posten. Als Stellvertreter wurden laut Partei bei den Vorstandswahlen Rafael Schimanski und Cornelia Haschtmann gewählt. Fleige, die nun Ehrenvorsitzende ist, bleibt Mitglied des ehrenamtlichen Magistrats.

Die BLB ist mit vier Fraktionsmitgliedern in der Stadtverordnetenversammlung vertreten und gehört zur Opposition gegen die Koalition von CDU und SPD. Fraktionschef Armin Johnert hofft darauf, „die absurde Idee des neuen Gewerbegebiets an der Zeppelinstraße zu verhindern, für das wertvolles Ackerland versiegelt werden soll“. Die inzwischen erreichte Marke von 1000 Unterzeichnern zu überschreiten sei das Ziel gewesen, aber die Partei wolle noch bis Ende September oder Anfang Oktober Unterschriften sammeln und dann ein Schreiben an die zuständige Verbandskommission richten.

Die Stadtverordnetenversammlung hatte kurz vor der Sommerpause eine Vorkaufsrechtsatzung für zwei Flächen südlich der Zeppelinstraße beschlossen. Auf den insgesamt 33 Hektar rechts und links der Hochtaunus-Kliniken sollen sich Unternehmen ansiedeln. flf.

Tag der offenen Tür in der Klinik

GROSS-GERAU Die Kreisklinik in Groß-Gerau lädt für den 28. September zu einem Tag der offenen Tür ein. An dem Samstag gibt es mehrere Vorträge zu gesunder Ernährung, Pflegeleistungen, Vorsorgevollmachten und anderen Themen. Mithilfe interaktiver Stände bietet sich die Möglichkeit, Reanimationen zu üben sowie Elektrokardiogramme zu erstellen.

Mit einem „Alterssimulationsanzug“ können Besucher sich in ältere Menschen und deren Bewegungseinschränkungen hineinversetzen. Bei einer Endoskopie-Übung können Gummibärchen aus dem Labyrinth herausoperiert werden. Ein begehrtes Herzmodell gibt Einblicke in das Organ. Die Klinik ist für Besucher von 11 bis 17 Uhr geöffnet. erle.

Straße eine Woche gesperrt

KRONBERG Die zentrale Hainstraße in Kronberg wird in der zweiten Herbstferienwoche vom 21. bis 26. Oktober für Autos voll gesperrt. Der Grund ist laut Stadt, dass die Straßenbeleuchtung erneuert wird. Da die Lampen „in luftiger Höhe gespannt“ seien, sei für die Arbeiten die gesamte Fahrbahn nötig. Die Vollsperrung beginnt bei Hausnummer 11 und endet in Höhe der Jaminstraße. Von der Frankfurter Straße aus ist es weiter möglich, in die Altstadt zu fahren. Für Fußgänger und Radfahrer gilt die Sperrung nicht. flf.

HEUTE IN RHEIN-MAIN



Foto Brotfabrik

LITERATUR

Stéphanie Bittoun und Gregor Praml



Foto Privat

Inspiziert von Jim Jarmuschs Kultfilm „Night on Earth“ steigen Bittoun (Foto) und Praml in den unterschiedlichsten Metropolen verschiedener

Kontinente ins Taxi und begeben sich auf eine literarische Weltreise. Von Paris über Tel Aviv nach Tokio, von New York über Kairo nach Brazzaville – die ausgewählten Kurzgeschichten, Interviews und Ausschnitte aus Romanen haben alle eines gemeinsam: Sie spielen in Taxis und enthüllen stets eine verborgene Seite ihres Ichs. Angeregt von Filmen, den Großstädten oder dem tatsächlichen Sound aus dem Autoradio begleitet Praml die Reise am Kontrabass.

STÉPHANIE BITTOUN UND GREGOR PRAML
Frankfurt, Romanfabrik, 19.30 Uhr



Foto Michael de Boer

SCHLAGER

Vicky Leandros

Seit einem halben Jahrhundert besingt Leandros das Leben und die Liebe. Die Frau mit der unverwechselbaren Stimme, die weltweit über 55 Millionen Tonträger verkauft und im Jahr 1972 den Eurovision Song Contest gewonnen hat, verabschiedet sich von der großen Bühne. Für ihre Abschiedstournee „Ich liebe das Leben“ hat die Künstlerin ein Programm zusammengestellt, das sich von Chanson über

Pop, Soul, Schlager, griechische Folklore bis hin zu mitreißenden Rocksongs erstreckt. Neben der einen oder anderen Überraschung dürfen sich die Fans auch auf alle ihre Welthits und ausgewählte, sehr persönliche Lieder freuen.

VICKY LEANDROS
Frankfurt, Alte Oper, 20 Uhr

KUNST

Pilze – Verflochtene Welten

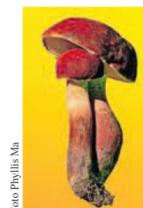


Foto Phyllis Ma

Die Ausstellung nimmt die Besucher mit auf Pilzsuche – in der zeitgenössischen Kunst. Im Mittelpunkt stehen die Beziehungen zwischen Pilzen, Pflanzen, Insekten und Menschen, denn Pilze sind die großen

Netzwerker unter den Lebewesen. Wie leben Pilze? Was hat ihre Existenz mit unserer zu tun? Was können wir von Pilzen lernen? Ergänzt um wissenschaftliche Positionen lädt die Schau mit internationalen Kunstschaffenden dazu ein, die faszinierende Welt der Pilze neu zu entdecken.

PILZE – VERFLOCHTENE WELTEN
Bad Homburg, Museum Sinclair-Haus, 14 bis 19 Uhr, bis 9. Februar 2025

LITERATUR

Eckhard Nickel



Foto Fabian Zaparka

Nietenjacke, schrille Frisur, rotziges Verhalten – Lambert und Ezra wollen mit ihrer Band „Punk“ beweisen, dass man mit drei Akkorden immer

noch eine coole Figur abgeben kann. Zur Gruppe stößt Karen, die nun mit ihrer Kopfstimme für den intellektuellen Schliff sorgen soll. Wären da nicht ihre überbordenden Gefühle, die das musikalische Konzept zu verstimmen drohen. Nickel liest aus seinem dritten Roman „Punk“.

ECKHARD NICKEL
Wiesbaden, Literaturhaus Villa Clementine, 19.30 Uhr



Alle Termine finden Sie online unter [faz.net/vk](https://www.faz.net/vk)

RUFEN SIE DOCH DIE PROFIS AN:

Telefonisch schnell und bequem sind diese Firmen für Sie zu erreichen.

WICHTIGE TELEFONNUMMERN IN FRANKFURT

ÄRZTLICHER BEREITSCHAFTSDIENST..116 117
Für ambulant zu versorgende Notfälle:
ÄBD-Zentrale Universitätsklinikum
Theodor-Stern-Kai 7, Frankfurt am Main
ÄBD-Zentrale Bürgerhospital
Nibelungenallee 37-41, Frankfurt am Main
ÄBD-Zentrale Klinikum Höchst
Gutenstraße 6-8, Frankfurt am Main - Höchst

NOTÄRZTE UND FLUGÄRZTE e. V.
Privatärztlicher Notdienst 69 44 69
Zahnärztlicher Notdienst... 0 18 05/60 70 11
Apotheken-Notdienst... 0 18 01/55 57 77 93 17
Giftnotruf..... 0 61 31/1 92 40
Feuerwehr/Unfallrettung 112
Polizei..... 110
Weißer Ring –
Kriminalitätsoptioner finden Hilfe 25 25 00

COMPUTER

Hilfe und Kaufberatung bei allen Problemen mit PC, Internet, Mac, Router, WLAN und Telefonie. Reparatur sowohl vor Ort als auch in eigener Werkstatt oder per Fernwartung
PCDOKTOR.de | 069 - 90 50 28 20

Computer & Internet – Beratung, Service & Schulung vor Ort bei Ihnen Zuhause. Gerne 60plus und Senioren.
M. Schüller 069/736006 – www.pcservicefrankfurt.com

DACHBEDECKUNGEN

Schmidt Bedachungen GmbH
• Dacharbeiten aller Art • Spenglerarbeiten
• Reparatur-Schnelldienst • Garagensanierung
Tel. 01 71/ 2 62 45 49 + 0 60 61 / 7 34 85
Tel. + Fax 0 60 61 / 29 56
www.schmidtbedachung.de
Wir bieten Ihnen eine unverbindl. Überprüfung Ihres Daches

HEIZTECHNIK

Die Techniker HEIZUNG
Brennwertanlagen Gas/Öl
Wärmepumpen Pelletkessel
Beratung Planung
Walle-1-Tags-Montage
Selberrichterpakete
www.heizungsrechner-online.de
06122 - 9210-0 walle

MALERBETRIEBE

G & P Kraft Junger Malermeister vom Land
• günstig & fair • sämtliche Maler-, Tapezier-, Renovier-, Putz-, Fassaden- & Wärmedämm-Arbeiten • Trockenbau • auch im Raum Frankfurt • ☎ 0 60 41 / 87 50 • www.kraft-maler.de

RENOVIERUNGEN/MODERNISIERUNGEN

Renovieren aus einer Hand mit dem Vogelsbergteam

Wir führen für Sie aus: Maler- und Tapezierarbeiten, Innen- und Außenputzarbeiten, Trockenbauarbeiten, Wärmedämmarbeiten, Fassadenreinigungen, Betonsanierungen sowie Bodenbelagsarbeiten. Wir sind ebenso bereit, als Komplettrenovierung Gewerke aus anderen Handwerksbereichen zu übernehmen mit unseren Partnern, mit welchen wir schon jahrelang zusammenarbeiten.

Fordern Sie bitte kostenlos ein Angebot für Ihre Renovierungsarbeiten bei uns an.
KLIER GmbH
63683 Ortenberg, Am Bahnhof 6, Tel. 06046/436 Fax 2550, klier_gmbh@t-online.de

WICHTIGE TELEFONNUMMERN IN FRANKFURT

Behinderten-Fahrdienste und
Krankentransporte..... 0 69/800 60 100
Deutsches Rotes Kreuz..... 71 91 91-0
Arbeiter-Samariter-Bund..... 94 99 70
..... 3 14 07 20
Frauennotrufe Hessen 0 69/70 94 94
Tierschutz-Notruf 0 700/58 58 58 10
ACE-Pannendienststelle 0 18 02/34 35 36
ADAC-Pannenhilfe 0 18 02/22 22 22
AvD-Stadtpannendienst 6 60 66 00
EC-Karten-Sperrnummer..... 74 09 87
..... 0 18 05/02 10 21
Fundbüro..... 2 12-4 24 03

ABDICHTUNGEN

Nasse Wände? Feuchter Keller?
TÜV-überwacht, 100.000 erfolgreiche Sanierungen in der Gruppe.
Bad Vilbel 06101-802 41 64 Hanau 06181-304 99 34
Dreieich 06103-20 999 20 Obertshausen 06104-405 63 42
Frankfurt 069-8484 3757 Offenbach 069-7191 0209
www.isotec.de **ISOTEC** IMMER BESSER.

WEICO Bausanierung W. Weiss GmbH & Co. KG
T: 0 69 65 20 20
www.bausanierung-weico.de seit 1966

BAD

Badstudio Bornheim in Frankfurt
mit eigener Bäderausstellung
Badsanierungen aus einer Hand
Spezialisiert auf die Verlegung großformatiger Fliesen
Habsburgerallee 9, 60385 Frankfurt
☎ 069/20 02 20 74 www.bs-badstudio.com

FENSTER UND TÜREN

Fensterwechsel
Ohne Maurer.
Ohne Maler. Ohne Dreck.
Jetzt staatlichen Zuschuss sichern
T. 06109 24 98 39 **perfecta**
Werksvertretung Rhein-Main
perfecta-fenster.de Fenster | Türen | Rollläden

GARTEN- UND LANDSCHAFTSBAU

WIR HABEN NOCH TERMINE FREI!
GENIEßEN SIE DEN SOMMER IN IHREM GARTEN!
GARTEN-UND LANDSCHAFTSBAU
PFLANZARBEITEN • BAUM- UND HECKENSCHNITT
WILLI MÖLLER • BAUMFÄLLARBEITEN • RASENEINSAAT
AUCH IM ABEND NÖRDLICH JETZT ANRUFEN UND INFORMIEREN ☎ (069) 548 67 41

Garten- und Landschaftsbau Karl-Heinz und Henry MÖLLER
Meisterbetrieb
Engelthaler Str. 21 60435 Frankfurt
☎ 069/54 07 72 Fax 54 79 86 info@gartenbaumoeller.de
Übernahme sämtlicher Arbeiten rund um's Haus • Baumfällarbeiten bis 30 m Höhe (eigenen Hebebühne) • Baum- und Heckenschneidung • Terrassen anlegen • Pauschalgartenpflege • Rodungsarbeiten • Neupflanzungen • Schneeräumdienst

NÄHMASCHINEN

Bernina · ELNA · Brother · Pfaff · Singer
Nähmaschinen Verkauf und Reparaturen abholen und bringen
60311 FFM · Tel. 069-281071

ROLLLÄDEN

Genial einfach – einfach genial
Hausautomation mit Somfy
Mit TaHoma® von Somfy steuern Sie Rollläden, Sonnenschutz, Tore und vieles mehr ganz bequem – auch von unterwegs
rolladen-nett
Tannenwaldallee 2 61348 Bad Homburg Tel. 0 61 72/48 31 33
Waldstraße 77 63071 Offenbach Tel. 0 69/9 84 04 80
www.rolladen-nett.de

Seit 1894 Fabrik für
Rollläden Rollläden Markisen Jalousien
Fachbetrieb
automatisch elektrisch sicher
alles aus einer Hand
60431 Frankfurt
Ginnheimer Hof 26 55 59 12

TÜREN UND TORE

Tore - Antriebstechnik **WEITZ** Haustüren - Vordächer
Türen & Tore GmbH
Öffnungszeiten Büro + Ausstellung: Mo.-Do. 8-16.30 Uhr, Freitag 8-14 Uhr
weitere Termine nach Vereinbarung
Aktions-Sicherheitsstüren 2024
HÖRMANN-Haustüre ThermoSafe
Serienmäßig mit einbruchhemmender RC 3-Sicherheit, hohe Wärmedämmung mit einem Ud-Wert bis zu 0,87 W/m²K.
Aktionsgrößen bis 1250 x 2250 mm (auf Maß ohne Aufpreis) in verschiedenen Aktionsmodellen gemäß Aktionsprospekt.
Beratung und sorgfältiges Aufmaß vor Ort. Schonende Demontage, Entsorgung und fachgerechte Montage zu Pauschalpreisen möglich.
* unverbindliche Preisempfehlung, ohne Montage, für angegebene Aktionsgrößen. Inkl. 19% MwSt.
63683 Ortenberg/Lißberg, Vogelsbergstraße 73A • Direkt an der B 275
Tel. 06046 958880 • Fax 9588828 • www.weitz-tueren-tore.de

ZÄUNE

DRAHT WEISSBÄCKER
ZÄUNE · GITTER · TORE
Draht-Weissbäcker KG
Steinstr. 46-48, 64807 Dieburg
Tel. 06071 98810 · Fax 06071 5161
Internet: www.draht-weissbaecker.de
E-Mail: draht@weissbaecker.de
• Draht- und Gitterzäune • Tore
• Schiebetore • Drehkreuze
• Schranken • Türen • Gabionen
• Pfosten • Sicherheitszäune
• Mobile Bauzäune • Alu-Zäune
• sämtliche Drahtgeflechte
• Alu-Toranlagen • Rankanlagen
• auch Privatverkauf

Steigern Sie Ihren Umsatz durch Werbung



Frankfurter Allgemeine Buch

Der Mensch im Fokus

Die Arbeitswelt ist zahlreichen Herausforderungen und Transformationen ausgesetzt. Umso wichtiger ist eine auf Werten basierende und würdevolle Zukunft der Arbeit für alle. Wie diese aussehen kann, zeigen die Autoren anhand verschiedener Szenarien auf.



FÜR EINE WÜRDEVOLLE ZUKUNFT
Johannes Czwalina, Dr. Ferri Abolhassan
192 Seiten – 26 Euro – ISBN 978-3-96251-201-9
www.fazbuch.de – 0711-7899 2044
faz@zeitfracht.de





Stress mit den Fußballereltern

Sie mischen sich in das Spielgeschehen ein, sie schreien den Trainer an, sie setzen ihre Kinder unter Druck – und sie waren der Grund dafür, dass Lothar Matthäus erst kürzlich sein Amt als Jugendtrainer beim FSV Grünwald niedergelegt hat. Immer wieder gibt es Schlagzeilen über sie: die Eltern junger Fußballspieler. 2014 führte der Hessische Fußballverband für die Spiele der G- und F-Jugend die bis heute geltende Abstandsregel ein. Durch eine 15 Meter vom Spielfeld entfernte Elternzone soll damit für genügend räumliche Distanz zum Spielgeschehen gesorgt werden. Fußballereltern genießen nach wie vor vielerorts nicht den besten Ruf. Zu Recht?

In den sechs Fußballnachwuchsleistungszentren im Rhein-Main-Gebiet trainieren täglich Hunderte Spieler. Ihr Traum: eines Tages als Profi in einem der ganz großen Vereine spielen. Dort, wo sie darauf vorbereitet werden sollen, in den Leistungszentren, sind neben Spielern und Trainern auch Eltern Hauptakteure des alltäglichen Lebens. „Es gibt ohne Eltern keinen Nachwuchssport“, sagt die Sportpsychologin Valeria Eckardt. Sie forscht darüber, welchen Einfluss Eltern im Jugendfußball nehmen und wie Leistungszentren damit umgehen. „Manchmal werden Eltern als nervige Störfaktoren wahrgenommen. Ich wollte schauen, wie man sie konstruktiv einbinden kann“, sagt sie.

Das Bild, das von den sogenannten „Fußballereltern“ in der Öffentlichkeit gezeichnet wird, sei ihr zu einseitig. Es sind die Negativbeispiele, die prägnante Schlagzeilen bestimmen. In ihrer Zusammenarbeit mit den Nachwuchsleistungszentren hat sie schon die ganze Bandbreite erlebt: von Eltern, die ihr Kind nur zum Training fahren und ansonsten desinteressiert sind, bis hin zu solchen, die ständig mit dem Trainer diskutieren und erheblichen Druck auf ihr Kind ausüben. „Studien zeigen jedoch, dass ein Großteil der Eltern positiv unterstützend ist, aber so was macht eben keine Schlagzeilen“, sagt die Sportpsychologin. „Natürlich gibt es immer wieder Fälle, in denen Eltern über das Ziel hinausschießen und sagen: ‚Mein Junge ist der nächste Lionel Messi, der muss spielen. Sonst gehen wir woanders hin‘“, erzählt Alexander Richter, Leiter des Nachwuchsleistungszentrums der Eintracht Frankfurt. „Aber das sind Einzelfälle.“

Erfahrungen mit solchen Einzelfällen hat auch Volker Kersting in seiner mittlerweile 32 Jahre dauernden Laufbahn als Leiter der Nachwuchsabteilung von Mainz 05 gemacht. Dass einige Eltern am Spielfeldrand zum Teil sehr emotional werden, könne er verstehen: „Das war schon immer so und gehört zum Fußball dazu, solange es sich im Rahmen hält. Wir sitzen hier ja nicht in der Oper.“ Eine Entwick-

lung, die er im Laufe der Jahre jedoch festgestellt hat, ist, dass das Anspruchsdenken der Eltern höher sei und „man heute mehr in den fordernden Bereich kommt“. Kersting zufolge liegt das daran, dass mittlerweile viel Geld im Markt steckt und einige Eltern in ihrem Kind die Chance auf finanziellen Wohlstand sehen. Wenn der Fokus der Eltern darauf liegt und die Erwartungshaltungen an das Kind zu hoch sind, kann das Eckardt zufolge zu kontrollierenden und druckerzeugenden Verhaltensweisen führen. Ein enormer Stressfaktor – für Eltern, Kind und Trainer.

Um solchen Stressfaktoren entgegenzuwirken und sicherzustellen, dass Eltern, die mit dem Vereinswechsel drohen, wenn ihre Tochter oder ihr Sohn nicht genügend Einsatzzeit bekommt, Einzelfälle bleiben, rückt das Thema Elternarbeit immer stärker in den Fokus der Nachwuchsleistungszentren. Die Frankfurter Eintracht beispielsweise hat auf ihrer Informationsseite für Eltern vor drei Jahren einen Verhaltenskodex veröffentlicht. Punkt 1: „Wir sind Unterstützer:innen unserer Kinder und möchten keinen Druck aufbauen.“

Im Leistungszentrum von Mainz 05 finden regelmäßig Vorträge statt, in denen das Rollenverständnis und -verhalten von Eltern thematisiert wird. Ein freiwilliges Angebot, das viele Mütter und Väter in Anspruch nehmen. Der Deutsche Fußball-Bund (DFB) hat in seinen Richtlinien festgelegt, dass jedes Nachwuchsleistungszentrum einen Elternbeauftragten stellen muss, der sich um die Interessen der Eltern kümmert. Sportpsychologin Valeria Eckardt und ihre Kollegin Babett Lobinger haben in Zusammenarbeit mit der DFL und dem DFB eine Broschüre verfasst, die Eltern von Kindern in Nachwuchsleistungszentren über das System, Erwartungen und Herausforderungen informiert. Um viele Eltern zu erreichen, gibt es die Broschüre auch auf Türkisch und Englisch.

Solche Maßnahmen hält Eckardt für enorm wichtig, denn für Eltern bedeutet die Unterstützung ihrer Kinder im Nachwuchsleistungszentrum häufig Stress. „Sie erleben oft dieselben Emotionen wie ihre Kinder – wenn der Sohn ausgewechselt wird, fühlt sich auch die Mutter oder der Vater ‚ausgewechselt‘“, erklärt die Sportpsychologin. Besonders der Übergang vom Breitensport in ein Leistungszentrum kann Eltern Probleme bereiten: Neue Strukturen, unbekannte Abläufe und die hohen Erwartungen an das Kind lösen mitunter Unsicherheiten aus. Auch im Amateur-Fußball rücken Unterstützungsmaßnahmen und die Zusammenarbeit mit Eltern immer mehr in den Fokus, sind jedoch noch nicht so weit entwickelt wie in den Nachwuchsleistungszentren. Einen Elternbeauftragten kann sich nicht jeder leisten. Sonst stünde Lothar Matthäus dem FSV Grünwald vielleicht noch als Trainer zur Verfügung.

Und wieder ein Fehlstart der Mainzer

Die Rheinhesen bleiben sieglos in der Bundesliga, weil sie verlieren, „was man nicht verlieren darf“

„Jetzt stehen wir schon ein bisschen unter Zugzwang“, sagte der Innenverteidiger. Zwei Unentschieden und eine Niederlage – die erste nach einer Serie von elf nicht verlorenen Bundesligaspielen – könnten nicht der Mainzer Anspruch sein: „Schon gar nicht, wenn man sieht, wie wir heute die ersten 60 Minuten gespielt haben. Am Freitagabend in Augsburg müssen drei Punkte her.“

Leicht gereizt reagierte Kohr auf die Frage, ob er sich bewusst dagegen entschieden habe, den Konter, der zum zweiten Gegentreffer führte, zu unterbinden. An der Mittellinie hätte er den Bremer Romano Schmid von der Seite kommend stoppen können. Kohr vermiß jedoch einen Kontakt, Schmid trieb den Ball weiter. Der Grund: In der Nachspielzeit der ersten Halbzeit hatte ihm der Schiedsrichter wegen eines Fouls die Gelbe Karte gezeigt. Ein weiteres Foul, eine Gelb-Rote Karte wollte er nicht riskieren. „Das wäre dumm gewesen. Wenn ich in der Situation foule, spielen wir zehn gegen zehn“, sagte Kohr: „Ich glaube, das wäre nicht die

beste Idee gewesen. Ich sehe nicht, dass ich die Schuld am Gegentreffer habe.“ Sein Trainer Bo Henriksen sprach nicht von Schuld, schätzte die Szene jedoch anders ein. Auf die Frage, ob Kohr einen Platzverweis in Kauf hätte nehmen müssen, sagte er frank und frei: „Ja.“ Ungeachtet von Kohrs Part habe aber die gesamte Staffelfelung nicht gestimmt, fügte Henriksen hinzu – übrigens nicht zum ersten Mal in dieser Partie. Die Mainzer verlagerten das Spiel



Ungewohnt: Trainer Henriksen und Spieler Amiri verlieren zu Hause gegen Bremen.

Fotos dpa

nach dem frühen Rückstand, Marvin Ducksch traf in der 8. Spielminute per Strafstoß, nachdem Kohr Justin Njinmah gefoult hatte, zwar eine gute halbe Stunde lang in der Bremer Hälfte. Aber so sehenswert sie auch kombinierten:

Manheim (0:0) oder in den Vergleich während des Trainingslagers in Holland gegen niederländische Zweitligateams. „Wir haben einen großen Schritt gemacht und starten auf einem höheren Niveau“, sagt Albrecht. Ein Testmatch gegen den Lokalrivalen RRK, der zum Saisonstart 1:2 gegen Aufsteiger Ludwigsburg unterlag, konnten die Achtzigerinnen 3:0 für sich entscheiden – wie schon beide Zweitligabegegnungen im Vorjahr. Das erste Derby dieser Spielzeit steigt am 29. September (14 Uhr) auf der Frankfurter Anlage an der Feldgerichtstraße.

Den Bundesliga-Aufstieg fest im Blick

Hockey-Damen des SC 1880 beginnen erfolgreich

FRANKFURT. Im hessischen Damenhockey galt lange: Rüsselsheimer RK – und dann kommt lange nichts. Zwar liegen die Glanzzeiten des mehrmaligen deutschen Meisters vom Sommerdamm schon eine Weile zurück, doch mit einigen Vorstößen in die Feld-Bundesliga und Dauerteilnahme an der erstklassigen Hallenrunde waren die Rüsselsheimerinnen regional stets exponiert. Aber die scheinbar zementierten hessischen Hockey-Verhältnisse bröckeln, die Wachablösung ist in vollem Gange.

Ein paar Kilometer mainabwärts ziehen gerade die Damen des SC Frankfurt 1880 am RRK vorbei – und zwar nachhaltig, wie es scheint. Die beiden Mannschaften sind Konkurrenten in der Südstaffel der zweiten Liga, doch während die RRK-Damen keine Aufstiegsambitionen hegen können, wollen die Frankfurterinnen nur eins: hoch in die Bundesliga. Dort, wo sie sich seit genau 20 Jahren nicht mehr haben blicken lassen. „Die Leistung aus der vorigen Saison bestätigen und noch einen draufsetzen“, laute das Ziel, sagt Trainer Marc-André Sawall. Was angesichts von Rang zwei, den die Achtzigerinnen als Aufsteigerinnen erreichten, nur den Aufstieg 2024/25 bedeuten kann. „Das ist kein Geheimnis und bei uns seit Sommer unser verabredetes Ziel“, erklärt der 29 Jahre alte Coach, der Teil eines Trainerduos mit Raoul Weidlich ist. In ihrer ersten vollen Saison in der Verantwortung führten die beiden einstigen Erstligaspieler das Team zum Aufstieg in die zweite Liga, die im zweiten Jahr Zugehörigkeit nur noch eine Durchgangsstation sein soll.

Der Auftakt der Mission glückte am Sonntag mit einem 1:0-Erfolg beim Nürnberger HTC. Charlotte Heugens traf schon im ersten Viertel für den Favoriten. „Spielerisch ist noch viel Luft nach oben. Es war nicht so gut wie in der Vorbereitung, wir sind aber sehr glücklich über die drei Punkte zum Start“, sagte Sawall.

Die SC-1880-Damen fühlten sich bestens präpariert für die Runde, weil sie in den Testpartien zuletzt „ein paar Zeichen gesetzt haben“, wie Lenja Albrecht sagt. Die Kapitänin, 23 Jahre alt, spielt auf die guten Leistungen und Ergebnisse in Serie an, sei es gegen den klassenhöheren TSV

Manheim (0:0) oder in den Vergleich während des Trainingslagers in Holland gegen niederländische Zweitligateams. „Wir haben einen großen Schritt gemacht und starten auf einem höheren Niveau“, sagt Albrecht. Ein Testmatch gegen den Lokalrivalen RRK, der zum Saisonstart 1:2 gegen Aufsteiger Ludwigsburg unterlag, konnten die Achtzigerinnen 3:0 für sich entscheiden – wie schon beide Zweitligabegegnungen im Vorjahr. Das erste Derby dieser Spielzeit steigt am 29. September (14 Uhr) auf der Frankfurter Anlage an der Feldgerichtstraße.

Der Vorsprung in der Jugendarbeit ist ein wichtiger Faktor dafür, dass sich der SC 80 an den Rüsselsheimerinnen vorbeischieben konnte. Jedes Jahr kamen zuletzt Verstärkungen aus den eigenen Reihen, aktuell drängen sogar schon Spielerinnen des Jahrgangs 2007 in das Aufgebot.

Dagegen hat man beim RRK, dessen Stärke es all die Jahre gewesen ist, sich aus dem eigenen Nachwuchs mit der Ausbildung von Nationalspielerinnen wie Pauline Heinz immer wieder zu stärken, Schwierigkeiten, eigene Jugendspielerinnen auf Zweitliganiveau zu bringen. Auch in den weiblichen Jugendjahrgängen haben die Frankfurterinnen dem jahrelangen Platzhirschen Rang abgeliefert. Zum Teil auch mithilfe von Spielerinnen der ersten Damenmannschaft, von denen einige als (Ko-)Trainerinnen in der Jugendarbeit engagiert sind. Kapitänin Albrecht beispielsweise gehört dem Trainerstab der U16 an.

Aber auch gestandene Spielerinnen verstärkten in den vergangenen Jahren den SC 80. Allein sechs Medizinstudentinnen, die einen Platz an der Uni Frankfurt bekamen, wechselten an den Main. In diesem Sommer stießen Pauline Schreiber vom Hanauer THC und Emily Reutter (beide Jahrgang 2003) vom TSV Mannheim II hinzu, Greta Alfes kehrte nach einem mehrjährigen Auslandsaufenthalt zurück. Dagegen verließ Merle Knobloch eine wichtige Führungsspielerin die Mannschaft zum Harvestehuder THC.

Coach Sawall schätzt an seinen Achtzigerinnen, dass sie auf dem Feld „sehr fokussiert und ehrgeizig“ agieren, aber außerhalb des Kunstrasens „auch eine Spaßtruppe mit tollem Teamgeist“ seien. ALEX WESTHOFF

Trapp fällt vier Wochen aus

Faszienverletzung bremst Eintracht-Torwart

FRANKFURT Eintracht Frankfurts Torhüter Kevin Trapp hat eine Faszienverletzung im Oberschenkel erlitten. Das ergaben Untersuchungen am Montag. Der Fußball-Bundesligavererein rechnet damit, dass Trapp drei bis vier Wochen ausfällt. „Es ist nicht meine erste Verletzung. Ich sehe es als Chance, hart zu arbeiten und stärker zurückzukommen“, schrieb Trapp auf seinem Instagram-Kanal.

Beim 2:1-Sieg der Eintracht in Wolfsburg hatte sich der Torwart zum Ende der ersten Halbzeit an den Oberschenkel gegriffen. Er musste ausgewechselt werden. Ersatztorwart Kaua

Santos kam so zu seinem ersten Spiel in der Bundesliga. Der Brasilianer wirkte dabei souverän. Beim Ausgleichstreffer der Wolfsburger durch Ridle Baku war er machlos.

Die Eintracht geht davon aus, dass Trapp nach der Länderspielpause Mitte Oktober wieder einsatzbereit sein wird. Bis dahin wird der frühere Nationalkeeper fünf Spiele, darunter zwei in der Europa League, verpassen. In der Bundesliga darf Ersatzmann Santos gegen Borussia Mönchengladbach, Holstein Kiel und den FC Bayern zeigen, zu was er in der ersten Liga in der Lage ist. kori.

Sobald Werder nach Ballgewinn schnell spielte, einen Konter über die Mittellinie brachte, wurde es gefährlich. Womöglich wogen sich Henriksens Spieler mit einem Kollegen mehr auf dem Platz in zu großer Sicherheit, glaubten, in der Verteidigung ausreichend stark zu sein. Gepaart mit der fehlenden Geduld im Angriff und den untaglichen Versuchen, einen Treffer durch das verdichtete Zentrum zu erzwingen, ergab sich eine fatale Mischung. Bei Ballverlusten müsse die Mannschaft auch in Überzahl defensiv schneller umschalten, sagte der Trainer später enttäuscht: „Aber im entscheidenden Moment hatten wir keine Restverteidigung. Deshalb verlieren wir ein Spiel, das wir niemals verlieren dürfen.“

Und deshalb stehen die Mainzer nach drei Spieltagen in der Tabelle nur unwesentlich besser da als vor einem Jahr zu diesem Zeitpunkt; seinerzeit gewannen sie den zweiten Punkt erst in der siebten Begegnung. Nach drei Spielen stehen sie auf Platz 15, vor den punktlosen Bochumern sowie den Aufsteigern St. Pauli und Kiel. Und doch ist das Spiel der Mainzer besser als in den letzten Wochen unter Henriksens Vorgänger Bo Svensson. „Was uns noch fehlt, ist die richtige Balance zwischen vorne voll draufzugehen und uns auch mal fallen zu lassen“, sagte Kohr: „Dadurch entstehen große Räume für den Gegner, wenn mal jemand pennt.“ Mit einigen neuen Spielern im Team könnten die Abläufe noch nicht optimal funktionieren: „Aber trotzdem dürfen wir ein solches Spiel zu Hause in Überzahl nicht verlieren.“ PETER H. EISENHUTH

Rausch und Sucht

Fesselnd und intim:
„High“ im Theaterhaus

FRANKFURT In unserer Familie passiert doch so etwas nicht. Die Erwachsenen werden sich erlöst fühlen bei diesem Satz. Wenig später wird man nicht anders können als mitzufühlen. Den Schmerz, die Angst, ein Kind für immer zu verlieren, die Fremdheit, obwohl es doch erst ein paar Jahre her ist, dass das Kind mit den Eltern gekuschelt hat. Das böse Erwachen, wenn klar wird: Man hat gedacht, der Sohn geht zum Eislaufen – aber da hat er schon am Mainufer Drogen konsumiert. Irgendwann schreit es aus der Mutter heraus: „Du bist ein Junkie!“

Das ist die eine Seite. Die andere, die man fühlen kann, gehört zu einem ganz normalen Jugendlichen aus einer glücklichen Familie. Mit 13 kommt er bekifft nach Hause, bald kommen Ecstasy und Ketamin dazu, dann Benzos und alles andere. Der Rausch wird zum Normalzustand. Für jede Lage das richtige Mittel, zum Lustigsein, zum endlos Feiern, zum Runterkommen.

Es war toll, es war schwerelos, das sagt er auch heute. Große Gefühle, irre Phantasien hat er erlebt – und dass man Angst, Depressionen einfach wegbeamen konnte. An vieles, das zwischen seinem 17. und 19. Lebensjahr passiert ist, kann sich Jonathan, heute 21, aber nicht mehr erinnern.

Das, was er noch weiß, hat er aufgeschrieben, und es ist ein zweites Mal durch seinen Körper gegangen – bewusst. Wahrscheinlich könnte man „High“, eine wahre Geschichte, auch durch andere spielen lassen. Doch im Frankfurter Theaterhaus spielen der echte Jonathan und seine echte Mutter. Die Geschichte ist ihre Geschichte. Sie haben sich dafür entschieden,



In der Box: Szene aus „High“ im Theaterhaus
Foto Katrin Schander

sie zu Theater werden zu lassen. Auch um über gängige Drogen und deren Wirkung aufzuklären. Aber ein dröges Präventionsstück, wie es so viele gibt, ist „High“ überhaupt nicht.

Susanne Schyns, langjähriges Ensemblemitglied im Theaterhaus Ensemble, und ihr Sohn transzendieren ihr persönliches Erleben in ein mitreißendes, todtrauriges, hartes und sanftes Duett, das die beiden sprechen, singen und vor allem auch tanzen. Denn durch die Körperarbeit (Leo Kees) und inszeniert von Rob Vriens, der lange Hausregisseur am Theaterhaus gewesen ist, findet die Erzählung buchstäblich zu Körper und Raum, in einem kleinen Bühnenbau, der Schutz, Gefängnis oder die Hoxbox sein kann, von der Jonathan, im Ton jugendlicher Heldentaten, berichtet. Schließlich hat er bis zuletzt nicht geglaubt, dass er stichtig ist. Innen ist der Raum psychedelisch bunt wie die Rauschphantasien. Außen ist rohes Holz. Erst als Jonathan beschlossen hat, nicht mehr so sein zu wollen, wie er damals war, ist er wieder bei sich angekommen.

EVA-MARIA MAGEL

HIGH, Theaterhaus Frankfurt, nächste Vorstellungen 17. bis 19. September um 10 Uhr. Von 13 Jahren an.

Zelttheater am Main

FRANKFURT Da sein Stammpfad am Mainufer diesen Sommer von Fußballfans besetzt war, schlägt Comedia Mundi erst diesen Herbst sein Zelt mit Caféwagen in Höhe des Filmmuseums auf. Das Programm beginnt am 21. September um 19.30 Uhr mit der Vorführung eines Dokumentarfilms von Felix Rudolph über das traditionsreiche Zelttheater. Ein Wiedersehen gibt es mit der 2023 uraufgeführten Fallada-Inszenierung „Kleiner Mann – was nun?“, die von 25. September an gezeigt wird. Bis 22. Oktober, wenn das Theater sein Zelt wieder abbaut, stehen ein Blueskonzert mit Chris B., das Variété „Hoch die Tassen“ und für Kinder die Theaterstücke „Janko, ein musikalisches Märchen“ und „Frau Sonntags Woche“ auf dem Programm. Weitere Informationen im Internet unter www.comedia-mundi.de.



Frauen-Powertrio: Die irische Band Cherym gehörte zu den Newcomern, die sich beim Festival „Blow“ im Zoom vorstellten.

Foto Peter Jülich

Öfter mal was Neues

FRANKFURT Mit „Blow“ hat der Musikclub Zoom ein eigenes Festival begründet. Das soll fortan zwei Mal im Jahr neuen Bands und Künstlern unterschiedlicher Genres eine Plattform bieten.

Von Christian Riethmüller

Fr Frankfurt hat eigentlich kein Ohr für frische Klänge. Die Auftrittsmöglichkeiten für Newcomer jedes Genres sind begrenzt, die örtlichen Radiostationen desinteressiert und viele Musiklokale aus der Innenstadt verschwunden, was spontane Konzertbesuche erschwert. Auch das Zoom als einer der wichtigsten Clubs der Stadt ist vor etwa zwei Jahren aus der Brönnestraße nahe der Zeil ins Industriegebiet in Fechenheim gezogen und damit einer Laufkundschaft fern. Doch dafür gibt es dort Platz und gleich drei Bühnen unterschiedlicher Größe, was den Konzertveranstalter Markus Gardian nun einen lang gehegten Plan umsetzen ließ, ein Newcomer-Festival zu organisieren, das drei Tage lang frische Klänge sowohl von regionalen als auch internationalen Künstlern präsentieren wollte.

Inspiziert von wesentlich größeren Veranstaltungen wie dem Reeperbahn-Festival in Hamburg soll das Blow-Festival im Zoom eine Plattform sein, auf der sich Vertreter unterschiedlicher Genres – von Rock und Punk über Hip-Hop und Electro bis hin zu Soul und Jazz – dem Publikum vorstellen können, das je nach Gefallen vor einer Bühne verweilt oder eben zur nächsten Bühne weiterzieht, auf jeden Fall aber Musik auch jenseits der eigenen Blase und gefestigter Vorlieben zu hören bekommt und so vielleicht unerwartete Entdeckungen macht.

Dieser Plan ist nun bei der ersten Ausgabe des Blow-Festivals durchaus aufgegangen, wenngleich das Publikum sich erst noch an den Gedanken gewöhnen muss, dass hier wirklich an drei Abenden hintereinander ein großes Musikprogramm geboten wird und auf die Ausdauernden auch noch am späten Sonntagabend exzellente Bands warten, die in Städten wie Berlin, Amsterdam oder London schon alleine Clubs füllen würden.

In Frankfurt dagegen herrschte vor allem am Freitag und am Samstag mit rund 2500 Besuchern gehöriger Andrang, was verschiedene Gründe gehabt haben dürfte: ein Schwerpunkt auf regionale Gruppen wie die Frankfurter Krautpop-Formation Newmen, die Darmstädter Sweet Soul-Formation Theodor oder die Frankfurter Hardcore-Band The Pill, lange Clubnächte mit angesagten DJs wie GG Vybe und Auftritte von jenen Vertretern zwischen Rap und Pop wie dem Berliner Musiker Zartmann, die in den sozia-

len Netzwerken Instagram und Tiktok gefeiert werden.

Weil Gardian und seine Mitstreiter bei der Erstauflage des Festivals bewusst darauf verzichtet hatten, die jeweiligen Auftrittszeitungen der insgesamt gut 60 Bands und DJs lange vorab anzukündigen, ergab sich vor allem am Freitag, aber auch am Samstag der gewünschte Effekt, dass das Publikum umherwandert und von den Darbietungen auf den Bühnen im großen, mittleren und kleinen Saal überrascht wird.

Etwas anders zeigte sich die Situation dann am Sonntag, der weit weniger Publikum als an den Abenden zuvor lockte, auch wenn er gerade für Rockfans ein exquisites Programm bot. Die wussten nur nicht alle davon, was sich exemplarisch an einem bestimmten Act festmachen ließ. Weil ein Konzert der irischen Punkpop-Legende The Undertones schon vor der endgültigen Blow-Terminierung gebucht worden war, wurde die Band ein-

fach ins Festivalprogramm aufgenommen, obwohl deren Newcomer-Zeiten nun bereits 45 Jahre zurückliegen. Weil sie mit dem Jahrhundertssong „Teenage Kicks“ aber eine der wichtigsten Hymnen überhaupt über das Jung(mann)-sein geschrieben haben, passten sie doch sehr gut zu all den anderen Bands des Abends, ob nun zu dem irischen Frauen-Powertrio Cherym, dem amerikanischen, etwas an die Talking Heads erinnernden Trio Omni oder dem auf den Spuren von Fehlerfarben wandelnden Quartett Pisse aus Hoyerwerda, ganz zu schweigen von den großartigen, wie eine Mischung aus Rolling Stones und Strokes klingenden Silver Lines aus Frankfurts Partnerstadt Birmingham oder den Londoner Indierock-Grahlhüttern Bar Italia. Auf die Klasse dieser neuen Bands mussten aber ausgerechnet die alten Untertones aufmerksam machen, die ihre Zuhörer aufforderten, doch auch noch einen Raum weiterzugehen und diesen Musikern zu lauschen, bei denen ebenfalls die Gitarren geschwungen wurden. Die nötige Neugier an einem späten Sonntagabend brachte dann aber doch nicht mehr jeder Untertones-Fan auf.

Vielleicht aber wollten sie diese Neugier auch für den 7. und 8. Februar 2025 bewahren, wenn das nächste Blow-Festival im Zoom stattfindet, wo es künftig zwei Mal im Jahr veranstaltet werden soll.

Durchs Schlüsselloch

FRANKFURT Jo van Nelsen singt Frivoles in der Käs

Alles schon mal da gewesen. Schon 1910 dichteten Professoren Goethes Ballade „Der König von Thule“ um, weil sie sich gar unsittlich, also politisch unkorrekt, auf „Buhle“ reimte. Jedenfalls in dem Chanson, das Jo van Nelsen in seinem neuen Programm zum Besten gab. Drei Jahre hat der Frankfurter Kleinkünstler an diesen rund hundert Minuten gearbeitet, bevor er die Brettlbühne der ausverkauften Käs betrat und sein Publikum mit seinen „frivolon Chansons“ zu Begeisterungstürmen hinriss. Mit seinem „Blick zurück durch's Schlüsselloch“ hat sich van Nelsen zu seinem 35. Bühnenjubiläum selbst beschenkt. Mit 56 blickt er nun zurück bis ins deutsche Kaiserreich, und mit seinem Idol Helen Vita bewegt er sich singend und confierend vorwärts bis in die Sechzigerjahre, in denen er geboren wurde.

Kennt er das noch? Oma reißt Zoten aus den Zwanzigerjahren, und Mama, Kind der prüden Fünfziger, ringt die Hände: „Mutti, die Kinder!“ Aus diesem Geist ist der Abend voller frecher Chansons geboren, darunter acht von Helen Vita zwischen 1963 und 1968. Bernd Schmidt, Pianist und van Nelsens treuer Begleiter seit zwölf Jahren, hatte ein Foto der inspirierenden Kabarettistin und Chansonnière, die 1948 von Brecht aufs Brett geschickt worden war, auf den Flügel gestellt. Van Nelsen hatte sie noch Mitte der Achtziger in Köln gesehen, jetzt sang er ihr Chanson über die „Rue Chiffonnière“: „Bitte, bitte weiter ...“ – man kann sich denken, womit, denn das war 1881 Standard am Montmartre. Studenten hatten das französische Kinderlied erotisch umgetextet, Walter Brandin hat es für die Vita übersetzt.

Hierzulande wurden 27 ihrer erotischen Lieder verboten. Kein Wunder, denn mancher Priapus sprengt bei ihr

mit seinem Gemächt sogar noch den Sargdeckel. „Das Leichtfertige liegt uns nicht so“, beklagte van Nelsen und erinnert daran, dass das unschuldige Wort „Popo“ auf der Bühne im Kaiserreich eine Geldstrafe nach sich zog. Tucholsky behielt auch später recht: „Der Deutsche hört da auf, wo der Franzose anfängt.“ Frankfurt sei aber liberaler gewesen als Baden-Württemberg, differenzierte van Nelsen, der gegen die neue Prüderie zu Felde zieht, wie einst Erich Kästner, Friedrich Hölderlin und Helen Vita in dem Münchner Kabarett Kleine Freiheit. In Zeiten der woken Wehleidigkeit und des Genderns kontextualisiert er seine Chansons entsprechend.

Wer es mit einer Sphinx von hinten treibt, war schon früher der „Anfang vom Ende des Abendlandes“. „Allerdings spricht die Sphinx“ das Wort „Dings“ nicht aus, denn es war verboten, wie heute das N-Wort. Aber van Nelsen hatte an eine Triggerwarnung gedacht, um sein Publikum nicht priapistisch zu traumatisieren. In den Chansons der Zwanziger und Dreißiger reimt sich „Frieda“ auf „immer wieder“, den Kriegerwitwen mit ihrer Gelegenheitsprostitution folgte die deutsche Hausfrau der Wirtschaftswunderjahre, die sich nach italienischen Kellnern sehnt. Dann einer „Popel-Arie“ und einem Damenduetten der beiden Herren verlangte das rasende Publikum eine Zugabe und van Nelsen war ihm zu Willen. CLAUDIA SCHÜLKE



Jo van Nelsen

Foto: Michael B. B.

JO VAN NELSEN

Am 29. Dezember um 18 Uhr kehrt Jo van Nelsen mit seiner Show zurück in die Käs.



Buchkunst

Von Katharina Deschka

Die erdbeerrotten Flaschen, die neben den aufgestapelten Krimis prangen, springen beim Betreten der Buchhandlung auf Rügen sofort ins Auge. „Svensk Sommar“ steht auf den Etiketten, was ebenso verheißungsvoll klingt wie die Ostsee bei Sonne, mit ihrem Wind und Wald. Wie frisch gepflückte Beeren. Erdbeeren befinden sich auch in dem Aperitif, sogar zusammen mit Rhabarber noch immer eine zucker-süße Kombination. Denn kaum haben wir einen längeren Blick auf die Getränke geworfen, werden uns auf einem Tablett ein paar Gläser serviert. Nicht nur die Erdbeervariante, sondern zum Vergleich auch noch die mit Holunder und Stachelbeeren.

Während wir den Aperitif süffeln und dazu in Kriminalromanen blättern, die endlich einmal nicht mit einem roten Bestellertablet versehen sind, entscheiden sich die Kinder für ganze Stapel von Jugendromanen. Wieder erweisen sich die Damen des Buchladens als überaus findig. Der Tochter raten sie, den Roman in Originalsprache zu nehmen, mit Seitenblick zu den Eltern hin. „Dann lernst du gleich besser Englisch.“ Und als eine junge Frau mit Dackel den Laden betritt, eilt eine Bücherfrau mit Hundehäppchen zur Besitzerin, um ihr nebenbei eine ausführliche Beratung über hier erhältliche Wanderkarten angedeihen zu lassen.

Schon vier Mal ist der Buchladen in Gingst zur Buchhandlung des Jahres gewählt worden. Das liegt selbstverständlich an seiner Auswahl an Literatur. Aber auch an der Aufmerksamkeit, mit der auf die Wünsche der Kunden eingegangen wird. Nächstes Jahr kommen wir wieder.

Aus der Ferne groß

Cyril Tyrone Hübscher im 1822-Forum

FRANKFURT Mut hat er, das muss man diesem Künstler lassen. Sicher, auch zur Lücke, aber das wird man Cyril Tyrone Hübscher kaum zum Vorwurf machen wollen. Schließlich hat der frischgebackene Absolvent der Städelschule keinen Reiseführer Frankfurt schreiben wollen. Und auch kein Handbuch zur Hochhausarchitektur, wie man im 1822-Forum der Frankfurter Sparkasse meinen könnte. Dabei kommen Elemente beider Genres vor in „Manifesting Manhattan“, das Hübscher eher unpräzise vorstellt – in „Arte-Povera-Hängung“, wie Kurator Max Pauer Hübschers Konzept auf den Punkt bringt.

Nicht die Ausstellung seiner druckfrischen Publikation also ist dem Schweizer Künstler das Entscheidende. Sondern das Buch, mit dem sich Hübscher vom Untergang der im Zweiten Weltkrieg zerstörten Stadt über „die Hochhausfrage“ bis zum „Frankfurter Häuserkampf“ und zum Zentrum des Techno und von den Hoffnungen Frankfurts, die Hauptstadt der jungen Bundesrepublik zu werden, über das Vorbild Amerika bis zur Neuen Altstadt ein Bild der kleinen Metropole zu machen und „die Essenz der Stadt zu fassen“ sucht.

Dabei ist sein Blick zunächst der eines Architekten, der fasziniert ist von der einzigen Skyline in Europa, die diesen Namen verdient. Weshalb man „Manifesting Manhattan“ zunächst einen architekturhistorischen Essay des Künstlers nennen möchte. Und einen Versuch, Frankfurt und die Frankfurter zu verstehen. Nun wäre Hübscher nicht der Erste, der daran scheiterte. Hübscher aber, der Architektur studiert hat, bevor er sich der Kunst zuwandte, hat nicht nur eine Menge recherchiert. Seine aus einfachsten Mitteln errichtete Hochhauskulisze hat durchaus Charme. Mit einer auch Urfrankfurter einleuchtenden Pointe. „Frankfurt erinnert mich an Herrn Tur Tur, den Scheinriksen aus ‚Jim Knopf‘“, so Hübscher. „Aus der Ferne erscheint Frankfurt groß und einschüchternd, doch je näher man kommt, desto mehr zeigt sich der Charakter einer Kleinstadt.“ Mag sein, das ist am Ende auch nur ein Klischee. Aber es ist doch allemal etwas daran. CHRISTOPH SCHÜTTE

MANIFESTING

MAINHATTAN bis 21. September, 1822-Forum, Fahrgasse 9, Frankfurt.